

Über die Quellen
der
Fabeln, Märchen und Schwänke
des
Hans Sachs
von
A. L. Stiefel.

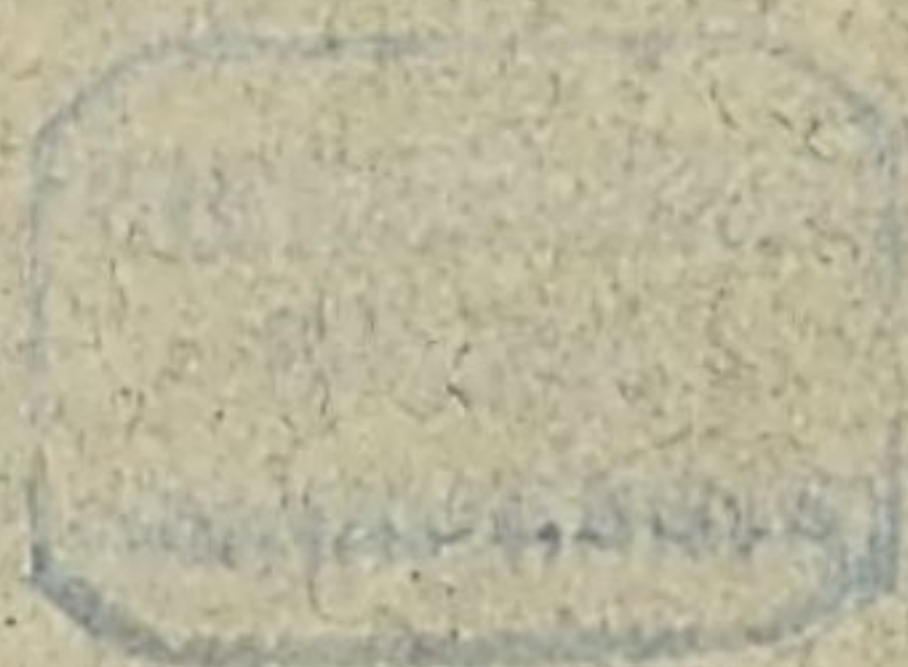
Sonderabzug aus der Festschrift zur 4. Säcularfeier des H. Sachs.
Herausgegeben von A. L. Stiefel.



Nürnberg 1894.

W. Tümmel's Buch- und Kunstdruckerei, Nürnberg.

158
- Gesch. 1738



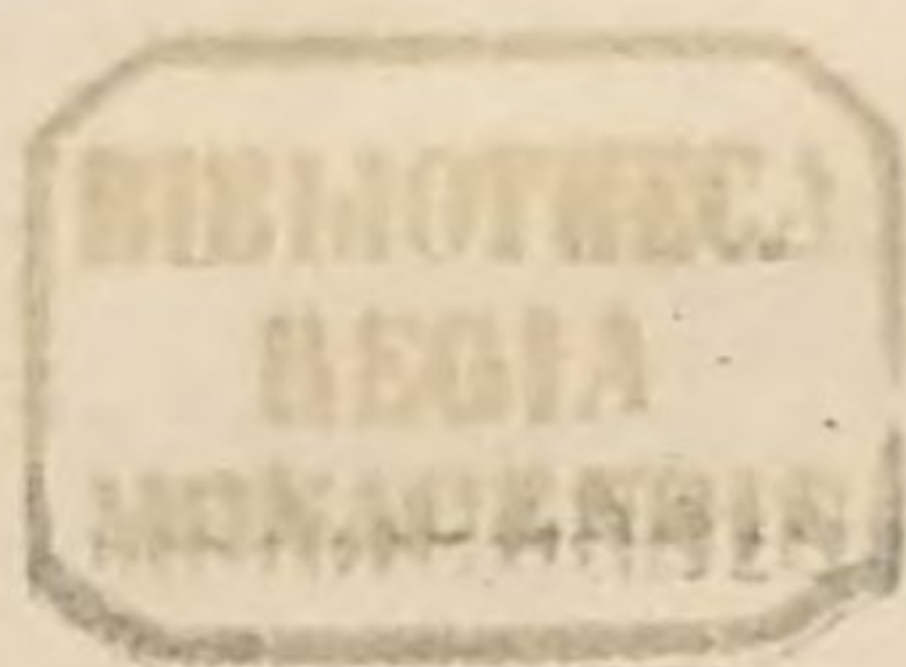
Über die Quellen
der
Fabeln, Märchen und Schwänke
des
Hans Sachs
von
A. L. Stiefel.

Sonderabzug aus der Festschrift zur 4. Säcularfeier des H. Sachs.
Herausgegeben von A. L. Stiefel.



Nürnberg 1894.

W. Tümmel's Buch- und Kunstdruckerei, Nürnberg.



Meiner eifrigen, umsichtigen Mitarbeiterin
auf dem Gebiete der Wissenschaft,

meiner innigst geliebten

Martha

in ehelicher Liebe und Treue gewidmet.

A. L. Stiefel.

16. Die Kunst der Buchführung

von Dr. J. J. J.

Leipzig

Verlag von J. J. J.

1875



Über die
Quellen der Fabeln, Märchen und Schwänke
des
Hans Sachs.

Von A. L. Stiefel.



orliegende Arbeit war anfänglich bestimmt, allein den Inhalt der Festschrift zu bilden. Sie sollte nicht nur alle Fabeln und Schwänke, sondern auch alle Historien umfassen. Bei der erfreulichen Erweiterung des Festschriftprogramms war ich bemüht, so gut als es ging, zu kürzen: Ich schloß die Historien ganz aus, obwohl viele derselben sich in nichts von den Schwänken unterscheiden, ich ließ diejenigen Fabeln und Schwänke weg, bei denen Andere die Quellen bereits, wenn auch nur kurz, angegeben hatten, und begnügte mich öfters, besonders in der zweiten Hälfte der Arbeit, mit einem flüchtigen Hinweis auf die betreffende Quelle. Aus dem gleichen Grunde verzichtete ich darauf, den Quellen mehrerer Schwänke nachzugehen, bei denen ich auswärtiger Bibliotheken bedurft hätte. Gleichwohl war das Thema noch zu umfassend, der Stoff zu reich, als daß ich meinen Beitrag auf das Maß der übrigen hätte reduzieren können. Möge man mir das nicht als Unbescheidenheit deuten.

Vielleicht erwarten Manche, hier eine allgemeine Betrachtung über die interessanten Ergebnisse, welche der Vergleich der einzelnen Dichtungen des H. Sachs mit seinen Quellen liefert, aber auch diese mußte dem Streben nach Kürze zum Opfer fallen.

Zu meinem Bedauern hat meine Arbeit gar manche Lücke aufzuweisen. Man wird dies gewiß entschuldigen, wenn ich bemerke,

daß ich fast ausschließlich auf die in vieler Hinsicht dürftigen Hilfsmittel der hiesigen Bibliotheken angewiesen war.

Meiner Abhandlung liegt für die erste Hälfte die vortreffliche Ausgabe der Fabeln und Schwänke von Hans Sachs Band I (Halle 1893) zu grunde, welche wir dem unermüdlichen Fleiße E. Goetze's verdanken; für die zweite Hälfte habe ich die Folioausgabe und die Ausgabe von Keller-Goetze benützt. Die Reihenfolge der Gedichte ist im großen und ganzen chronologisch.

Wer aufmerksam die Quellen des Hans Sachs verfolgt, wird bald zwei interessante Beobachtungen machen: der Dichter beherrscht den ganzen unendlichen Schatz antiker, mittelalterlicher und Renaissance-Litteratur sowohl in Dichtung als in Geschichte, Geographie u. s. w. Er begnügt sich nicht, seine Dichtungen — deren Zahl bekanntlich Legion ist — nach der ersten besten Quelle auszuarbeiten, sondern er kennt in der Regel mehrere, oft alle damals bekannten Versionen über den Gegenstand, aus denen allen er sich die brauchbarsten Züge auswählt, sie nicht selten durch treffliche, selbsterfundene Zuthaten bereichernd und alles zu einem harmonischen Ganzen verschmelzend. Zeigt das eine unseren staunenden Blicken die Universalität des rastlos schaffenden fruchtbaren Meisterfängers, so beweist das andere, daß seine Werke in der Regel keine flüchtigen handwerksmäßigen Erzeugnisse, sondern wohldurchdachte, zielbewußte Leistungen waren, bei welchen der Dichter, allerdings mit nicht immer gleichem Erfolge, sein ganzes Wissen, sein bestes Können einsetzte. Wollen wir daher die Quellen des Dichters genau ermitteln, so haben wir jede, auch die kleinste seiner Dichtungen einer besonderen Untersuchung zu unterstellen. Treten wir an dieselbe heran.

Die 18 schön eyner junckfrawen¹⁾. (No. 1.)

Dieser 1527 geschriebene „Schwank“ geht auf eine Stelle in H. Bebel's »Adagia Germanica« zurück, welche Sachs, sei es nun direkt, sei es durch eine Mittelquelle, kennen lernte. Ich stelle, um das Verhältniß zwischen Bebel und Sachs zu veranschaulichen, die fragliche Stelle aus den »Adagia Germanica« mit den entsprechenden Versen aus unserem Schwank zusammen.

¹⁾ Die den Titeln beigefetzten Ziffern bezeichnen die Nummern in E. Goetze's »Sämtliche Fabeln u. Schwänke von H. Sachs«, Halle 1893. Neudrucke etc. B. 110—117.

Sachs

Vers 29 ff.:

Sie sprach: „Der schön find wol achtzehen,
Die natürlichen Mayster jehen;
Die werden auß gethailt darbey
Inn fechs thail, yeder thail hat drey.
Drey kurtz find im ersten anfang,
Darnach inn dem andren drey lang,
Vnnd zu dem dritten find drey lind,
Vnd zum vierdten drey schneeweiß find,
Vnd zum fünfften drey Rosen rot,
Zum sechsten drey kohlschwartz find not.“

* * * * *

Von erst hab ich drey kurtz genendt:
Das find zwei kurtze ferßlein schien,
Das dritt ein kurtz gespalten Kien.
Nach dem drey lang sagt man vor zeyten
Zu erst zwo lang geronig feyten,
Das dritt ein lang gold gelbes har.
Drey lind, der solt jr nemen war:
Das erst zway zarte hendlein find
Vnd auch ein peuchlein waich vnd lind.
Zu dem vierdten drey schneeweiß fein:
Die ersten zway weisse prußlein,
Die dritt ein weisses helßlein ist.
Die fünfften drey Rosen rot wißt!
Zway rote wenglein thu ich kund,
Die dritt ein rosenfarben mundt.
Die sechsten drey schwartz als ein kol:
Zwo find zway schwartz euglein wol,
Die letzt schwartz ich nit nennen kann;

Bebel

(Blatt J7^b)¹⁾:

Haec mulier per-
fecte formosa erit,
quae habuerit: tria
dura, tria mollia,
tria breuia, tria
longa, tria nigra,
tria alba, tria rubra.
dura sunt & duo
vbera & podex feu
nates; mollia duo
manus & venter;
longa sunt duo la-
tera & digiti; breuia:
duo pedes & na-
sus; nigra: duo
oculi & c;
rubra: duo gene
& os feu labra;
alba: & crura &
ceruix.

Ein Unterschied zwischen Bebel und Sachs springt bei diesen Aufzählungen gleich in die Augen: Bei Bebel find es 21, bei Sachs nur 18 Schönheitszeichen. Der Nürnberger hat die „tria dura“ weggelassen; offenbar, weil er „podex feu nates“ seine „zart Junckfraw“ nicht anführen lassen konnte. „Duo vbera“, die er nicht entbehren mochte, schob er an Stelle der minder notwendigen „crura“. Lange Finger bedäuchten ihm aber ebenfowenig als eine kleine Nase ein Schönheitszeichen, er setzte an Stelle der ersten „goldgelbes Haar“ und anstatt der letzteren „ein kurtz gespalten Kien“.

Alle diese Änderungen müssen als Verbesserungen bezeichnet werden. Daß Sachs die trockene Aufzählung Bebel's durch ein Gespräch zwischen dem Dichter und einer „Junckfraw“ ersetzte —

¹⁾ Bebeliana opuscula noua. Argentoraci Joannes Grüniger imprimebat Anno 1508.

eine bei Minne- und Meisterfängern geläufige Form, die Sachs oft verwendete — verdient Lob¹⁾.

Der pawern tantz. (No. 2.)

Seit den Tagen Nithart's von Reuental gehörten Bauerntänze, sei es selbständig, sei es in der Schilderung von Bauernhochzeiten inbegriffen, zu den stehenden Themen in der deutschen Poesie. Besonders sagten sie in der Zeit des Verfalls und der Verwilderung im 15. Jahrhunderte den verrohten Geistern zu. Laßberg's »Liederfaal«, »Der Ring« Heinrichs von Wittenweiler, Das Liederbuch der Clara Hätzlerin, die Lieder H. Heffelloher's und einzelne ältere Faßnachtspiele liefern Belege hiefür. In allen diesen Dorfdichtungen wird das rüppelhafte Treiben der Bauern, ihr ungeschlachtet, rohes Tanzen, ihre wüste Völlerei und namentlich ihre Rauflust von adeligen und bürgerlichen Sängern ungeschminkt dargestellt.

Ganz im gleichen Stil ist H. Sachsens »Bauerntanz« aus dem Jahre 1528 gehalten, den wir nicht als eine Erfindung unseres Meisters, sondern gewiß als eine direkte Nachahmung irgend eines älteren ähnlichen, z. Z. noch unbekannten Gedichtes betrachten müssen.

Fabel mit dem Frosch vnd der Mauß. (No. 3.)

Das Quellenverhältnis dieser Fabel bietet große Schwierigkeiten. Sachs ist weit ausführlicher als alle bekannten Versionen (von denen Oesterley in den Nachweisen zu Kirchhof's »Wendunmut« VII, 71 eine große Anzahl anführt).

Mich bedünkt es, daß für die erste Hälfte Steinhöwel's »Aesop« I, 3 in erster Linie benutzt ist. Man vergleiche:

Steinhöwel:

Zu zyten wäre ain mus
gern über ain waßer gewesen

Sachs:

Ein Mauß bey einem Wasser faß,
Gar geren sie hinüber was

¹⁾ Wie ich nachträglich sehe, hat sich schon 1866 R. Köhler im 11. Bande von Pfeiffers »Germania« mit unserem Gedichte beschäftigt und viele Nachweise zu dem Stoffe gegeben; auch Bebel erwähnte er, ohne indes den Zusammenhang zwischen diesem und Sachs mit einer Silbe zu berühren. — Es sei hier noch bemerkt, das H. Sachs im 17. Jahrhundert einen Nachahmer oder gar Plagiator fand. Drugulins »Historischer Bilderatlas« I p. 101, No. 2553, erwähnt: Die achtzehn ausbündige — Schöne einer — Junckfrawen etc. durch Pamphilum Partenophilum etc. Der Anfang lautet: Einstmals als ich spatziiren ging. E. Weller setzt das Gedicht (Annalen II, 479) circa 1622 und glaubt, daß es in Nürnberg gedruckt sei.

Steinhöwel:

— — — tunket sich der frosch
und zog die mus under sich.

Sachs:

— — — der Frosch zu stund
Sich nieder ducket biß zu grund,
Vnd zog die Mauß fast vndter sich.

Vielleicht ist auch die in der Vita Aesopi stehende gleiche Fabel (Oesterley's Ausg. S. 74), die im ersten Teil bedeutend von Aesop I, 3 abweicht, an einer Stelle benützt:

Vita Aesopi:

Do aber die mus merket, daz sie
sterben wurde von dem frosch, ward
sie schryend und klagen: Ich würd
uß untrüw getötet.

Sachs:

DieMauß mit forchten darauffschwamb
— — — —
Die Mauß die schrey: Frosch, wilt
du mich
Ertrenken? Das wer ein untrew.

Das Schreien der Maus ist ein Zug, der sich doch kaum zufällig in diesen beiden Versionen allein findet.

Luther, der diese Fabel, und zwar ebenfalls Steinhöwel I, 3, nachgebildet, ähnelt Sachs in zwei Punkten, erstens, daß er den Frosch ausdrücklich als „hemisch“ oder als „Schalk“ bezeichnet — Sachs als „liste vol“ und dann durch das als Moral beigefügte Sprichwort: „Doch schlegt vntrew allzeit yhren herrn“ — Sachs: „So traff die vntrew jren Herrn“. — Indeß kannte Sachs, als er diese Fabel schrieb — 1528 — ebenfowenig Luther's Fabeln, die nach Goedeke (Grundriß II² S. 156) erst 1530, nach E. Thiele (Luther's Fabeln, »Neudr. deutscher Litteraturwerke« No. 70 praef. V) gar erst 1557 gedruckt worden sind, wie Luther die des Sachs. So wird die Aehnlichkeit wohl eine zufällige sein.

Züge, die ich in keiner mir zugänglichen Version der Fabel fand, sind die Antwort des Frosches auf die Klage der Maus, die Einführung eines Storches statt eines Weißen, der die Ringenden packt, und endlich das Gespräch zwischen Storch und Frosch. Sind diese Züge nun frei erfundene Zusätze unseres Meisters oder gab, bezw. gibt es eine Version der Fabel, welche ihm dieselben lieferte?

Das Schlauraffen Landt. (No. 4.)

Obwohl vielverbreitet und vielbewundert, ist dieser „herrliche Schwank“ — wie F. W. V. Schmidt¹⁾ das Gedicht bezeichnet — bisher meines Wissens noch nicht auf seine Quelle untersucht worden. Wohl hat sich schon 1854 F. Zarncke im Kommentar zu Brant's »Narrenschiff« (S. 455 seiner Ausgabe) über den Stoff geäußert; Er nennt außer H. Sachs wenigstens alle bekannten älteren

¹⁾ »Beiträge zur Geschichte der romant. Poesie.« Berlin 1818. S. 85.

Bearbeitungen, weist auf deren Fundstätten hin, druckt ein älteres, unbekanntes, sich an das »Narrenschiff« anlehnendes Gedicht aus einer Wiener Handschrift ab (S. CXXII) und ein zweites, gleichfalls unbekanntes von einem fliegenden Blatte des 16. Jahrhunderts; aber er hat die einzelnen Versionen nicht unter einander verglichen, sonst würde er deren enge Verwandtschaft erkannt und betont haben. Erst Johannes Poeschel hat, wenn ich mich nicht irre, diese Beziehungen herausgefunden und sich in seiner Abhandlung »Das Märchen vom Schlaraffenlande« (Paul u. Braune, »Beiträge« V S. 389—427. 1878) darüber ausgesprochen (s. dort S 422 ff.). Allein einen Versuch, die Quelle des Meisters zu erforschen, macht er auch nicht, wie denn die Arbeit, wenn auch nicht ohne Verdienst, im ganzen doch zu oberflächlich gehalten ist. Nicht mehr erfahren wir von Müller-Fraureuth in seinem Büchlein »Die deutschen Lügendichtungen etc.« (Halle 1881). Müller-Fraureuth streift unser Märchen nur ganz flüchtig. Es verbleibt daher unsere Aufgabe, das Anrecht des H. Sachs auf die Erfindung oder, richtiger gesagt, Gestaltung des Stoffes zu prüfen, und wir müssen hier um so sorgfältiger und gründlicher zu Werke gehen, als das Gedicht ja allgemein für eine Perle des Meisters gilt.

Von den hierher gehörenden Dichtungen sind zunächst zwei zu erwähnen, die sich auf den ersten Blick als eine und dieselbe aus verschiedenen Zeiten mit willkürlichen Strophenversetzungen, Zusätzen und Auslassungen erweisen. Die eine, undatiert, hat H. Hoffmann in den »Altdeutschen Blättern« (I S. 168—173) zum Abdruck gebracht, die andere Wackernagel in Haupt's Zeitschrift (II S. 564—569) und zwar nach einem Druck von 1611. Jenes hat 37, dieses 34 Strophen. Beide sind im Lindenschmidtston. Ich bezeichne das erstere im Folgenden mit H, das letztere mit W. Die Strophen 2, 6, 18, 20, 25, 32 und 33 von H fehlen bei W, und die Strophen 2 (halb), 3 (halb), 14, 18 und 34 von W fehlen bei H. Zur Veranschaulichung der Reihenfolge der Strophen und des textlichen Verhältnisses in den beiden Gedichten wird sich weiter unten Gelegenheit bieten.

Hält man nun das Gedicht des H. Sachs auch nur flüchtig mit einem von diesen beiden Gedichten zusammen, so findet man so viele Übereinstimmungen, daß man den einen Dichter fast als den Plagiator des andern betrachten muß. Vergleicht man Sachs genau mit H und W, so macht man folgende Wahrnehmungen:

1. Das Gedicht des Nürnberger Meisters ist nicht strophisch und viel kürzer; es enthält 105 Verse gegen 185 bei H und 170 bei W;

2. es enthält viele Verse, die sich mehr oder weniger wörtlich in H und W finden;
3. es enthält mehrere Verse, die nur in W,
4. mehrere, die nur in H vorkommen und
5. mehrere, die in beiden Gedichten fehlen.

Ich will zuerst alle sub 2 gehörenden Verse hier anführen, zugleich mit den Parallelen aus H und W. Es sollen von letzteren, um ein ganz klares Bild über ihr Verhältniß zu Sachs zu geben, statt der entsprechenden einzelnen Verse, immer, wo es angeht, gleich die ganzen Strophen angeführt werden.

Sachs:	H:	W:
Vers 1/2	Strophe 3	Strophe 2 (Anfang)
Ain gegent haift Schlauraffen land, Den faulen leuten wol bekant,	Die Gegend heißt Schlauraffenland, Ist faulen Leuten wolbekannt, Red ich ohn allen Schaden; Darin feind die Häuser gedeckt Mit eitel gut Eirfladen.	Die gegend heift Schlauraffen Landt, ist faulen Leuten wolbekandt, Strophe 3 (Schluß) — — rede ichs ohn schaden, Da fein alle Häuser gedeckt mit eytel Eyerfladen.
Vers 11		
Da find die Heußer deckt mit Fladn.		
Vers 12—14	Strophe 5	Strophe 5
Leckuchen die Haußthür vnd ladn, Von Speckuchen Dielen vnd wend, Die Tröm von Schweynen braten fend.	Thür und Wänd, das ganze Haus Ist gut Letzelten überaus, Die Träm von Schweinebraten. Kauft einer dort ein Pfennig werth, Hie gilts einen Ducaten.	Thür vnd die Wänd das gantze Hauß ist gut Leckkuchen vberaus, die Träm mit Schweinen Braten, kaufft einer dort ein pfennig werth, hie gilts einen Ducaten.
Vers 15/16	Strophe 7	Strophe 6
Vmb yedes Hauß so ist ein Zaun, Geflochten von Bratwürsten braun.	Um jedes Haus da ist ein Zaun Geflochten mit Bratwürsten braun, Rösch braten, frisch gefotten; Es mag sie essen wer da will, Seind niemand nicht verboten.	Vmb jedes hauß so ist ein Zaun geflochten von bratwürsten braun, resch gebraten frisch gefotten; es mag sie essen wer da will, sein niemand nicht verbotten.
Vers 17/18	Strophe 8	Strophe 7
Von Maluasier so findt die Brunnen, Kommen eim felbs ins maul gerunnen.	All Brunnen voll Malvasier da fein, Rinnen eim felbs ins Maul hinein, Und andere süße Weine. Wer sie dann geren trinken thut, Der mach sich bald hineine.	All Brunnen voll Malvasier da fein, rinnen eim selbst ins Maul hinein, vnd andere süße Weine, vnd wer sie gerne trinken thut, Der mach sich bald hineine.

Sachs:	H:	W:
Vers 25—28	Strophe 9	Strophe 15
Auff Weyden koppen Semel stehn, Darunter Pech mit Milich gehn; Die fallen dann inn Pach herab, Das yederman zu essen hab.	Auf den Bäumen die Semmel stehn, Darunter Bäch mit Milich gehn, Fallen in Bach herabe, Und weichen sich fein selber ein, Daß jeder zu essen habe.	Auf Weydenbäumen wechßt auch frey frisch Semmel vnd Löffel darbey, Darunder Milchbäch fließen, Die fallen selbs in Milchbach nein, Das jeder kan genießen.
Vers 29—32	Strophe 11	Strophe 8
Auch gehen die Vifch inn den Lachn Gfotten, Braten, Gfulzt vnd pachn Vnd gehn bey dem gestat gar nahen, Lassen sich mit den henden fahen.	Die Fisch wol auf dem Wasser gahn, Gebachen und gefotten schon Bei dem Gestad gar nahen, Und gehn auch auf das Land heraus, Lassen sich geren fahen,	Die Fisch wol auf dem wasser gahn, gebacken, gebraten, gefotten schon, bey dem Gestad gar nahen, vnd gehen auff das Land herauß lassen sich gerne fahen.
Vers 33—36	Strophe 12	Strophe 9
Auch fliegen vmb (müget jr glaubn) Gebraten Hünner, Genß vnd Taubn. Wer sie nicht facht vnd ist so faul, Dem fliegen sie selbs in das maul.	Auch fliegen um, möcht ihr glauben, Gebraten Vögel, Gäns und Tauben, Und wer da ist so faule, Der dieselben wollt fahen nit, Dem fliegen sie selbs ins Maule.	Auch fliegen vmb, möcht jhr glauben, gebratne Vögel, Gänß und Tauben, vnnd wer da ist so faule, Der sie da wollte fahen nit, Dem fliegen sie selbs ins Maule.
Vers 37—41	Strophe 13	Strophe 10.
Die Sew all Jar gar wol geratn, Lauffen im Land vmb, sind gebraten Yede eyn Messer hat im rüch Darmit eyn yeder schneidt eyn stück	Die Säu all Jahr gar wol gerathen, Laufen um und fein gebraten, Tragen Meßer im Rucke, Damit keiner gefaumet werd, Daß jeder schneid ein stücke.	Die Säw all Jahr gar wol gerahten, lauffen herumb vnnd fein gebraten, tragen Messer im Rucke(n), Damit keiner gefaumet werd, Das jeder schneid ein stücke.
Vers 42	Strophe 14	Strophe 11
Die Creutzkeß wachsen wie die steyn.	Die Käs die wachsen wie die Stein Und wachsen im Land groß und klein, Die mag ein jeder klauben. Die Stein seind auch zu essen gut, Seind lauter Krapffen (und) Tauben.	Die Creutzküß wachsen wie die stein im gantzen Lande groß und klein, Das mag ein jeder glauben, Die stein fein alle zu essen gut, fein lauter Karpffen (?) und Tauben.

Sachs:	H:	W:
Vers 47/48	Strophe 17	Strophe 17
Wer Pferd hat, wird ein reycher Meyer	Wer Roß hat wird ein reicher Mayr,	Wer Roß hat wird ein reicher Meyer,
Wann sie legen gantz korb vol Ayer.	Sie legen große Korb voll Eir, Mannichen großen Hauffen; Tausend seind eins Pfennigs werth, Noch will sie niemand kaufen.	sie legen große Korb voll Eyer, gar manchen großen hauffen, taufendt man vmb einen pfennig gibt, noch will sie niemandt kauffen.

In ähnlicher Weise entsprechen sich noch:

Sachs:	H:	W:
Vers 56	Strophe 26 (Vers 1/2)	Strophe 27 (Vers 1/2)
Vers 61—64	Strophe 27	Strophe 28
Vers 65	Strophe 28 (Vers 1)	Strophe 20 (Vers 1—2)
Vers 76	Strophe 30 (Vers 4/5)	Strophe 20 (Vers 4/5)
Vers 81/82 u. 85/86	Strophe 34	Strophe 30
Vers 87/88	Strophe 36	Strophe 32
Vers 94—96	Strophe 35 (2. Hälfte)	Strophe 31 (2. Hälfte)
Vers 97/98	Strophe 35 (1. Hälfte)	Strophe 31 (1. Hälfte)

Schon aus diesen Parallelen ist ersichtlich, daß bald die eine, bald die andre Redaktion des Liedes H. Sachsen näher steht. In der Reihenfolge der Strophen schließt sich H mehr als W unserem Meister an, im Ausdruck ist das Verhältnis umgekehrt.

Ich habe jetzt die Verse anzuführen, die sich nur bei Sachs und W finden:

Sachs:	W:
Vers 4	Strophe 2—3 (Vers 8—12)
Vnd welcher darein wölle trachten, Der muß sich — — — — — — Durch ein Berg mit Hirßbrey essen, Der ißt wol dreyer Meylen dick.	(Schlauraffenland) ligt hinder einem Berge, Derfelbe ist nichts den lauter Dreck, wer nein will muß die zwerche Sich beissen durch den Berg hinauß gantzer drei Meiln — — — — —
Vers 19—22	Strophe 14
Auff den Tannen wachßen Krapffen, Wie hie zu Land die Tannzapffen. Auff Fichten wachßen bachenschnitn, Ayrpletz thut man von Pirken schüttn.	Auff den Thannen wachßen Krapffen, wie hie zu Landt die Thannzapffen, auff Fiechten wachßen Schnitten, auch thut man von Birkenbäumen gute Speckkuchen schütten.
Vers 49	Strophe 18 (Vers 1)
So schüt man aus den Eseln Feygn.	Auß Eseln schütt man Feigen gut.

Vers 66
Drey gröltzer einen Jochims Thaler.

Vers 67/68
Vnd welcher da feyn gelt verfpilt,
Zwifach man jm das wider gibt.

Vers 69/71
Vnd welcher auch nicht geren zalt,
Wenn die fchuldt wird eins Jares alt,
So muß jm jener darzu geben.

Vers 105
Das mans weiß ins land zu Schlauraffn.

Strophe 18 (Vers 2/3)
Auch wer fechs große Gröltzer thut,
bekompt sieben batzen zware.

Strophe 19 (Vers 4/5)
Vnd welcher da fein Gelt verfpilt,
Dem gibt mans zwifach wider.

Strophe 18 (Vers 4/5)
vnd welcher auch nicht gerne zahlt,
wann die Schuldt alt wird ein Jahre.

Strophe 19 (Vers 1/2)
So muß jhm fein Glaubiger eben
noch fo viel Gelts dazu geben.

Strophe 34 (letzter Vers)
Das mans weiß ins Landt Schlauraffen.

Nun folgen Verse, die sich nur bei Sachs und H finden:

Sachs:
Vers 54/55
Vil kûrtzweyl man im Land ist haltn:
So zu dem zyl fchießen die gest.

Vers 74/75
Vnd welcher wol die leut kan fatzn,
Dem gibt man ein Plappert zu lohn.

Vers 77/78
Doch muß sich da hûten ein man
Aller vernunft gantz müßig stan.

Vers 80
Dem wurd keyn mensch im lande holdt,

H:
Strophe 25 (Vers 1/2)
Im Land da hat man Kurzweil viel,
Wann man will fchießen nach dem Ziel.

Strophe 30 (Vers 1/2)
Und wer die Leut wol fatzen kann,
Der hat ein Gulden baar davon.

Strophe 33 (Vers 1/2)
Darneben hüt sich jedermann,
Muß alles Guts hie müßig stahn.

Strophe 33 (Vers 5)
Kein mensch ist ihm nicht holde.

Ich lasse endlich diejenigen Verse des H. Sachsischen Gedichtes folgen, die sowohl in H als W fehlen:

Vers 3—5: Das ligt drey meyl hinder Weyhnachten.
Vnd welcher darein wölle trachten,
Der muß sich groffer ding vermessen

Vers 8—10: Als dann ist er im augenblick
Inn den felbing Schlauraffen Landt,
Da aller Reychthumb ist bekant.

Vers 23—24: Wie Pfifferling wachßen die Fleckn,
Die Weyntrauben inn Dorenheckn

Vers 41: Und fleckt das Meffer wider dreyn.

Vers 43—46: So wachfen Bawern auff den bawmen,
Gleych wie in vnferm land die pflaumen.
Wens zeytig find, fo fallens ab
Yeder in ein par Stiffel rab.

Vers 50/51: Nicht hoch darff man nach Kerfen fleign,
Wie die Schwartzper fie wachffen thun.

Vers 52/53: Auch ift in dem Land ein jungkbrun,
Darinn verjungen fich die altn.

Vers 57—60: Im lauffen gwindt Der letzt alleyn.
Das Polfter fchlaffen ift gemeyn.
Ir Weydwerk ift mit Flö vnd Leufn,
Mit Wantzen, Ratzen vnd mit Meufn.

Vers 64: Er fchlaff jr gleych vil oder wenig.

Vers 72: Vnd welcher geren wol ift lebn,

Vers 79: Wer fynn vnd witz gebrauchen wolt,

Vers 83/84: Wer zucht vnd Erbarkeyt het lieb,
Denfelben man des Lands vertrieb.

Vers 89—94: Wer wußt, wild vnd vnfinnig ift,
Grob, vnuerftanden alle frift,
Auß dem macht man im Land ein Fürftn.
Wer geren ficht mit Leberwürftn,
Auß dem ein Ritter wird gemacht.
Wer fchlüchtig ift vnd nichtzen acht . . .

Vers 99—104: } Die Schlußmoral.
Vers 106—108: }

Wer ift nun der Nachahmer? Sachs oder der unbekannte Verfaffer des in zwei Redaktionen erhaltenen Meistergefangs? Das Spruchgedicht des H. Sachs trägt das Datum 1530, der Meistergefang im Lindenschmidtston ift nur in Drucken aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts bekannt. Da bleibt uns wohl nichts anderes übrig, als den Verfaffer des letzteren für den Nachahmer zu erklären. Nehmen wir das an, fo müßte der Unbekannte die Dichtung des H. Sachs vor fich gehabt, dieselbe breiter ausgeführt, einzelne Verse zu Strophen erweitert, mehrere Stellen versetzt und neue eingefügt haben. Gewiß alles leicht möglich. Aber wie kam es dann, daß die foeben angeführten prächtigen Stellen des H. Sachs in der Nachahmung fehlen? Auch der unbedeutendfte Nachahmer hätte

sich die gute Idee von der Lage des Landes (3 Meilen hinter Weihnachten) und die nicht minder gute von den auf Bäumen wachsenden Bauern u. f. w. nicht entgehen lassen. Woher holte sich ferner der Nachahmer die vielen vortrefflichen Strophen und Stellen, die er hinzugefügt hat und zu denen Sachs nicht die mindeste Anregung bot? So z. B. die Strophen:

Strophe 12 bei W (15 bei H)

Fellt im Sommer ein Wetter ein,
so regnets lauter Honig fein,
alle die gerne schlecken,
Die lauffen in das Land hineyn,
Da haben sie zu lecken.

Strophe 13 bei W (16 bei H)

Im Winter wann es schneyen thut,
schneyt es lauter Zucker gut,
gute Rosin vnd Mandel,
vnnd wer sie gerne essen thut,
Der hat ein guten Handel.

Strophe 18 bei H (fehlt bei W)

Allerlei Geld wol nach dem besten
Wächst auf den Bäumen wie die Kästen,
Jeder mag herablassen;
Das beste mag er suchen aus,
Das andre liegen lassen.

Strophe 22 bei W (19 bei H)

Es hat groß Wälder in dem Land,
Darinnen wächst das best Gewandt,
Röck, Mäntel vnd auch Schauben,
Wammes vnd Hosen auch darbey,
Da mag jm einer raus klauben.

Strophe 20 bei H (fehlt bei W)

Wer will haben ein neues Kleid,
Es sei schwarz, grün, blau oder roth,
Der gehe nur in das Holze,
Da wirft ers mit eim Stein herab,
Oder schießt es mit eim Bolze.

So noch die Strophen H 21 (W 23), H 22 (W 24), H 23 (W 25), H 24 (W 26), H 31 (W 21) und H 37 (W 33). Ich führe davon noch die 2 Strophen hier an, welche die ganz von Sachs abweichende Schilderung des Verjüngungsbades enthalten:

Strophe W 25 (H 23)

Das Land hat auch ein gute gnad,
es hat darinn ein warmes Bad,
Das ist von groffer Kraffte:
alte Leut die baden darin,
Die werden jung geschaffen.

Strophe W 26 (H 24)

Welcher ein alte Frawe hat,
Der schick sie auch mit in das Bad,
sie badet kaum drey Tage,
so wird darauß ein Mäydlein jung
vngfehr bey achtzehn Jahren.

Merkwürdig ist es nun, daß mehrere dieser bei Sachs fehlenden Strophen Gedanken enthalten, die gerade in den ältesten Dichtungen vom Schlauffaffenlande vorkommen. Betrachten wir z. B. die älteste vorhandene Dichtung dieser Art, das »fabliaus de Coquaigne«, welches übrigens an wirklich humoristischen Zügen noch arm ist, so finden wir darin beispielsweise folgende Verse:

Vers 47: Sanz contredit et sanz deffense
Prent chascuns quanque son cuer pense.

Vers 96: Trois fois i pluet en la semaine
Une ondée de flaons chaux.

Vers 149: Encore i a autre merveille,
C'onques n'oïstes sa pareille,
Que la fontaine de Jovent
Qui fet rajovenir la gent,
I est, et plusor autre rien.
Jà n'i aura, ne sai-je bien,
Home si viel ne si flori,
Ne si vielle fame autresi,
Tant soit chenue ne ferranz,
Ne viegne en l'age de trente anz,
S'à la fontaine puet venir.

Nehmen wir jetzt das von H. Hoffmann in den »Altdeutschen Blättern« I, 165 ff. abgedruckte altniederländische Gedicht her, das leider nicht vollständig ist, so finden wir darin folgende Verse:

Vers 40: het reghent daer in allen hoeken
vladen pasteien ende pannecoeken.

Vers 53: so wat men daer int lant vint legghen,
dat neemt men sonder wedersegghen.

Vers 60: ende door dat lant loopt een jordane.
die luden die daer quamen
ende namen dat water in haren mont,
die souden alle werden jonc,
recht oft sij waren van twintich jaren.

Hiemit vergleiche man oben H 15 (W 12), H 18 (W 4/5),
H 22/23 (W 24/25).

Was die Schilderung vom Kleiderüberfluß (Stroph. 19 u. 20 bei H) und vom Geldüberfluß (Stroph. 18 [1—3] H) betrifft, so finden sich beide ebenfalls in dem altfranzösischen Gedicht; nur fehlt dort die vielleicht erst auf deutschem Boden hinzugekommene Idee, daß Kleider und Geld auf Bäumen wachsen. Man halte mit den obigen deutschen Strophen die hierher gehörenden französischen Verse zusammen:

Vers 101: Es tant est li païs pleniers
Que les borsées de deniers
I gisent contreval les chanz;
De marbotins et de besans
I trueve-l'en tot por noient,
Nus n'i achate ne ne vent.

Vers 127: Qui veut sa robe de brunete,
D'escarlade ou de violete,
Ou biffe de bone maniere,
Ou de vert, ou de saie entiere,
Ou drap de soie Alixandrin,
— — — — —
Que vous iroie-je contant?
Diverses robes i a tant
Dont chascuns prent à sa devise etc.

Erweisen sich sonach gerade die Bestandteile der vermeintlichen Nachahmung, welche im angeblichen Vorbilde fehlen, als die traditionell ältesten, so läßt sich unsere obige Annahme nicht länger aufrecht erhalten. Das Märchen vom Schlauraffenlande ist den Deutschen, wie so viele andere mittelalterliche Schwänke, durch die Gallier vermittelt worden. Je näher aber eine Nachbildung der französischen Urquelle steht, desto älter muß sie sein, folglich muß dem Meistergefang im Lindenschmiedston ein höheres Alter als der Dichtung des H. Sachs zukommen und nicht der unbekannte Meisterfänger, sondern umgekehrt H. Sachs muß der Nachahmer sein.

Zunächst läßt sich beweisen, daß das strophische Gedicht mindestens schon 1546 vorhanden war. Es existiert nämlich ein niederländischer Schwank vom Schlauraffenland, betitelt »Van't

Luye lecker Landt« (wiedergedr. v. Joh. Bolte in der »Ztschr. f. Deutsch. Alterthum« Bd. 36 S. 297 ff.), der, nach dem scherzhaften Datum der einleitenden Worte zu schließen, 1546 verfaßt worden ist. Wie der Herausgeber behauptet, ist das Stück nur »eine verbreiternde Prosaübersetzung des . . . Spruches des H. Sachs«. Damit hat es in der Hauptsache wohl seine Richtigkeit. Man braucht nicht die 4^{1/2} Seiten Prosa zu lesen, es genügen die 8 als Schlußmoral angefügten aus Sachs ziemlich wörtlich übersetzten Verse, um die Abhängigkeit des Niederländers von unserem Meister zu erkennen. Aber eines hat Bolte übersehen: In der Prosa finden sich Stellen, die bei H. Sachs fehlen, aber in dem strophischen Schlauraffengedicht vorkommen. Man beachte nachstehende Parallelen:

Luye lecker Landt:	H u. W.
(. . . Fonteynen van Malveseye) ende alderhande soeten dranc.	(All Brunnen voll Malvasier . . .)
Ende swinterdaeghs alst sneeut soo worden sy van boven wt der Locht met Zuycker bestroyt.	— — — — — Und andere füße Weine.
Des Winters . . . als het haghelt, dat en zijn niet anders dan zuycker boonen, de sneeu is anders niet dan geschaefde Broodzuycker . . .	Im Winter wenn es schneien thut So schneit es lauter Zucker gut.
. . . die sal hem drie oft vier bomen wijsen, daer ghelts ghenoech op wasset, ende daer mach hy so vele af schudden, als hy behoeft . . .	Allerlei Geld — — — — — Wächst auf den Bäumen — — Jeder mag herablassen.

War fonach der Meistergefang schon um 1546 in einem jetzt verlorenen Druck verbreitet, so dürfen wir leicht einen noch älteren Druck vermuten. Daß sich Gedichte aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts und noch ältere, wenn sie volkstümlichen Inhalts waren, bis ins 17. Jahrhundert hinein und noch später sehr oft ziemlich getreu fortgepflanzt haben, brauche ich keinem mit dieser Litteratur Vertrauten zu sagen. Unser Meistergefang ist in dem um 1490 auftauchenden Lindenschmidtston geschrieben; es steht also nichts im Wege, seine Entstehung in den Anfang des 16. Jahrhunderts oder gar noch ans Ende des 15. zu verlegen. Daß eine Dichtung, vielleicht auch mehrere, vom Schlauraffenland damals im Umlauf waren, geht aus verschiedenen Anspielungen bei Dichtern und Schriftstellern in jener Zeit hervor. Siehe hierüber Zarncke (op. c. S. 456) und Poeschel (op. c. S. 418). Hiezu kommt noch, daß in den damals

beliebten Gedichten von unmöglichen Dingen oft Verse eingeflochten sind, die offenbar nur der Schilderung vom Schlauraffenland entnommen sein können. So liest man z. B. in einem noch ungedruckten Gedichte des H. Rosenblüt, das von jüngerer Hand die Aufschrift führt: »Spruch das alles in der Welt gut gehet«, folgende Verse:

— — — — einen paumen, der trug
Die allerpesten femel gut vnd clug.
Der do in einen weyer hing,
Der laut da mit milich ging,
Darein viln die femel herab,
Ein loffel man yeder man gab,
Zu essen genug femel vnd milch.

Hierher gehören auch die schon von Poeschel zitierten Verse aus der Wachtelmaere:

Die hufer sind gedackt mit fladen
Und gezeunet mit wursten. —
Do get die gans gebraten
Und treit vil wol beraten,
Daz messer in dem snabele,
Den pfeffer in dem nabele,
Unde ist die weide so gefunt,
Als gebraten in den munt
Varen einem die swalwen.

Alles dies zusammengefaßt, glaube ich nicht zu irren, wenn ich das Gedicht im Lindenschmidtston und zwar in einer sowohl die nur bei H als auch die nur bei W vorkommenden Strophen mit enthaltenden älteren Fassung als wesentlich früher, denn H. Sachsens Gedicht, und als dessen — Hauptquelle betrachte.

Leicht lassen sich die Abweichungen des Nürnberger Meisters von dieser feiner Vorlage erklären. Sachs ging hier, wie noch oft später zu werke: Er reduzierte die nichtsagenden Verse und schwächeren Partien des breit angelegten Meistergesangs auf die kräftigsten und wirksamsten Züge und fügte aus anderen, ähnlichen Gedichten neue Momente hinzu.

Eine dieser Nebenquellen vermag ich nachzuweisen. Es ist das bei Zarncke p. 456, nach einem flieg. Blatte abgedruckte, 7 Strophen zu je 15 Versen enthaltende Gedicht:

»Ein abentheüirisch Lied / in dem Roten Zwinger thon / von dem Schlauraffen lande / feltzam schwenk lüftig zu hören.« Am Ende: Gedruckt zu Nürnberg / durch Kunegund Hergotin. (4 Bl. 8^o o. J.)

Poeschel drückte sich schlecht aus, wenn er (S. 422) dieses Lied als „noch des 16. Jahrhunderts“ bezeichnete. Es ist nicht datiert,

aber die Druckerin Kunegund Hergotin druckte in der Zeit nach dem 20. Mai 1527 bis 1538. Der Druck fällt also in den Anfang des 16. Jahrhunderts. Ferner habe ich gefunden, daß diese Druckerin sehr häufig fliegende Blätter aus älterer Zeit wieder abdruckt; namentlich ist das bei ihren nicht datierten Drucken der Fall, und so mag auch unser flieg. Blatt leicht ein späterer Nachdruck sein. Spuren einer früheren Zeit trägt er schon insofern an sich, als er in mehreren Punkten mit den ältesten Versionen des Schwanks übereinstimmt. Ich will nur eines erwähnen: In dem mehrfach erwähnten »fabliaus de Coquaigne« nimmt einen breiten Raum die Schilderung der sexuellen Zügellosigkeit ein, die man sich in dem Fabellande gestatten kann. Etwas Ähnliches dürfte sich auch in dem nicht vollständig erhaltenen niederländischen Gedichte »van dat edele lant van Cockaenghen« befunden haben. Fehlt doch das heikle Thema selbst nicht einmal in der oben besprochenen Profadarstellung von 1546, welche sonst, wie wir sehen, hauptsächlich auf H. Sachs zurückgeht, aber auch von dem alten niederländischen Gedichte etwas beeinflußt scheint. Ebenso spielt das Sexuelle eine große Rolle in dem mittelenglischen »Poem of Cocaygne« (abgedruckt in den »Ald. Blättern« I, S. 396 ff.). Da nun sowohl in dem Meistergesang nach dem Lindenschmidtston als bei H. Sachs dieses Thema ganz fehlt, in dem anderen deutschen Gedicht dagegen ziemlich breit behandelt ist, indem ihm 11 Verse d. h. fast $\frac{1}{10}$ des Ganzen gewidmet sind, so ist man vielleicht zu der Annahme berechtigt, daß dieses älter als jene beiden ist. Unter allen Umständen ist es älter als die Dichtung des H. Sachs.

Vergleicht man die drei Gedichte unter einander, so findet man, daß

- 1) mehrere Verse allen dreien gemeinsam sind, jedoch sind darunter solche,
- 2) worin H. Sachs dem kürzeren Meistergesang näher steht, als dem längeren;
- 3) daß mehrere Verse nur bei H. Sachs und in dem kürzeren Meistergesang vorkommen.

Es genügt hier, die sub 2 und 3 gehörenden anzuführen:

	Lied	Lied
H. Sachs:	im Roten Zwingertun:	im Lindenschmidtston:
Da sind die Heuser deckt	Die heuser sind gedeckt mit	V. 14/15. Da sein alle Häuser
mit Fladen,	eyren fladen,	gedeckt
Leckuchen die Haußthür	— — — — vnd auch die	mit eytel Eyer-
vnd ladn,	wend daran,	fladen.

Von Speckuchen Dielen vnd wend.	Letzelten find die thür vnd auch die laden,	V. 21/22. Thür vnd die Wänd das gantze hauß ist gut Leckkuchen vberaus.
Auf Fichten wachsen bach en fchnittn.	Darinn wachsen . . . bach en schnitten.	Auff Fiechten wachsen Schnitten.

Sachs:	Lied im R. Zwingerton:
Das ligt drey meyl hinder Weyh- nachten	Das Land leit drey meil hinder den Weyhnachte
Da aller Reychthumb ist bekant	Das land ist aller reichthum vol
Und welcher geren wol ist leben	Er mag auch allzeit leben wol
Wer fynn vnd witz gebrauchen wolt	Welcher praucht witz vnd sinne

Diese Parallelen stellen es wohl außer Zweifel, daß Sachs als zweite Quelle das Meisterlied im roten Zwingerton benutzt hat.

Sind hiemit feine Quellen erschöpft? Schwerlich. Einiges darf man allerdings als feine Erfindung und Zuthat ansehen; so z. B., daß er den Berg von „lauter Dreck“ (f. o. S. 41) in einen „Berg mit Hirßbrey“ verwandelte; jenes ist das ursprüngliche und jedenfalls ein sehr altes Ingredienz des Schlauraffenlandes, das geht aus dem mittelenglischen »Poem of Cocayne« hervor, wo es heißt:

Whose wil come that lond to
— — — — —
Seue year in swines dritte
He mote wade.

Ferner verbleiben unserem Meister als Eigentum wahrscheinlich die Verse:

Vers 23: Wie Pifferling wachsen die Fleckn,
Die Weyntrauben inn Dorenheckn.

Vers 50: Nicht hoch darff man nach Kerfen steigen
Wie die Schwartzper sie wachsen thun.

Wenigstens habe ich Quellen dafür nicht gefunden. Eines schon kennzeichnet sie, meines Erachtens, als Zuthat des H. Sachs. Dieser wollte damit die aus seiner Quelle herübergenommenen feltamen Pflanzen mit eßbaren Früchten vermehren, übersah aber, daß in jener nicht wirkliche, wenn auch noch so unerwartete Früchte, sondern nur Backwerke auf den Bäumen und Sträuchen wachsen. Eine andere Stelle, nämlich die Verse 87—98 hat Sachs ebenfalls selbständig erweitert und man kann ihm nicht einmal das Lob ausstellen, daß er dabei geschickt zu Werke gegangen wäre. In dem

Meistergefang im Lindenschmidtston wird dargestellt, wie man im Schlauraffenlande nach dem steigenden Grade der Faulheit zur Würde eines Edelmanns, eines Grafen und eines Königs gelange. Sachs kehrt die Reihenfolge um und schiebt zwei neue Würden ein. Er schildert, wie man König, Fürst, Ritter, Graf und Edelmann werde. Ich möchte auch diesen Umstand als einen Beweis ansehen, daß die Dichtung des H. Sachs die jüngere ist.

Ebenso dürfte auch der Vers 57 „Im lauffen gewindt der letzt allein“ ein Zusatz unseres Dichters sein. Er wurde dazu durch die Worte seiner Quelle „Der am weitesten schießt von dem Ziel der gewinnt das best“ (die er auch mit herüber nahm) angeregt.

Etwas anders verhält es sich mit der köstlichen Idee von den auf Bäumen wachsenden Bauern. Sie fehlt zwar in allen Versionen vom Schlauraffenlande, ausgenommen in der nach H. S. gearbeiteten niederländischen, und paßt eigentlich gar nicht hinein, denn das Schlauraffenland ist die Schilderung eines Fabellandes, in welchem alle Genüsse ohne Mühe erreichbar sind, wo Arbeit verhaßt ist, Faulheit und Lüderlichkeit gekrönt wird und was haben damit die auf Bäumen wachsenden Bauern zu thun? Aber Sachs kann die Idee kaum als sein Eigentum reklamieren; er fand sie offenbar in seiner Lektüre¹⁾ — erinnere ich mich doch selbst, sie irgendwo in der älteren Litteratur einmal gelesen zu haben — und flocht sie hier ein, unbekümmert, ob sie paßte oder nicht.

Nur eine Stelle scheint deutlich auf eine z. Z. noch unbekannte deutsche Version hinzuweisen:

Ir Weydwerck ist mit Flô vnd Leufn
Mit Wantzen, Ratzen vnd mit Meufn.

Man kann diese Verse schon deshalb nicht als Erfindung des H. S. ansehen, weil sie zu sehr solchen in dem bereits mehrfach erwähnten »Poem of Cocayne« ähneln; dort heißt es:

The land is ful of other gode.
Nis ther flei, fle, no lowse
In cloth, in town, bed, no house.

Der Vollständigkeit halber muß ich noch eine Schlauraffendichtung hier flüchtig erwähnen. Es ist die von Zarncke in seiner Ausgabe des »Narrenschiffs« S. CXXII nach einer Wiener Handschrift abgedruckte Gedicht »Ein hübscher spruch vom schlauraffen landt«. Sichtlich unter dem Einfluß des Brant'schen »Narrenschiffs« und, allem Anschein nach, zu Anfang des 16. Jahrhunderts entstanden,

¹⁾ Wie E. Goetze (Fab. u. Schw. S. 121) angibt, hat Sachs einen Schwank »Paum darauf vnd maid gellen wachsen«, offenbar als Nachahmung einer älteren ähnlichen Dichtung geschrieben. Sicherlich entnahm er daraus die obigen Verse.

benutzt daselbe die Schlauraffenfabel nur zur Einkleidung von Moral und Satire. Sachs zeigt keinerlei Berührungen mit diesem 168 Verse langen Gedicht.

Was man sonst manchmal noch mit dem Titel Märchen vom Schlauraffenland bezeichnete, wie z. B. das in den »Altdeutschen Blättern« (I, S. 163 ff.) mitgeteilte altdeutsche Gedicht, von den Gebrüdern Grimm in ihren Märchen nacherzählt, sowie das in Uhlands deutschen Volksliedern (sub No. 241) abgedruckte u. a. ähnliche gehören nicht hierher und führen ihren Namen mit Unrecht. Es sind Lügendichtungen, Dichtungen von unmöglichen Dingen, von einer verkehrten Welt.

Fassen wir das Ergebnis unserer Untersuchung kurz zusammen, so hat H. S. als Hauptquelle das Lied im Lindenschmidtston in einer verlorenen älteren die beiden Redaktionen umfassenden Gestalt benutzt, daselbe auf seine wirkungsvollsten Stellen reduziert, dem Schlauraffenliede im roten Zwingerton, sowie einem dritten z. Z. unbekannten Gedicht ähnlichen Inhalts einzelne Stellen entlehnt, dieses Material durch mehrere treffliche originelle Züge bereichert und ihm die packende Form gegeben, die heute noch das Gedicht als das gelungenste seiner Art betrachten läßt.

Der Narrenfresser. (No. 5.)

Seb. Brant's epochemachende Dichtung rief in fast allen Ländern Europas Nachahmungen der verschiedensten Art hervor, deren nähere Erforschung und vergleichende Betrachtung noch ihres Historikers harret. Zu denjenigen, die stark von diesen satirischen Dichtungen erfaßt worden, gehört auch Hans Sachs. Außer dem obigen Schwank legen noch andere Dichtungen, wie z. B. das »Narrenbad«, das »Narrenschnitten« u. s. w. Zeugnis davon ab. An eine selbständige Erfindung ist betreffs des »Narrenfressers« bei Sachs nicht zu denken. Er folgte offenbar einem älteren Vorbild, vielleicht mittelbar einem gallischen. Hier sind meine Gründe: H. Sachs verschmolz in seinem Gedicht zwei verschiedene Stoffe: 1. die Schilderung des Riesen, „der alle mender frist, die sich nicht vor yren weybern fürchten“, und 2. die von dem Riesen, der alle Narren frist. Nun gibt es eine etwa 1500 gedruckte französische Dichtung »Bigorne qui mange tous les hommes qui font le commandement de leurs femmes«. Ich kenne das neuerdings wieder abgedruckte Schriftchen nur dem Namen nach, der Titel läßt indes auf ein ähnliches Thema schließen.

Erwägt man, daß derartige farkastische Dichtungen von jeher eine Spezialität der Franzosen waren, so wird man meiner Vermutung gewiß einige Berechtigung zuerkennen.

Die 7 clagenden weiber. (No. 9.)

E. Weller verzeichnet in den »Annalen« (II p. 431, No. 554): „Ein hübsch Lied von fünff Frawen wy sie einander clagten vber jre man“. In des Schillers don. Gedr. 1501. Vielleicht ist dieses Gedicht, das ich nicht zu Gesicht bekommen habe, die Vorlage unseres Meisters gewesen.

Das Narrenbad. (No. 6.)

Der Dichter selbst bezeichnet die Fabel als „schimpffred Boggij“ und entnahm sie, wie schon Goedeke (Dichtungen des H. S. I S. 99) nachgewiesen, Steinhöwel's »Aesop« (Oesterleys Ausg. S. 345 ff.). An diese Fabel knüpfte Sachs eine Aufzählung von 18 Narrenkategorien, denen er ein ähnliches Bad wünscht und hierin zeigt sich, wie Zarncke (Brant's »Narrenschiff« p. CXXXII) richtig bemerkt, der Einfluß des Sebastian Brant.

Fabel des Wolffs mit dem Lamb. (No. 14.)

Als die Hauptquelle unseres Dichters für diese (1531 geschr.) Fabel haben wir Steinhöwel's »Aesop« I, 2 anzusehen: Die nachfolgenden Parallelen stellen dies außer Zweifel:

Steinhöwel (ed. Oesterley p. 81):

Der wolff tranck oben an dem Bach
und das lamp ferr unden.

Antwort daz lamp: Ich fluoch dir nit.

Do sprach das lamp: Wie möcht
das gefyn, nun hab ich doch der
zen nicht. Do ward der wolf in
Zorn bewegt und sprach: Wie wol
ich dyne argument und ußzüg nit
alle widerreden kan, so will ich doch
ain rychlich nachtmal hinacht mit
dir haben.

Sachs:

Der Wolff tranck oben auß dem pach,
Das Lamb tranck vnden;

Das Lamb sprach: Hör! ich fluch
dir nicht.

Das Lamb sprach: »Wie mag das
bestan?

Nun hab ich ye gar keinen zan.«
Da wurd der wolff in zorn bewegt,
Da jm das Lamb fein lûg auffdeckt,
Sprach: „Wiewol ich Dein Argument
Mit nichte widersprechen kônd,
Muß du doch lassen hie dein haut.“

Sachs wich indes auch von dieser Quelle ab: Er ließ manches weg und fügte neues hinzu. So erwähnt er z. B. des Lämmleins

Vater nicht und machte von der Schlußmoral keinen Gebrauch. Was seine Zusätze betrifft, so dürfte er dazu zunächst Luther's Fabeln, die schon ein Jahr zuvor erschienen waren, benutzt haben.

Man vergleiche folgende Stellen:

Luther (v. Wolff u. lemlin):	Sachs:	Steinhöwel:
Wie fluchestu mir noch dazu?	Wie, fluchst du mir . . . !	He, he, du fluocheft mir.
So haft du mir aber mein Wifen vnd acker abge- naget vnd verderbet.	Du haft mein wiesen ab- genagen.	Du haft mir ouch mynen aker gar verwüft mit dynem nagen.
vnd wurget also das vnschul- dige Lemlin.	Vnd erwürgt das vnschuldige Lamp.	Er fieng das unschuldig lemplin, er nam im fin leben.
Denn Gewalt gehet fur Recht — — — — — Wenn der Wolff wil, so ist das lamb unrecht.	Gewalt der geht gar oft für recht. — — — — — Das lamb dem wolff was viel zu schlecht.	fehlt.

Die weiteren Zusätze unseres Dichters Vers 27—37 u. 39—51 sind wol sein Eigentum.

Die Löwin mit iren Jungen. (No. 15.)

E. Goetze verweist bei dieser Fabel auf B. Waldis (»Esopus« III, 66); allein letztere hat absolut nichts mit jener zu thun. Bei Waldis wirft ein Fuchs einer Löwin vor, daß sie immer nur ein Junges werfe; worauf diese stolz erwidert: Ja eines, aber einen Löwen. Bei Sachs wird eine um den Verlust ihrer Jungen trauernde Löwin vom Fuchse aufmerksam gemacht, daß sie keinen Grund zur Klage habe, indem sie eben nur das Loos betroffen, das sie so vielen anderen Müttern bereitet habe. Diese Fabel, welche u. a. auch Lafontaine (»La Lionne et le Loup«) bearbeitet hat, entnahm Sachs dem »Buch der Beispiele der alten Weisen« (f. Holland's Ausgabe S. 160ff.). Unser Dichter hielt sich sachlich ziemlich getreu an sein Vorbild und benutzte es auch mehrfach wörtlich.

Man vergleiche:

B. d. B.	Sachs:
Der fuchs sprach: „Wie vil ist der jar dines lebens?“ Antwort die löwin: „By hunderten.“ Sprach der fuchs: „Wavon ist din lib also lang gespyset worden?“ Antwort die löwin: „Ich hab gelebt von dem fleisch der tier.“ Sprach	Bald der fuchs — — — — — — — — — — zu jr sprach: „Sag an! wie viel Jar bist du alt?“ Die Löwin sprach hinwider bald: „Ich bin geleich alt hundert Jar“ Der Fuchs sprach: Sag mir an fürwar, Von was speiß haft du Dich geneert

καὶ δειλίας πλέως. Καὶ γὰρ καὶ
ὑπ' ἀνθρώπων καὶ κυνῶν, καὶ ἀετῶν
καὶ ἄλλων πολλῶν ἀναλίσχονται.

Im wald hin vnd her — —
Dergleych wölff, fuchs, geyer vnd
falcken
Gunden sie auch mürgen vnd walcken..
Als sie jr groß verfolgung fahen
Inn klainmütigkeit sie da jahren.

στῆτε, ἐταῖροι.

Vers 34: Hie stehet stil . . .

p. 341 (Aphthonius):

Vers 32: Als diß erfach ain alter Has.

Καὶ δὴ προεβύτεσ ἐωρακώς . . .
λαγῶδες . . .

Fabel des esels mit der leben hawt. (No. 21.)

Sachs nennt als Quelle Avianus und er hat ohne Zweifel dessen 5. Fabel in Steinhöwel's »Aesop« (wofelbst sie die 4. aus Avian ist) gekannt. Eine Stelle beweist es:

Steinhöwel (ed. Oesterley):

Sachs:

und in den welden erschreckt er
— — — — hafen, hinn, hirsch und
ir gelychen.

Yhn flohen hafen, hind vnd hirschchen.

Allein die einzige Quelle, oder auch nur die Hauptquelle ist Steinhöwel nicht. Bei Avian gehört der Esel einem Bauern, dieser findet ihn träge daliegend, erkennt ihn sofort an den Ohren und zieht ihm die Löwenhaut ab. Anders Sachs: sein Esel gehört einem Müller, dieser flieht selbst vor seinem verkleideten Sackträger, der, aus Freude darüber, laut schreit, und hiedurch entdeckt wird. In diesen Einzelheiten nähert sich B. Waldis unserem Meister, kommt jedoch schon aus chronologischen Gründen hier nicht in Betracht. Völlig mit Sachs stimmt fachlich das von Keller in den »Erzählungen aus altdeutschen Handschriften« herausgegebene geschwätzig breite Gedicht »Hofzucht« (S. 531) in seinem ersten Teil (Vers 1—114) überein, dagegen sprachlich sehr wenig. Wahrscheinlich lag unserem Dichter entweder das fragliche Gedicht selbst oder eine ähnliche Version vor.

Boner, dessen 57. Fabel den gleichen Stoff behandelt, war unserem Meister wohl schwerlich bekannt, wenn auch ein Vers bei beiden fast ganz gleich lautet:

Boner 57,16:

Sachs:

— — sin herz daz wart vröiden vol.

Da wart fein hertz ynn frewden lawt.

Fabel vom wolff. (No. 22.)

Sachs nennt selbst seine Quelle: „Esopus vns ein Fabel faget.“ Es ist Steinhöwel's »Aesop« IV, 3 (Oesterley's Ausg. S. 175) gemeint. In der That schließt sich Sachs dieser Vorlage, ein paar Kleinigkeiten ausgenommen, genau an. Er hat im erzählenden Teil fast nichts gethan, als die Prosa seiner Quelle zu reimen. Hier ein Beispiel:

Steinhöwel:

min hirt, haßt du it ainen wolf gesehen — — — Do sprach der hirt: Ja, er ist da her geloffen und zaigt im zuo der linken hand, da heng hin nach, und mit den ougen winket er im zuo dem hol, dar inn der wolff verborgen lag. Doch merket der jäger das winken nit und henget nach dem wolff uff die linken hand.

Ja, dyner zungen sag ich großen dank, aber dynen falschen ougen wunsch ich, daz sie bald gar erblinden müssen.

Sachs:

„Hiert, haßtu kainen wolff gesehen? Er sprach: „Hie hat er sich gewent, Lieff hinein auff die lincken hent.“ Doch winckt er mit den augen fein Dem Jeger auff die hól hin ein, Darinn der wolff noch lag verporgen In angsten, forcht u. groffen forgen. Der Jeger merckt des winckens nicht Vnd auff die lincken hand sich richt, Dem armen wolff zuhengen nach.

Danck sag ich Deiner zungen frum, Die mein gantz trewlich kund verlaugen.

Doch wünschich Deinen falschen augen, Das sie bayde erplinden müssen.

Ein Zusatz unseres Meisters ist es, daß der Wolf dem Hirten „reiche gabe verhieß“. Ferner ist die breite Moral (48 Verse) ganz fein Werk.

Oesterley gibt keine Nachweise zu dieser Fabel, dagegen H. Kurz zu der Version bei B. Waldis III, 44.

Fabel vom neidigen vnd geizigen. (No. 23.)

H. Sachs bezeichnet gleich im ersten Verse Avianus als seine Quelle und meint damit die 17. aus Avian gezogene Fabel in Steinhöwel's »Aesop« (Oesterley's Ausg. p. 281). »Von dem got Phebo und dem gytigen und nydigen.« Diese Vorlage hat Sachs ziemlich getreu, nur wortreicher, wieder gegeben. Wie sehr er sich ihr auch im Ausdruck nähert, beweisen nachstehende Parallelen:

Steinhöwel:

Der öbrist got Jupiter fendet herab auß dem öbristen tron den got Phebum, die zwyffligengemüt der menschen ze erkunden.

Sachs:

Wie einmal der Gott Jupiter Schicket zů vnns auff erden her Den Got Phebum, auff das er recht Erforscht bey menschlichem geschlecht Yhr frůmkait vnd yhr ware gůt Wie darjnn stůnd das yhr gemůt.

Do sprach der got zu inen: Nun fagen, waz ir begeren, des follen ir gewert fyn und was der erst begeret, daz felb fol der ander zwifach haben.	Phebus der sprach: „Wes yhr begert, Des folt yhr fein von mir gewert, Vnnd was der erst begert für gaben, Das fol der ander zwifach haben.“
---	--

Die einzige fachliche Zuthat unseres Meisters findet sich im 53/54 Vers:

Als Jupiter all Ding vernam,
Auff erd er feyt her nymmer kam.

Alle übrigen Versionen, deren man viele zu Pauli 647 (ed. Oesterley p. 546) und B. Waldis »Esopus« (ed. Kurz) II, 5 aufgezeichnet findet¹⁾, weichen von Sachs und seinem Vorbilde sehr ab und scheinen nicht von ihm benützt worden zu sein, namentlich nicht Pauli, der die sinnige Fabel dadurch verdorben hat, daß er zu dem Neidischen und Geizigen noch einen dritten Helden, einen „hoffertigen“ gefellte.

Auch Sachs hat sein Vorbild nicht verbessert, er ist zu breit, und seine Moral (27 Verse) viel zu lang.

Kampffgespräch zwischen einer Hausmagd vnd einem Gefellen. (No. 24.)

Hiefür ist wohl das von Wackernagel in Haupt's Zeitschrift (VIII p. 510 ff.) mitgeteilte Gedicht des Hans Folz »ein pulschafft von einer pawrn meyt vnd von einem iungen gefellen mit fil spötischen dedingen doch zu letst mit einer ler wie sich dar innen zu halten fey« Vorbild gewesen.

Der Wald Bruder mit dem Esel. (No. 27.)

E. Goetze in den Anmerkungen zu dieser Fabel sagt: „Ueber Quelle und Verbreitung spricht Karl Goedeke, *Asinus Vulgi: Orient und Occident* I, 531 und 733“. Mir steht der Aufsatz Goedeke's hier nicht zur Verfügung, und ich weiß daher nicht, wie es sich mit dieser Quelle verhält; aber ich vermute, daß darin nicht die direkte Quelle unseres Meisters, sondern nur die älteste (indische) Quelle der Fabel überhaupt nachgewiesen sein wird. Ich schließe dies aus den Angaben Tittmann's in den Vorbemerkungen zu Seb. Wild's

¹⁾ Eine sehr originelle Bearbeitung der Fabel bietet der alte Meistergesang in des Schillers ton »Wie Got den bauern einen wunsch gab« (Gedr. zu Nrbg. durch Jobst Gutknecht zu Anfang des 16. Jahrhunderts, wieder abgedr. in Goedeke u. Tittmann's Liederbuch etc. S. 369). Diese Version, worin der Geizige durch ein ganzes Dorf habfüchtiger Bauern vertreten ist, fehlt in den Nachweisen von Oesterley u. Kurz.

„Tragödy“ über unsere Fabel (Goedeke und Tittmann's »Deutsche Dichter etc.« II, S. 203—208), worin Goedeke's Aufsatz excerpiert und bezüglich H. Sachs auf keine bestimmte ältere Vorlage verwiesen ist, was doch gewiß geschehen wäre, falls Goedeke eine solche angegeben hätte.

Unter den zahlreichen mir bekannten älteren Versionen ist keine, die mit H. Sachsens Fabel eine derartige Übereinstimmung zeigte, daß man sie unbedingt für die Quelle halten könnte. Sollte er dazu also eine bisher unbekannte Dichtung benützt haben? Schwerlich; ich glaube vielmehr, daß er auch hier sein gewohntes Contaminationsverfahren eingeschlagen hat. Besehen wir uns einmal seine Fabel: Da fällt vor allem auf, daß hier der Vater ein Waldbruder, d. h. ein Eremit, ist, was sich gewiß in keiner zweiten Version findet¹⁾. Sonst ist der Vater entweder ein Landmann oder ein Müller, oder sein Beruf ist gar nicht genannt. Nun liebte es Hans Sachs, die Figur des Waldbruders auch da einzuführen, wo er sie nicht in seinen Vorbildern fand. So finden wir sie z. B. in dem 1531 verfaßten Spiel »Klag Antwort vnd vrteyl zwischen Fraw Armut vnd Pluto«, in dem Spruch aus dem gleichen Jahre: »Der klagent waltdbruder vber alle stend« u. f. w. Und so wird der Waldbruder auch hier sein Zusatz sein. Der Umstand, daß der Sohn fern von der Welt auferzogen und „nie menschen hat gesehen“ sowie daß ihn die Sehnsucht quält, diese zu sehen, kommt auch nicht in anderen Versionen unserer Fabel vor, doch ist dies Gegenstand vieler alter Dichtungen — ich erinnere nur an »Barlaam und Josaphat« — und Sachs hat die Idee entweder aus diesem Roman oder aus einer anderen Quelle herübergenommen. Wenn Tittmann (nach Goedeke?) es als eine Eigentümlichkeit der Sachs'schen Fabel erklärt, daß der Vater darin „absichtlich handelt, um dem Sohne einen Vorgesmack dessen zu geben, was er selbst genugsam erfahren und empfunden hat,“ so muß bemerkt werden, daß Sachs diese Auffassung in der Pauli'schen Version unserer Fabel fand. Um dies zu zeigen, genügt es, den Anfang derselben (No. 577 von »Schimpf und Ernst«) anzuführen. Dieser lautet: „Es sprach ein vatter zuo seinem sun, kum lieber sun, ich wil dir der welt lauff zögen, vnd giengen vber feld, vnd fürten ein esel an der hand“ u. f. w. Daß die Begegnenden bei Sachs der Reihe nach ein Kriegsmann, ein altes Weib, ein

¹⁾ Wie ich indes soeben aus einer Anz. R. Köhler's in den Gött. Gelehrten-Anz. 1869 S. 1763 ersehe, findet sich in den Novellette etc. di S. Bernardino da Siena (Scelta di Curiosità Disp. 67) sub No. 3 eine Version, worin die Fabel von einem santo Padre und einem monachetto erzählt wird. Das wäre zwar nicht daselbe, wie bei Sachs, aber doch etwas Ähnliches.

Bauer, ein Bettelmann, ein Edelmann und ein Jäger find, dürfte auch kaum in irgend einer älteren Darstellung der Fabel nachzuweisen sein. Gewöhnlich find es schlechtweg Leute oder Bauern. In Laßberg's »Liederfaal« indes ist eine Version enthalten, worin den Beiden zuerst „ein vrow vnd ain man“, dann „ain grozer wagen mit vil luten“, dann „ain vbel wib“, dann „ain spötig gefinde“ begegnen. Wie man sieht, wird auch hier eine gewisse Abwechslung beobachtet. Merkwürdig ist dabei, daß das „vbel wib“ gleich dem alten Weib bei Sachs gerade den reitenden Sohn tadelt, und daß zwischen Sachs und dem älteren Gedichte mehrere sprachliche Übereinstimmungen bestehen; man vergleiche:

Sachs :	Laßberg III, 181 :
Vers 27 :	Vers 7 :
Im wald bekam jn ein Kriegßmann.	Si fuegt sich das in bekam Baidi ain vrow vnd ain man
Vers 30 :	Vers 12 :
Ir dunckt mich nit fast witzig fein.	Ez schint wol das fy nit witz hant.
Vers 39 :	S. 25 :
Der reyt vnd der alt schwache man Muß hinden nach zu fußen gan.	Ritstu vnd laß den alten man Nebent dir ze fueze gan.
Vers 75 :	Vers 39 :
— — — an der welt ist gar verlorn! Da sprach der Son inn großem zorn.	Die red was dem müller zorn. Er sprach ez ist gar verlorn.

Dem gegenüber ist man zu der Annahme gezwungen, daß Sachs entweder diese Fabel oder eine ihr sehr nahekommende andere, z. Z. noch unbekannte, vor sich gehabt hat.

Sachlich und sprachlich stimmt mit Sachs mehrfach die Erzählung in Seb. Franck's Sprichwörterammlung (hier citiert nach der Egenolphischen Sammlung, Ausgabe Frankf. 1560 fol. 342^b) überein. Zwar fehlt hier in der gedrängten Darstellung die nähere Bezeichnung der Personen und das Zusammenreiten von Vater und Sohn auf dem Esel, aber es ist die gleiche Reihenfolge in der Behandlung des Esels beibehalten und namentlich findet sich darin der sonst nicht bekannte Zug, daß der Esel zuletzt todtgeschlagen wird. Ferner unternimmt auch hier der Vater — wie bei Pauli und Sachs — die Reise in lehrhafter Absicht. Endlich ergeben sich noch nachstehende wörtliche Annäherungen:

Sachs :	Franck :
Der argen Welt thut niemandt recht	Daß der welt niemandt möcht recht thun.
Vers 38 :	
— — Secht zu dem jungen lecker	Siehe wol sitzet der junge lecker.

Sachs :
 Vers 50:
 Leß den Jungen im kot her fappen

Vers 44:
 Der jung bald von dem Efel faß,
 Vnd faß der alt bald auff für jhn.

Franck :
 laßt den alten vatter im kadt her-
 frampffen

Der fun faß herab, der vatter darauff.

Wer ist nun der Nachahmer? Das Gedicht des H. Sachs trägt das Datum 6. Mai 1531 und die vollständige Sprichwörterammlung des Seb. Franck erschien 1541. Folglich wäre Franck der Nachahmer? Dem läßt sich nicht ohne weiteres beipflichten. Man braucht nicht näher zu untersuchen, ob das Datum 1531 richtig ist oder nicht, da das Gedicht unter allen Umständen lange vor 1541 entstanden ist; stand es doch im 2. Spruchbuch des Dichters, der sein 4. am 1. Jänner 1539 begann. Aber wir kennen keinen Druck des Gedichtes vor dem Erscheinen der Franck'schen Sprichwörterammlung. So lange ein solcher nicht bekannt ist, müssen wir die Möglichkeit bestehen lassen, daß Sachs und Franck eine gemeinsame Quelle benützt haben.

Jedenfalls verschmolz auch in dieser Fabel der Dichter verschiedene Versionen des Stoffes und bereicherte sie durch selbständige Zusätze und Ausschmückungen.

Schwank von dem Lügenberg. (No. 30.)

Das Germanische Museum zu Nürnberg besitzt (unter der Sig. K. B. 10) einen Holzschnitt (Folioblatt) aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, ohne Überschrift, ohne Text und sonstige Angaben, welcher vollkommen der Beschreibung des H. Sachs vom Lügenberge entspricht. Das Blatt ist stark beschnitten und es wäre möglich, daß sich unten Verse, aber dann kaum mehr als 2—3 Dutzend, befunden haben.

Das Bild stellt einen sehr zerklüfteten hohen Felsen dar, mit einzelnen Bäumen bewachsen und von Vögeln umflattert. Auf neun verschiedenen gefährlichen, schwindeligen Stellen, eine immer höher als die andere, befinden sich an dem Abhange teils rechts, teils links, teils in der Mitte die verschiedenen Lügnerkategorien und zwar, von unten angefangen, in folgender Reihenfolge: 1. der Eerlügner, 2. der Meerlügner, 3. der Altlügner, 4. der Schwatzlügner, 5. der Rhumlügner, 6. der Schmeichellügner, 7. der Trieglügner, 8. der Haderlügner, 9. der Doppellügner. Rechts unten drängt sich viel Volk um den Berg. Etwas weiter vorn will ein Mann eine

Leiter an den Berg anlegen. In der Mitte unten sitzt ein Mann mit dem Gesichte nach vorn, der die beim „Rhumlügen“ angebrachte Glocke zieht. Links unten stehen noch 3 Frauen und 3 Männer, die, gleich dem Haufen rechts, zum Berge aufschauen. Es würde mich zu weit führen, die einzelnen Lügner, ihre Kleidung, Ausrüstung, Stellung, Haltung u. f. w. zu schildern. Ich erwähne nur, daß z. B. der Schmeichellügner einen Vogel (vielleicht einen Falken) in der Hand hält, den er streichelt. — Die Rückseite des Holzschnittes ist leer. Alles dies entspricht vollkommen dem Sachsischen Gedichte, das in der Folioausgabe des H. Sachs (B. I Fol. 541) sogar die Namen der neun Lügnerklassen in der gleichen Reihenfolge (Ehrenlügen, Märlügen, alt Lügen, Schwatzlügen, Rumlügen, schmeichel Lügen, truglügen, Haderlügen, Doppeltlügen) ferner den „Außschreyer“ — das soll der die Glocke ziehende Mann des Lügenberges sein — und den „Hauff vnden am Berg“ als Überschriften vor den entsprechenden Versen trägt.

Zwei Dinge sind nun möglich: Entweder Sachs arbeitete nach diesem Holzschnitte und dann hätten wir einen der vielen Fälle mehr, daß unser Meister durch Holzschnitte und Bilder zu Dichtungen angeregt wurde, oder umgekehrt, der Holzschnitt wurde nach, bezw. zu dem Gedichte des Sachs gefertigt. Im letzteren Falle möchte ich aber doch nicht unseren Dichter für den Erfinder der Allegorie halten, ich glaube vielmehr, daß der Stoff viel älter ist und in jener Zeit entstand, wo man alles allegorisierte, im 14. und 15. Jahrhundert. Ist doch z. B. im »Conde Lucanor« des Prinzen Juan Manuel (1282—1349) von einem „Arbol de la Mentira“ die Rede (Enxemplo 26).

Ich neige der Ansicht zu, daß der Holzschnitt, der allenfalls auch mit einem kurzen Gedicht ausgerüstet sein konnte, die Vorlage des Dichters war.

Das Wappen der vollen rott des Schlauraffenlandes. (No. 31.)

Schon Zarncke hat (»Narrenschiff« S. 457) erkannt, daß dieses Gedicht sich an das 108. Kapitel der Brant'schen Dichtung (vom „schluraffen schiff“) anlehnt. In der That mußte für den Dichter, nachdem auf dem zum 108. Kapitel gehörenden Holzschnitt das Schlauraffenschiff mit einer Fahne geschmückt ist, der Gedanke nahe liegen, ihm, d. h. eigentlich der „vollen rott“, auch ein Wappen zu verleihen. Daß er dabei seine eigene Dichtung über das Schlauraffenland benützte, war natürlich. Daraus nahm er z. B. den „Fladen“ (Vers 25) und die „Pratwürsten praun Für eyn . . . zaun“.

Noch ein Wort über die Entstehungszeit des Gedichtes. Es trägt in G.'s Ausg. d. F.u.Schw. das Datum „1533 am 28. Dezember“. Ist dieses Datum richtig? Man liest in unserem Gedichte (V. 72) den Ausdruck „Der Vollen wappen plesinirt (plesimirt?) der auch im 5. Fastsp. zu finden ist: „Ich will dir gerne dein wappen plesimirn“ (V. 50). Da nun gerade diese letztere Stelle auf die Hauptquelle des Fastnachtspieles (Beroaldus-Franck) zurückgeht, so muß das obige Gedicht erst nach dem 6. Fastsp., also nicht vor Anfang 1535 entstanden sein.

Paum darauf maid vnd gellen wachsen. (No. 33.)

Unter diesem Titel stand, wie wir von E. Goetze erfahren, ein Gedicht von 44 Versen im III. Spruchbuch des H. Sachs (S. 119) aufgezeichnet, das auch einzeln gedruckt war. Goetze vermochte davon nicht mehr als den Titel anzugeben.

Mir ist nun ein Gedicht aus späterer Zeit in die Hände gekommen, das entweder zu dem Schwank des H. Sachs oder zu dessen Quelle irgend eine Beziehung hatte. Das Germanische Museum¹⁾ besitzt zwei zusammengehörende fliegende Blätter aus dem ersten Drittel des 17. Jahrhunderts (Signatur K. B. 51) beide „Zu Augspurg bei Marx Antonj Hannas Formschneyder vnd Brieffmaler“ entstanden. Die beiden sind ganz gleich ausgestattet und mögen ursprünglich auch ein größeres Blatt gebildet haben.

Ich gebe hier die auf den Blättern befindlichen Verse wieder:

Der Baurenknecht Baum.

Ihr Baurendiernen allzugleich,
Ihr seid arm, schön oder reich,
Kompt her, ich will euch zeigen an,
Wie jhr bald krieget einen Mañ.

Kolorierter Holzschnitt, roh ausgeführt: sechs Bauernburschen wie auf dem Baume wachsend, einer im Fallen begriffen; unter dem Baum 3 Paar sichtbare Stiefel, ferner 3 Dirnen, die erste mit dem Rechen einen Burschen herunterholend, die zweite Stiefel zu-recht rückend, die dritte den fallenden Burschen auf-fangend.

Es sind jetzt schöne Bäume vorhanden,
Die wachsen fast in allen Landen,

¹⁾ Herr Dr. Hampe, Assistent am Germ. Museum, hatte die Güte, mich darauf aufmerksam zu machen.

In Schwaben, Bairn, Francken, Sachsen,
Auff denen Baurnknecht jetzt wachsen.
Wann eine nur eins Manns begert,
Die kom̄ da wird sie bald gewehrt,
Da wird sie dorten wol dahinden,
Ein schönen grünen Baum thun finden,
Auff dem viel Bauren wachsen steiff,
Die allerdings feynd zeitig reiff,
Seynd schon bekleid in allen Dingen,
Die Gablen, Flögel sie mit bringen
Die Stiffel jhnen gewachsen an;
Doch welcher keinen noch thut han,
Dem hat mans vntern Baum gestelt,
Daß er gleich in denselben felt.
Drumb geht nur hin, nimbt ein Rechen
Vnd thut mit herunder stechen.
So darfft jr Nachtszeit nit lang bühlen
Am Fenster nicht so hart erkühlen.

Der Baurenmâgdlein Baum.

Schaw, wie ein News das andre treibt,
Vnd vnerfunden nichts mehr bleibt,
Es ist zuvor gar nye geschehen,
Daß man ein solchen Baum gesehen.

Kolorierter Holzschnitt in ganz gleicher Ausstattung. Baum, worauf 6 Dirnen wachsen, eine im Fallen. Zwei Burschen unter dem Baume, der eine umarmt eine bei ihm stehende (offenbar erst herabgeholte) Dirne, der andere holt mit dem Rechen eine herunter. Auch hier befinden sich Stiefel unter dem Baume.

Gleich wie die Zeit thut Rosen bringen,
So find man jetzt in allen dingen,
Viel vortheil vnd behändigkeith,
Daß man nit darff so viel arbeit.
Als wenn einer jetzt ein Weib will haben,
Darff er nit lang im Land vmtraben,
Zufüchen auß den Mâgdlein allen,
Ein schöne, so jhm thut gefallen.
Es darff nur zu dem Baum hinlauffen,
Da wachsen sie mit groffem hauffen,
Da findt er wie ers haben will,
Und darff sich nit bemühen vil.

Nemb er ein Gabel oder Rechen,
 So kan ers mit herunder brechen,
 Sie können alle Arbeit schon,
 Was bey den Bauern ist zuthon,
 Als spinnen, melcken, bachten, knöten,
 Stallmisten, grafen, schneiden, jätten.
 Diß von Natur ihn hanget an,
 Drumb taugen sie schon einem Mañ.

Ähnlich haben wir uns auch das Gedicht des Hans Sachs vorzustellen, mit dem dieses im Umfange nahezu übereinstimmt; es zählt 48 Verse gegen 44 bei H. Sachs. Wer dessen Verfasser gewesen, wird schwerlich mehr zu ermitteln sein. Wahrscheinlich gehört es noch dem 16. Jahrhunderte an, wenn die mir vorliegenden Holzschnitte auch kaum vor 1625 entstanden sein dürften. Solche ältere Gedichte pflegten ja — es bedarf dafür keiner Belege — auf fliegenden Blättern oft nach einem Jahrhundert noch wiederholt zu werden. Von H. Sachs ist es natürlich nicht, aber es geht vielleicht auf ihn, wenn nicht gar auf seine Quelle selber, zurück. Jedenfalls verschafft es uns eine Vorstellung, wie man die Idee von den auf Bäumen wachsenden Bauern in jener Zeit poetisch und künstlerisch ausführte, und ist zugleich als Beweis für das selbständige Fortleben der Idee im 17. Jahrhundert von Interesse. Deshalb dürfte sich sein Abdruck hier rechtfertigen. Daß Sachs aus einer ähnlichen, ihm zur Vorlage dienenden Dichtung die Verse 43—46 seines Schlauraffenliedes („So wachsen Bawern auff den bawmen u. f. w.“) geschöpft habe, ist schon oben (S. 51) bemerkt worden.

Zwayerley vngleicher ehe. (No. 34.)

Zu diesem Gedicht hat Sachs vielleicht durch den Anfang und den Schluß von Joh. Agricola's Bemerkungen zum 673. Sprichwort in seiner Sammlung (Ausg. Wittenberg 1582 Blatt 326^b) Anregung empfangen. Das Sprichwort lautet: „Es ist noch besser, ein alter Man vnd ein junges Weib, denn ein alt Weib vnd ein junger Gefell“. H. Sachs macht allerdings zwischen beiden Fällen keinen Unterschied, er geht über das Sprichwort hinaus; aber auch Agricola findet „wie sich jung vnd alt vbel zusammen schickt, vnd zubeorgen, wo sie zusammen kommen, also das ein junges weib ein alten mann vmb guts willen nimpt, die freundschaft vnd einigkeit werde sich bald trennen (sonderlich aber wo ein junger knecht ein altes weib nimpt)“.

Der nafenanz zu Guempels prun. (No. 39.)

Vergl. meine Bemerkungen zu dem Fastnachtspiel »Der naffenanz« in »Germania« XXXVI, p. 13.

Homerus henkt sich felb.

Goedeke, der diesen Meistergefang in den »Dichtungen von H. Sachs« (I p. 84) abdruckte, gab zwar Nachweise dazu, aber die direkte Vorlage hat er nicht gefunden. Es ist dies keine andere, als Walther Burley's »De Vita et Moribus Philosophorum« in einer deutschen Übersetzung, sei es nun in der 1490 zu Augsburg bei A. Sorg erschienenen, welche betitelt ist »Das Buch von dem leben vnd fitten der heydnischen maister«, sei es in einer Ausgabe des 16. Jahrhunderts, etwa in der 1519 zu Augsburg gedruckten »Von dem leben, fitten vnd freyen sprüchen der altñ philosophi heydnischen vnd natürlichen maister vñ liebhabern der weißhait etc.« Keine von beiden stand mir zur Verfügung, ich muß es daher unentschieden lassen, welche unserem Meister vorgelegen hat. Ich konnte den Meistergefang nur mit dem lateinischen Texte vergleichen, wie ihn H. Knust in seiner Ausgabe einer altspanischen Übersetzung des Buches (Litterar. Verein Band 177) wiedergibt. Aber schon dieser läßt die Quelle deutlich erkennen; man vergleiche:

Sachs (Goedeke I, 84):

Homerus der poete
einsmals beim mer spazieret,
da faß der Fischer rot,
Die sich verlauffet hete.
Als er zu in referet
und feinen gruß in bot
Und fraget, was sie da heten gemachet,
Der schlechten Frag wurd er von
in verlachtet;
antworten im aus spot:
„Die wir haben gefangen,
die selben hab wir niemer“
und meinten ire leus:
„Und die uns sint entgangen,
die selben hab wir iemer.

Als er nit mocht erdenken
zu lösen auf die Frage;
wurt er sinnlos zerstreut
Und tet sich selber henken —
nach Policratis fage.

De Vita etc. phil. (ed. Knust) p. 58:

Homerus, poeta Ibat enim
Homerus spaciatus in litore maris
. . . . Quem videntes piscatores,
sedentes in litore ad invicem collo-
quentes, deriserunt. Qui cum eos
ridentes aspiceret interrogavit quid
haberent. Qui dixerunt: Quotquot
cepimus non habemus et quos non
cepimus retinemus. Vermes enim in
vestibus scrutabantur.

Hic etiam, ut dicitur in Policrato
libro primo, levem questionem a
nautibus sibi propositam, non potuit
explicare

Aiunt vero quidam eum ex hoc
dementatum adeo ut in insaniam ver-
sus se ipsum suspenderit.

Der Secundus.

Dieser Meistergefang folgt bei Goedeke auf den vorigen (I, 85). Der Herausgeber vermutete bezüglich der Quelle: „Von Hans Sachs wahrscheinlich aus einer der nach Vincent (*Speculum historiale*) compilierten Chroniken geschöpft“. Allein der Meistergefang sowie der ihm sprachlich und inhaltlich nahestehende Spruch »Secundus der schweigend philosophus« (H. Sachs II, 2, fol. 96) sind aus Burley geschöpft, der freilich auch fast sein ganzes Buch aus dem »*Speculum historiale*« compilierte.

Das Verhältnis unseres Sachs zu dem lat. Text ist ähnlich wie beim vorigen Meistergefang. Die vielen Fragen, welche in der Quelle der Kaiser Hadrianus an den Schweigenden richtete und die Antworten darauf, hat Sachs weggelassen und nur allgemein darauf hingedeutet mit den Versen:

Der kaifer in mit hoher frag umtriebe
von got, himel und element.

Baldanderft. (No. 37.)

Daß H. Sachs auch diesen Schwank nicht selbst erdachte, geht schon daraus hervor, daß sich in Laßberg's »*Liederfaal*« I, 389 (und nicht 369 wie bei Goetze infolge eines Druckfehlers steht) unter dem ähnlichen Namen »Viel Anders« ein mittelhochdeutsches Gedicht gleichen Inhalts befindet. Wohl fehlt darin die Verdichtung der Allegorie zu einem wirklichen Wesen, zu einem Mann, aber in den Gedanken herrscht große Übereinstimmung, so daß wir wohl vermuten dürfen, daß Sachs irgend eine ähnliche Dichtung vorgelegen hat. Dasselbe mag denn wohl auch mit den verwandten allegorischen Dichtungen »Heintz Widerporft«, »Hans Unfleiß« und »Der Hederlein« der Fall sein.

Der wintelwascher. (No. 44.)

E. Goetze gibt von diesem Schwank nur den Titel an. In W. Drugulin's »*Historisch. Bilderatlas*« (Lpz. 1863) I. Teil ist sub No. 2495 (S. 98) folgendes zu lesen:

„Die Frau mit dem Stecken und der Wäsche klopfende Ehemann. Hlz. Gedruckt zu Nürnberg bey Hans Wolf Glafer. Fol. kolorirt.

Mit Versen (von H. Sachs?) Oben: „Ho, ho, Windelwascher“. Unten dreispaltig: „Es geschieht oft manchem — Windelwascher draus“.

Ob es sich hier um das Gedicht des H. Sachs selbst oder um dessen Quelle handelt, wird sich, so lange das fliegende Blatt nicht wieder zum Vorschein kommt, schwer sagen lassen.

Der Narr tanzt nach feiner Geigen u. f. w. (No. 45.)

Zarncke hat dieses Gedicht bereits unter den Nachahmungen des »Narrenschiffes« (cf. p. CXXXII seiner Ausgabe) angeführt. E. Goetze vermutet mit Recht, daß Sachs es ursprünglich zur Erklärung eines Holzschnittes verfaßte.

Die neun ellenden wandrer. (No. 46.)

Vergleiche meine Bemerkungen zum 9. u. 13. Fastnachtspiel (»Germania« XXXVI, S. 10).

Der karg vnd milt. (No. 53.)

Dieses Gedicht entstand 1539. In seinem 24 Jahre später, am 25. Mai 1563, gedichteten Schwank gleichen Inhalts »Der Karg vñ mild mit dem Pfenning Hafen« gibt Sachs selbst die Quelle an¹⁾:

Wie vns anzeygt das Buch mit glimpff
Welches man nennt Ernst vnd schimpff.

Es ist Pauli 178 (ed. Osterley S. 123). Er schloß sich hier und dort seinem Vorbilde fachlich und sprachlich ziemlich getreu an. Das sprachliche Verhältnis der beiden Sachs'schen Dichtungen zu der Quelle mögen nachstehende Parallelen beleuchten:

Pauli:	Schwank v. 1539:	Schwank v. 1563:
Es war ein burger in einer stat, der hat ein cappel in seinem hoff, da bettet er offft in, vnd knüwet vff einem bret, darun- der het er ein haf- fen vergraben, vnd was er mocht spa- ren, das that er daryn, vnd bettet vff dem selben haf- fen, das in got nit wolt lassen sterben, er het dan den haf- fen mit gelt gefült, das geschahe.	Ein reicher man der wase Ser geiczig vbermase: Wo er pey seinen jaren Ein pfening künt ersparen, Den selben er aufhüebe, In eim haffen ein grüebe In seiner haûs capellen — — — — — Vnd det vmb got erwerben, Das er in nicht ließ sterben. Pis er füelt durch die menig Sein haf-ten voler pfening Also in got geweret.	Ein reicher mann zu Regenspurg saß, War karg vnd geitzig vber maß. Wo er nur kundt bey seinen jarn Ein pfenning an dem Maul ersparn, Oder eim taglöner abbrechen, Das thet er alls für glücksfall rechen. Schund vnd karget also all stund An allen orten, wo er kund. Dasselb geldt er heimlich auffhub, In ein dreymeßing haf-ten schub, Vnd den in seiner haûs capellen — — — — — Grub er diesen gelt-haf-ten ein. — — — — — So offft er denn geldt vberkam, Steckt ers in den haf-ten zusamb, Vnd thet Gott bitten vnd erwerben, Daß er jhn nicht solt lassen sterben, Biß er den haf-ten durch die menning Außfüllt mit den ersparten pfenning.

¹⁾ E. Goetze, der hier bei No. 53 die Quelle nicht erwähnt, bezeichnet sie, wie ich nachträglich sehe, näher bei dem Spruchgedicht von 1563 (Keller-Goetze 17, S. 402).

Was das Sachliche betrifft, so hat Sachs in beiden Dichtungen den Umstand mit dem Brett weggelassen, den Sparer zu einem alten, den Zehrer zu einem jungen Mann gemacht — ein guter Zug, der in der Quelle fehlt — und außerdem im Mftg. Pauli's Moral durch eine andere näher liegende — daß die Mittelstraße die goldene sei — ersetzt. Im Spruchgedicht behielt er diese Moral bei und fügte noch diejenige Pauli's hinzu, lokalisierte den Stoff und ließ den Geizigen 8 Jahre sparen, den Verschwender 7 Jahre an dem Schatze zehren.

Im Spruchgedicht hatte Sachs gleichzeitig den Meistergesang und Pauli vor sich.

Der schüefter mit dem rapen. (No. 59.)

Diese Erzählung schöpfte Sachs aus Plutarch's »*Αποφθέρματα*« in Eppendorff's Übersetzung (Kurtz weise vnd höfliche Sprüche Straßb. 1534) p. 230. Die Erzählung führt hier die Überschrift: „Die Herren sollen eins yeden fleiß arbeyt vnd kunst gnädig bedencken“. Der Nürnberger erzählt breiter als seine Vorlage und fügt ein paar kleine Züge hinzu. Folgende Parallelen werden das Verhältnis am besten illustrieren:

Plutarch-Eppendorff:

Diffz beweget ein armen schüfter,
das er ein rappen vff den grüßz auch
vnderrichten wolt; vnd wie er aber
vil zeit damit verlor, vnnd der vogel
ym nit antworten wolt, sprach er:
Es ist kost vnd arbeyt verloren.

Da fyelen dem rappen die wort
yn, die er so oft gehört hett, faget.
Es ist kost vnd arbeyt verloren. Diffz
lyeffz ym der keyfer gefallē etc.

Sachs:

Zw Rom ein schüefter was,
Den die armuet pefas,
Der wolt gelt vber kûmen,
Het sich auch vnter nûmen
Er wolt ein jûngen rappen,
Doch grob gleich einem drappen,
Reden vnd gruesen leren,
Det grofen fleis vûr keren.
Vngschickt der vogel was,
Der ler alzeit vergas,
Wie im wart vûrgesprochen.
Als das wert sieben wochen,
Sprach der schüefter in zoren:
Kost vnd mûe ist verloren.

Da fielen an dem ort
Dem vogel ein die wort,
Die er gehoret het
Vom schuefter, vnd auch ret
An all gefer vnd zoren:
„Kost vnd mûe ist verloren!“
Als das der kaifer hört
In wunder wart pedôrt
Er vnd lies ims gefallen.

Die beigelegte Moral ist Erfindung unseres Meisters. Die Erzählung findet sich auch mit ähnlichen Worten erzählt in Steph. Vigili Pacimontani Übersetzung v. Fr. Petrarca's »De Rebus Memorandis« (Ausg. Frankf. 1566 fol. 35^b). Da indes diese Übersetzung nicht vor 1541 gedruckt worden, das Gedicht des Sachs aber bereits am 25. April 1540 verfaßt ist, so ist an eine Benutzung des Petrarca hier nicht zu denken.

Der hüngrig fuchs im keler mit der wifel. (No. 60.)

Die älteste und am meisten verbreitete Version dieser Fabel läßt den Fuchs sich sättigen, und als er, fett geworden, nicht mehr aus dem Loche herauskommen kann, auf Anraten eines Wiefels wieder sich aushungern. Anders hier: Das Wiesel warnt den Hungrigen, und dieser, die klugen Worte beherzigend, genießt nur mäßig, so daß er zu jeder Zeit leicht herauschlüpfen kann. In jener Gestalt findet sich die Fabel z. B. bei Horatius (»Epist.« I, 7), Burkh. Waldis (»Esopus« I, 44), Erasmus Alberus, 38 u. a. (s. hierüber H. Kurz's Nachweise zu B. Waldis I, 44); in dieser Gestalt erscheint der Apolog, wohl zuerst, in den sogenannten Cyrillischen Fabeln. Diese gibt Sachs selbst als Quelle an; er sagt (Vers 39):

Als vns das puech vûr geit
Natûrlicher weisheit.

Unter dem Titel »Das Buch der Natürlichen Weißheit« erschien 1490 zu Augsburg bei Anthonius Sorg eine deutsche Übersetzung des »Speculum sapientiae beati Cirilli«, jenes mittelalterlichen Fabelbuches, das uns Graesse in einer neuen Ausgabe (»Die beiden ältesten lateinischen Fabelbücher des Mittelalters« Stuttg. Litterar. Verein Band 148 [1880]) zugänglich gemacht hat. Daß jene Übersetzung von 1490, und nicht etwa eine aus dem 16. Jahrhundert unserem Meister vorgelegen hat, ist schon daraus ersichtlich, daß letztere entweder den Titel »Spiegel der weißheit« (1520) oder »Buch der Weißheit« (1529) führen, während Sachs ja, wie wir sehen, seine Quelle als »Buch Natürlicher weisheit« bezeichnet.

Da mir diese alte Übersetzung nicht zur Verfügung stand, so habe ich die Nachbildung des Nürnbergers mit dem lateinischen Texte — die Fabel ist hier die 11. im III. Buche und führt den Titel: De Vulpe et mustela — verglichen. So viel läßt sich auch auf diese Weise erkennen, daß Sachs seine Vorlage stark gekürzt und namentlich die ellenlange Rede des Wiefels in wenige Verse zusammengezogen hat. Die Fabel hat natürlich dadurch nur gewonnen. Daß auch wörtliche Anlehnungen zwischen Sachs und

dem »puech natürlicher weisheit« vorhanden sein müssen, ergibt schon die Zusammenstellung mit dem lateinischen Texte; man vergleiche:

Sachs V. 21 ff.:

Wan fo der kellner kem,
Im keler dich vernem,
So wer dein fluecht allain
Aus durch das löchlein klain,
Durch welches dw dich drangst,
In diesen keler zwangst.
Wer den dein leib gewachsen,
Gros, dôlpet, vngelachsen.
— — — — —
Gefaisstet vnd gedicket,
Das dw dar for pestüendest,
Dardurch nicht schlieffen küendest,
So güelt es Dir dein leben.

Der fuchs nach det vexren,
Ein weng nach notürft aß
Vnd ging wider fein stras;

Spec. Sap. (ed. Graeffe p. 86.)

Nam per illum artissimum, quo
prae macie libere introisti, impinguata,
incrassata dilatata, duraque pelle,
cum necessitas aderit aut voluntas,
redire ad liberum non valebis.

— — — — Si comederis cutemque
repleveris alienis — — oportebit te
— — — — praeventam a possessore
dilectissimam vitam dolore finire.

Quibus servatis diligenter vulpes,
pastu sumto praesentis necessitatis,
libera et docta recessit.

Die hell mit iren grawfamen filfaltigen peinen auf die ersten hel.¹⁾ (Das Helpad.)

Mit diesem „Schwank“ betritt Sachs ein Gebiet der Dichtung, die im Mittelalter ganz besondere Pflege und in Dante's »Divina Commedia« ihren herrlichsten Ausdruck gefunden hat, er betritt das Gebiet der Höllenvisionen. Es ist hier nicht der Ort, den Gegenstand zu erschöpfen und alle Visionen anzuführen, die mit unserem Gedichte nähere oder entferntere Ähnlichkeiten zeigen. Ich verweise auf die unten stehende Litteratur²⁾ und begnüge mich hier mit einigen Andeutungen.

¹⁾ Goetze F. u. Sch. No. 65, S. 192.

²⁾ Th. Wright, »S. Patrick's Purgatory, an Essay on the Legends of Purgatory etc.« Lond. 1844. Ozanam »Dante et la philos. catholique etc.« Paris 1845. Villari »Antiche leggende etc. che illustrano la D. C.« Pisa 1865. — A. D'Ancona »I Precursori di Dante«. Fir. 1874. — C. Fritzsche, »Die lat. Visionen des Mittelalters etc.« (Roman. Forschungen B. II, 247—79 u. III, 337—69.) Mussafia »Sulle Visioni di Tundalo« (Wiener Sitzungsber. 1871 S. 157—206). A. Wagner »Visio Tnugdali«. Erl. 1882. — Ed. Mall. »Zur Gesch. der Legende vom Purgat. des Heil. Patricius« (Roman. Forsch. H. S. 139—197). — Eckleben »Die älteste Schilderung vom Fegfeuer de h. Patricius« Halle 1885. — H. Brandes. Über die Quellen der mittellengl. Versionen der Paulus-Vision (Engl. Studien VII, S. 34—65). — H. Brandes, »Visio S. Pauli« etc. Halle 1885.

Unter den zahllosen Höllenvisionen sind es vornehmlich drei, die ungemeine Verbreitung fanden und noch weit über die Reformationszeit hinaus poetisch fortwirkten: Die »Visio Tnugdali«, das »Purgatorium S. Patricii« und die »Visio S. Pauli«. Merkwürdig ist es, daß zwei davon Irland zur Heimat haben und daß die dritte auf britischem Boden ihre vorzüglichste Pflege erhielt. Diesen dreien ist mit Sachs die Idee gemein, daß ein Sterblicher in Begleitung eines Überirdischen durch die Räume der Hölle wandert, alle Qualen der Verdammten sieht und schließlich wieder zur Erde zurückkehrt.

Welcher von diesen folgte H. Sachs? Die verbreitetste aller dieser Dichtungen ist ohne Zweifel die »Visio Tnugdali«, welche in fast alle Sprachen Europas übertragen, fast überall eine selbständige Weiterbildung erfahren hat. Ich will von den älteren gereimten Versionen Deutschlands im 12. Jahrhundert — der niederrheinischen und der des Priesters Alberus — hier absehen. Im 15. Jahrhundert und zu Anfang des 16. wurde eine Prosadarstellung von dem „Ritter Tundalus“ (oder Tondalus) häufig gedruckt und dadurch wohl allgemein bekannt. Ich verweise bezüglich der Ausgaben auf Goedeke² I, 373, dessen Angaben indes noch der Ergänzung bedürfen. Mir selbst liegt eine Bearbeitung vor, die meines Wissens nur in Panzers Annalen (I S. 302), sonst aber, so viel ich mit meinen spärlichen Hilfsmitteln feststellen kann, nicht erwähnt ist. Sie führt den Titel: Dis büchlin saget / von den peinē so do bereit seint / allen denen die do sterbē in tod / sünden Vnd die die radt vnd that / darzu gebent, als her nach fol / get mit vil hüpschē figurē vnd guten exempelen. — Titelbild. Am Ende: Getruckt vnd vollendet zu Stroßburg Als man zelt daufent fünfhundert vnd neun Jar.“ Ein Drucker ist nicht genannt, aber nach den Typen zu schließen, dürfte es wohl Mathis Hüpfuff gewesen sein, der seinen Namen vielleicht deshalb unterdrückte, weil das Buch in seinem ersten Teil (bis Blatt 36^a) eine Fälschung des »Tundalus« ist (der 2. Teil „etliche exempel des segfeürs“, von Blatt 36^b—39^b ist strenge genommen ein Werk für sich). In diesem „Büchlin“ ist Tundalus durch den armen Lazarus ersetzt, der übrigens so ziemlich daselbe sieht und erlebt wie sein irischer Vorgänger. Ich vermute sogar, daß, außer dem Namen, nicht viel weder fachlich noch sprachlich daran geändert ist. Für uns ist das Buch deshalb von Interesse, weil in demselben zum ersten mal versucht wird, an Stelle des Tundalus, einen anderen Namen zu setzen. Bekanntlich erfolgte 1582 durch Barth. Ringewalt, Pfarrherrn in Langenfeld, ein weiterer und zwar poetischer Versuch, die Legende auf einen anderen

Namen und fogar auf einen ganz modernen — Hans Fromman — zu übertragen. Ob zwischen 1509 und 1540 — Datum des Sachsifchen Gedichtes — etwa noch ein ähnlicher Versuch liegt, habe ich nicht ermitteln können.

Hat nun Sachs diese Höllenvifion in irgend einer Form benützt? Diese Frage dürfte eher zu verneinen, als zu bejahen fein. In allen Versionen des »Tundalus« werden fowohl die Qualen der Hölle, als die Freuden des Paradieses gefchildert, während Sachs letztere wegläßt. Im »Tundalus« muß der Held felbst den größten Teil der „Peinen“ durchkosten, während er bei Sachs durchweg nur Zuschauer bleibt. Im »Tundalus« ift der Führer durch die Höllenräume ein Engel, bei H. Sachs ein Teufel, bei jenem macht nur die Seele die Wanderung mit, bei diefem der lebende (fchlafende) Dichter felbst. Endlich ift die Schilderung der Hölle fowie der Höllenqualen und die Aufzählung der Gattungen von Sündern in beiden Dichtungen eine grundverfchiedene. Wenn nun Sachs den »Tundalus« nicht benützte, fo ift damit noch nicht gefagt, daß diefer ihm völlig unbekannt war. Bei feiner ungeheueren Belesenheit darf man ficher das Gegenteil annehmen.

Ebenfo ferne wie dem »Tundalus« fteht Sachs dem »Purgatorium S. Patricii«; denn auch in diefem werden die Höllenqualen und Himmelsfreuden gefchildert, auch hier muß der Held einen Teil der Qualen felbst erleiden, auch darin ift die Schilderung der Hölle grundverfchieden von der in Sachfens Dichtung und — was be- fonders ins Gewicht fällt — es befteht außerdem der Unterfchied, daß der Held nicht, wie bei S., von einem Überirdifchen in die Hölle gebracht wird, fondern felbst das Purgatorium auffucht, in der Abficht, von feinen Sünden befreit zu werden. Es ift übrigens zweifelhaft, ob S. das »Purgatorium S. Patricii« gekannt hat. Als felbftändiges Buch war die Legende meines Wissens in Deutch- land damals nicht verbreitet, und daß Sachs mit den Schriften Geiler's von Keyfersberg vertraut war, ift zwar möglich, aber nicht erweisbar. In einer derfelben, im »Buch der felen würzgarten«, kommt — was wenig bekannt zu fein fcheint — eine ausführliche Dar- ftellung „von dem Fegfeür fancti Patricii in Hybernia“ (Blatt 39^a—47^b) und außerdem noch „von etlichen Exempeln des fegfeürs“ (Bl. 28^b bis 39^a) (in der Hauptsache mit dem oben Genannten übereinflimmend) vor.

Die meifte Ähnlichkeit mit dem Gedichte des H. Sachs zeigt die älteste Vifion diefer Art überhaupt, die auf ein apokryphes Evangelium zurückgehende »Visio St. Pauli«, die, gleich der »Visio Tnugdali«, faft bei allen chriſtlichen Völkern des Mittelalters Aufnahme gefunden, befonders aber, wie bereits bemerkt, in Großbritannien häufig

poetische Ausbildung erfahren hatte. Diese Vision umfaßte zwar ursprünglich neben der Schilderung der Hölle auch diejenige des Paradieses, streifte jedoch, namentlich in Deutschland, letztere ganz ab. Die Schilderung der Hölle und ihrer Qualen ist allerdings auch von Sachsens „Höllenbad“ sehr verschieden, doch finden sich hier wenigstens einzelne übereinstimmende Züge. Nach den Untersuchungen, welche Hermann Brandes über diese Vision angestellt hat, gibt es 6 verschiedene Redactionen derselben. Sachs nähert sich am meisten der VI. Ich schließe dies aus den Angaben, welche Brandes darüber macht; mir selbst hat sie nicht vorgelegen. Mein Gewährsmann aber äußert sich (»Visio St. Pauli« S. 39) folgendermaßen: „Sie handelt ausschließlich von den Strafen der Verdammten, führt diese aber nicht vollständig auf. Auch in der Form weicht sie von den übrigen ab. Von der Wirkung, die das Geschehene auf den Besucher ausübt, ist nirgends die Rede, überall wird die Qual mit größtmöglicher Kürze beschrieben, daran knüpft sich die Frage des Apostels nach ihrer Ursache und die Antwort des führenden Engels beschließt den Passus. Nach diesem Schema verfährt der Verfasser vom Anfang bis zum Schluß, so daß die Vision in dieser Gestalt keineswegs einen besonders ansprechenden Eindruck macht.“ — (S. 40) „Unter den Gepeinigten erregen zunächst die des Apostels Aufmerksamkeit, welche ihre Eltern lieblos behandelten.“ Alles dies paßt genau auf Sachs; insbesondere eröffnen auch bei ihm die „vngeratnen kinder“ die Reihe der Gemarterten der Hölle. Aber die Ähnlichkeit mit dieser Redaction geht nicht weiter, namentlich divergieren Zahl und Art der Strafen in den beiden Darstellungen vollständig. Einzelne Dinge bei Sachs, wie z. B. die Erwähnung des Styx und des Cerberus, sowie die durch den Titel angedeutete Annahme von zwei Höllen führen auf andere Redactionen der »Visio St. Pauli« zurück und viele Züge des Nürnbergers wird man vergebens in irgend einer suchen. Dahin gehört vor allem, daß der Führer des Visionärs nicht, wie sonst überall, ein Engel, sondern ein Teufel ist und daß die Hölle als ein ungeheurer Baderaum — daher der Titel „das Helpad“ — dargestellt wird.

Eine andere, den Höllenvisionen nahestehende Legende kannte Sachs sicher, weil sie sich in seiner Bibliothek befand; es ist die ebenfalls auf irischem Boden entstandene von St. Brandan. Mehrfach metrisch während des Mittelalters in Deutschland verbreitet (f. Goedeke² S. 232, 361, 468), wird sie wiederholt im 15. Jahrhundert in Prosa gedruckt (1481, 1497, 1498, 1499, 1510 u. f. w.). Die Ausgabe von 1510 (Straßburg, Mathis Hüpff) liegt mir vor. Da ich nun öfters diese Legende mit dem »Tundalus«, der ebenfalls bei Hüpff (1507) erschienen,

zusammengebunden gesehen habe, wie denn das von mir oben beschriebene „büchlin“ „von den peinen“ (auch v. Hüpfuff) gerade mit dieser Ausgabe des »St. Brandons leben« zusammengebunden ist, so wäre es möglich, daß Sachs außer dem letzteren auch jenes oder den »Tundalus« besessen hat. Sagt doch H. Sachs in einer seinem Bücherverzeichnis vorangehenden Bemerkung, daß „oft mehr puecher dan ains zw famen eingepunden sent in ain puech“. »St. Brandons leben« enthält keine zusammenhängende Schilderung der Höllenqualen, sondern nur zerstreute einzelne Momente davon. In einem Punkte fand ich — bei flüchtiger Durchsicht — Berührung mit Sachs: Letzterer läßt die „müñch vnd pfaffen“ durch das Pech Höllenpein erleiden, in »St. Brandon« wird ein Mönch in gleicher Weise gemartert.

Und so glaube ich denn, solange nicht eine unserem Dichter näher stehende z. Z. noch unbekannte Höllenvision entdeckt wird, daß er durch verschiedene Visionen angeregt worden, im ganzen aber recht originell verfahren ist. Im gleichen Jahre, in welchem das „Helpad“ entstand (1540), aber einige Monate vor diesem, hatte er eine satirische Dichtung „Dem Teufel will die Hell zu eng werden“ verfaßt. An diese knüpft er hier an. Dort hatte er, dem im Walde nach Baumaterial zur Erweiterung der Hölle suchenden Teufel be-
gegrend, das menschliche Geschlecht gegen ihn in Schutz genommen, die Welt als gut dargestellt, die Notwendigkeit der Höllenerweiterung bestritten, sich verpflichtet, Zeugen für die Wahrheit seiner Behauptung zu stellen, bald aber gefunden, daß er, wenn auch unabsichtlich, gelogen hatte. Nun quält ihn die Furcht:

Als ich an einer samstag nacht
In angsten lag vnd mir gedacht,
Wie ich mit dem dewfel het geret,
Zewgen zw stelen, der ich het
Pis her nit müegen kumen an,
Das auf ert früm wer iderman . . .
Idermon sagt, ich hat nit war . . .
Des pforget ich im herczen mein.

Und diese Furcht ist nicht ohne Grund, den jetzt holt ihn der Böse mit den Worten:

„Hör, dw warhafter gfel,
Wolauff mit mir! Dw müest gen hel
Schawen, ob sie nit sey zw eng
Von der fel ueber grofe meng.“

Diese vortreffliche Einkleidung ist unstreitig geschickte Erfindung des Sachs. Ebenso gehört ihm die, übrigens auf Volksglauben beruhende, Schilderung, wie der Dichter in die Hölle gelangt:

Da nam er mich pey dem genick,
Vnd in eim nw vnd augenplick
Füert er mich d^urch den luft dahin.

Die Einführung des „Caron, der schiffman“, „der vns fcharweis hinüeber f^ueret“ weist auf Lucians bekannten Dialog hin, den Sachs schon mehrere Jahre zuvor dramatisiert hatte. Anderes beruht wieder auf dem Volksglauben. Schwierig ist bloß zu fagen, woher Sachs die Idee nahm, die Hölle als einen großen Baderaum zu betrachten. In den alten Höllenvisionen kommen zwar oft genug Bäder im Feuerstrom, im eiskalten Wasser, in geschmolzenen Metallen oder im Schwefel u. f. w. als Einzelstrafen vor, aber, wie gesagt, man findet in keiner die Auffassung, daß die ganze Hölle ein ungeheurer Baderaum oder eine Badestube sei. Sollte Sachs selbst auf diese Idee verfallen sein? Schwerlich, seine Lektüre brachte ihn darauf; es ist nicht nötig, daß er sie gerade in einer Höllenvision fand, er, der Vielbelesene, konnte sie irgendwo sonst aufgefangen haben. So finden wir z. B. in Murner's »Narrenbeschwerung« (1512), in dem Kapitel, betitelt „Das lürlis bad“, Hölle und Bad mit einander in Verbindung gebracht; es heißt dort beispielsweise:

Der möcht wol nemen groffen schaden,
Der z^ur hellen fart gen baden
Vnd darz^u von derselben hitzen
Lyb vnd fele ganz verschwitzen.

* * * *

Ich findts das niendert fy kein hell,
Das hab ich aber wol gelesen,
Wie zwey örter findt gewesen,
Das ein ist vß der massen kalt
Das ander hitzig manigfalt.

* * * *

Es findt vier groffer berg do zwischen

— — — — —
Dan kurtzlich erst in vnfern tagen
Hats der tüfel zamen tragen.

* * * *

Gloub mir das yetzund alle stendt
Nit anders wissent oder wendt,
Den das die hellen fy zerstoßen
Vnd in beder zamen geflossen.

Diese Verse besagen freilich etwas ganz anderes, aber sie konnten doch unter Umständen einen Dichter auf den Gedanken bringen, die Hölle als ein großes Bad anzusehen. Ich will nun zwar nicht behaupten, daß Sachs durch diese Stelle angeregt worden sei,

obwohl es immerhin möglich wäre, da er ohne Zweifel Murner's Schrift kannte, aber man sieht wenigstens daraus, daß es schon damals (1512) geläufig war, Hölle und Bad zu einander in Beziehung zu setzen.

Was die Qualen der Verdammten betrifft, so verfuhr Sachs wohl ziemlich selbständig mit dem durch die alten Visionen und Legenden gegebenen Material. Einzelnes ist indes, wie wir oben sahen, daraus herüber genommen. So viele Arten von Sündern und Strafen wie er (22), bietet jedoch keine ältere Höllenvision.

Zuletzt kommt der teuflische Führer darauf zurück, daß die Hölle, wie der Dichter nun selbst gesehen habe, „etliche meil zweng“ sei, daß er ihn also belogen und betrogen habe und nun dafür seinen Lohn empfangen müsse. Indem der Teufel ihn ergreifen will, stößt der Geängstigte einen Schrei aus und erwacht aus seinem Traum¹⁾. Dieses Zurückgehen auf den Ausgangspunkt der Dichtung bietet einen durchaus befriedigenden originellen Schluß.

Ein Hauptunterschied zwischen der Dichtung des Sachs und allen früheren Höllenvisionen darf nicht unerwähnt bleiben. Während die letzteren einen tief ernsten, streng religiösen Charakter tragen, erscheint das Höllenbad im Gewande des Schwanks und der Satire. Ein Unterschied, der sich bei Sachs noch öfters zeigt, und so recht die Verschiedenheit zwischen seiner Auffassung — oder der seiner Zeit — und der mittelalterlichen charakterisiert.

Mit den vorstehenden Bemerkungen ist das letzte Wort über diese bisher so wenig beachtete Dichtung des Nürnberger Meisters noch nicht gesprochen. Ich konnte ihr hier nicht die eingehende Untersuchung zu teil werden lassen, die sie vielleicht weniger an und für sich verdient, als wegen ihrer Zugehörigkeit zu einem Dichtungskreis, der eine so tiefgehende Bedeutung für die Kultur des Mittelalters hatte.

Zum Schluß möchte ich noch zwei Bemerkungen vorbringen:

1) Die Idee einer Höllenvision benützte Sachs noch in dem langen Gedichte „Die Himelfar Margraffen Albrechten von Brandenburg“ (vom 6. Februar 1557; abgedruckt in E. Weller's »der Volksdichter H. Sachs« p. 123 und in Lützelberger-Fromann's »Hans Sachs« S. 133—143). Ich kann hier weder einen Vergleich zwischen den beiden Gedichten des H. Sachs, noch zwischen der

¹⁾ Von dieser, um mit Sachs zu reden, auf »täglicher erfahrung« beruhenden Idee hat Sachs noch öfter in Traumdichtungen Gebrauch gemacht, so z. B. in dem 1545 geschriebenen Spruch »Der Todt zuckt das Stüllein«. Hier will der Tod den sein Treiben beobachtenden Dichter ergreifen, ihn »zu erwürgen grimmiglich«, doch dieser »vor großem schrecken . . . erwacht«.

jüngeren und den Höllenvisionen anstellen; ich erwähne das zweite Gedicht überhaupt nur, weil es, mehr noch als das »Helpad«, Zeugnis dafür ablegt, daß Sachs mit den Höllenvisionen vertraut war.

2) Sachs hat für sein »Helpad« einen Plagiator gefunden, der so viel ich bemerke, noch nicht als solcher bezeichnet worden ist. J. Scheible druckte in seinem »Schaltjahr« (II, S. 60—81, 567—68, IV, 73—75, 173—74, 429—434 u. V, 103/9, 288/92 den I. Akt einer »Tragi — Comedia Von einer hochnothwendigen Wallfahrt beedes in die Höll und in Himmel etc. Durch D. Klein Esslingenfem 1570« ab, worin eine der Personen (das Weltkind) unser Gedicht (das Höllenbad) als einen »beschriebenen Traum« vorliest. Es ist dabei nur der Anfang und Schluß und hin und wieder ein Ausdruck geändert, sonst aber alles wortwörtlich beibehalten.

Schaden der Drünckenheit. (No. 66.)

Dieses Spruchgedicht scheint mir aus dem 5. Fastnachtspiel des Meisters (»pueler, spieler vnd drinker«) herausgewachsen zu sein. Besonders gilt dies von der zweiten Hälfte. Viele Verse stimmen in beiden Dichtungen wörtlich überein. Es entsprechen sich z. B. Spruch, Vers 70 = Fastnachtspiel V. 420, Sp. 71/72 = Ffstp. 412/13, Sp. 73/74 = F. 416/17, Sp. 75/76 = F. 298/99, Sp. 77/78 = F. 295/96, Spr. 81/82 = F. 110/111, Sp. 83/84 = F. 165/166, Sp. 87—95 = F. 350—58.

Im ersten Teil des Gedichtes hat Sachs natürlich auch neues Material aus der damals nicht seltenen Trunklitteratur zusammengetragen.

Die viererley thier auf erden, die sich dem menschen vergleichen. (No. 68.)

Dieser 1541 (25. Sep.) gleichzeitig als Spruchgedicht und Meistergefang ausgearbeitete Schwank versetzt uns auf welschen Boden, wo er in der That auch entstanden ist. Er findet sich ziemlich genau so, wie ihn Sachs erzählt, in den »Facetie« des Piovano Arlotto de Maynardi (1396—1483), des italienischen Kalenbergers, wie man ihn nennen könnte¹⁾.

¹⁾ Wie ich sehe, gebraucht bereits F. H. von der Hagen den »Briefe in die Heimat« (Breslau 1818. Bd. II, p. XIII) diese Bezeichnung. Näher beschäftigte er sich mit ihm Bd. II, S. 226—228. Seine Angaben bedürfen indes mehrfach der Berichtigung.

Da das Buch trotz zahlreicher Auflagen¹⁾ kaum in jeder größeren Bibliothek zu finden, geschweige in allen Händen ist, so gebe ich die Erzählung hier ganz wieder²⁾:

De la predica di don Lupo.

Portorono una uolta le Galeaze nostre certi gentil huomini cathelani da Napoli in catalogna, intra liquali se amalo uno dilorio chiamato don Lupo, & infra pochi di si mori. accostoronfi ad una terra, & secondo il luogo gli feceno honore, & uolse el Capitano chel Piouano predicasse al corpo, come si fa a Firenze a qualche nobile huomo. Monto in ful pergamo el Piouano & disse queste parole: Io sono stato indegnamente assumpto qui a predicare, & per comandamento del Magnifico Capitano io diro alquante parole per satisfactione di questi nobilissimi huomini. Temette Iddio & obseruate gli suoi commandamenti; e si fuol dire qualche cosa del morto & quando ha lasciato qualche buona fama di se al mondo. E sono quattro animali intra gli altri, che hanno questa virtu & proprieta: che uno e buon uiuo, & non morto, e questo e lasino. Laltro e buon uiuo & morto, e questo e il boue. Laltro e buon morto non uiuo, e questo e il porco. Laltro che il quarto non e buon uiuo ne morto & questo e il Lupo. questo corpo hebbe nome Lupo, & fu Cathelano, io non se che bene io me ne possa dire, & pero mi tacero & faro fine alla mia predicatione. Pax & benedictio, Amen.

Wie kam Sachs zu dieser Anekdote? Las er die Facetie des Arlotto in der Ursprache oder gab es eine, jetzt verlorene Übersetzung derselben, oder schöpfte er aus einer Mittelquelle? Die erste Annahme bleibt wohl ausgeschlossen, denn Sachs verstand gewiß kein Italienisch und außerdem bietet er einige Abweichungen von der oben angeführten Erzählung, welche eine direkte Entlehnung wenig glaublich erscheinen lassen. Es bleiben also nur die beiden anderen übrig, von denen die eine so viel für sich hat als die andere; die Entscheidung muß daher weiteren Entdeckungen überlassen bleiben.

Wie schon angedeutet, weicht Sachs von dem italienischen Original in einigen Punkten ab: Der Priester heißt bei ihm Facetus,

¹⁾ Passano gibt 18 bis zum Ende des 16. Jahrhunderts an. Die Zahl ist aber noch größer; die von mir oben beschriebene ist z. B. Passano entgangen.

²⁾ Ich benützte die Ausgabe: **Facetie: Piaceuoleze: Fabule:** || e Motti: Del Piouano Arlotto Prete Fio || rentino: Homo di grande Jnzegno: Ope || ra molto dilecteuole Vulgare in Lingua || Toscha Hystoriata: ⁊ nouamēte Impressa (rote goth. Lettern). Titelbild. Am Ende: Impresso in Venetia per Georgio di Rusconi Milaneſe: ad instantia de Nicolo dicto Zopino & Vincentio Compagni . . . MDXVI . . . Format 8^o, keine Paginierung, aber Signaturen bis O3, Druck in 2 Columnen, kleine Holzschnitte befinden sich hin und wieder zu Anfang der Erzählungen. — Obige Erzählung steht G5a.

statt Arlotto; als erstes Tier ist — viel besser — statt eines Esels, eine Katze, als drittes statt eines Ochsen, ein Schaf gewählt; Lupus — so heißt der Todte bei Sachs — wird, was im Original fehlt, als

— — — — ein dieb,
Ein mörder, vol hūerischer lieb,
Ein wucherer vnd pūferan
Ein Drūkenpolcz vol aller groben
Lafter.

geschildert. Ferner ist bei Sachs alles viel breiter ausgeführt. Dagegen fehlt bei ihm der Umstand, daß Lupo (Lope) und seine Begleiter Catalonier sind, und die Einleitung und der Schluß der Predigt.

In einem am 31. Mai 1563 geschriebenen Schwank (Keller-Goetze 17, 394 ff.) hat Sachs die gleiche Fabel in derselben Weise, nur viel breiter, nochmals verarbeitet.

Daß zwischen Sachs und den Facetie des Arlotto irgend eine, sei es auch nur vermittelte, Beziehung bestanden, geht daraus hervor, daß jener noch einen zweiten Schwank aus dem italienischen Volksbuche und zwar den unmittelbar auf die Erzählung von Don Lupo folgenden benützt hat.¹⁾ Ich will die — ohnehin nicht strenge — chronologische Ordnung hier unterbrechen und mich mit dieser Nachahmung beschäftigen. Sie führt den Titel

Der schneider mit dem panier. (Keller-Goetze 21, 180.)

Der am 5. Mai 1550 behandelte Meistergefang dieses Namens liegt mir leider nicht vor. Ich kenne nur das Spruchgedicht, welches H. S. am 21. Juli 1563 fertig stellte. Allein dieses ist eine Contamination. Es ist darin als zweiter Teil noch eine weitere Schneidergeschichte, die vom Schneider im Himmel, die er auch schon im Jahre 1550 (21. Okt.) selbständig behandelt hatte, mitverwebt. Man darf aber wohl annehmen, daß H. Sachs in dieser contaminierten Bearbeitung im wesentlichen jene alten Meisterlieder von 1550 wiederholte. Ich lege deshalb bei meiner Betrachtung hier den Spruch von 1563 zu Grunde.

Der erste Teil desselben entspricht dem Titel und geht wie gesagt auf eine Erzählung in den Facetie des Piovano zurück, die ich hier ganz wiedergebe²⁾:

¹⁾ Auch der letzte von H. Sachs verfaßte Schwank »des Schäfers warzeichen« führt in letzter Linie auf unseren Arlotto zurück. Vergleiche meine Bemerkungen über denselben am Ende dieser Abhandlung. Vielleicht finden sich unter den ungedruckten Meistergefängen noch manche Fabeln, die aus den Facetie des Arlotto entlehnt sind.

²⁾ In der mir vorliegenden Ausgabe steht die Erzählung auf Sign. G 5 b.

Duna Bandiera di Varii colori, che apparue una nocte
ad uno fartore.

Era uno fartore amico al Piuano Arlotto di lungo tempo, & era fuo uicino in Firenze; hauea nome di buon maestro della sua arte, ma fama trista di essere tristo & ladro. Haueualo qualche uolta el Piuano ripreso benche poco giouasse. Aduenne che un giorno si amalo di una continua & pericolosa febre, che li duro circa mesi tre & sempre peggioraua; ne si uolea confessare ne pigliare comunione, del che molte uolte dal Piuano fu ripreso, benche indarno; & stando in questa obstinatione, una nocte sogno di uedere uno huom con una bandiera in mano & inuitandolo ad andare con lui. Era quella bandiera dipincta di uarii colori. Destossi el farto tutto spauentato per la uisione & mando pel Piuano Arlotto & narrogli il sogno. Rispose el Piuano: Tu sei obstinato & ogni di peggiori, ne ti uuoi riconciliare con Dio; se tu ti uuoi confessare, io ti diro che uisione e quella. Tra per paura prieghi o minacci acconsenti el farto di confessarsi, & nella confessione el Piuano li disse, che colui che lui apparue era el Demonio & quelli colori erano de tutte le ragioni panni che lui haueua rubato nel tagliare, & confesso che appresso a 50 anni hauea sempre rubato. Disse el Piuano: e ti bisogna restituire questa roba. Rispuose el farto questo non e possibile, io non potrei restituire la ualuta duno danaio, & cio chio ho rubato da cinquanta anni in qua, non lo restituerebbe questo uicinato, che mai tagliai panno alchuno di qualunque piccola uesta che almeno io non habbi tolto per un paio di manichetti & fio haueffi el modo restituirei uolentieri. Disse el Piuano: fa almeno che tu non rubi piu. Rispose: ne cote sto potrei fare, chio son tanto aduezo a torre qualche poco di panno che mai nel tagliare me ne ramenterei; pur ricordatomene non torrei cosa alchuna. Disse el Piuano: io ti daro el modo che sempre te ne ricorderai. So bene che tu hai facta la confessione uera come fedel Christiano & puoi che tu sei trascorso nel rubare, fa che quando tagli habbi sempre un fattore teco, che solo dica: maestro io ui ricordo quella bandiera, & alhora ti ricorderai di fare el douere, ne piu peccherai. Disse el farto: cote sto e buono aduiso, ringratioui & promettoui di farlo, & doppo non molto tempo el fartore guari in tutto della infirmita, & comincio ad andare a bottega, & quando tagliaua sempre haueua uno fattore o uno Garzone che sempre come lui poneua le cefoie in sul panno li diceua: maestro quella bandiera & alhora ricordandosi della promessa, faceua el douere in ogni panno, & cosi duro non lungo tempo; perche uenendo in Firenze uno signore forestiero compero molti drappi & uno taglio di brochato doro molto riccho & bello & di affai valore. Haueua preso amicitia el Piuano Arlotto con questo signore el quale teneua grande familiarita col Piuano & in modo adopero con lui chel fartore uenne a tagliare una uesta di questo brochato a quello barone per farli quello bene; & come hebbe poste le cefoie in sul brochato, uedendo quanto era bello, allargo la mano & in quello el garzone disse forte: maestro quella bandiera. Al quale presto rispose: non ui era fu di questo. Non giouo el

ricordo del garzone, ne quello del Piovano, che il maligno sartore ne rubo circa uno braccio.

H. Sachs hat die in Florenz spielende Geschichte hier im Spruch nach Straßburg verlegt; im Meistergefang scheint, nach den von Goetze mitgeteilten Anfangsworten zu schließen, ein Ort nicht genannt zu sein. H. S. ist in einigen Punkten ausführlicher als der Italiener. So schildert er, was in den »Facetie« fehlt, das Aussehen des Teufels, beschreibt die Fahne näher, ferner die Angst des träumenden Schneiders, läßt ihn durch „seine gesellen und die feelnunen aufwecken“ u. f. w. Dagegen fehlt — bei dem Protestanten Sachs begreiflich — die Beichte des Schneiders und überhaupt die ganze Rolle des Geistlichen (Piovano) in der Anekdote. Die moralische Besserung des Schneiders, d. h. sein Entschluß, nicht mehr zu stehlen, geht aus seiner eigenen Initiative hervor. Bei Sachs währt die Besserung „auff ein monat“, in den Facetie „non lungo tempo“. Bei S. verfällt der Schneider in seinen alten Fehler als er „ein güldes stück einr edlen frawen“ zuzuschneiden hat; im ital. Schwankbuch wegen „uno taglio di brochato doro“ eines ausländischen Barons. Endlich ist es ein Zusatz des Nürnbergers, daß der Schneider von nun an wieder wie zuvor stiehlt. Im übrigen herrscht in der Erzählung Übereinstimmung zwischen beiden Autoren.

Ich weiß nicht, ob der Piovano Arlotto der erste war, der diese drollige Geschichte, die unstreitig zu seinen gelungensten zählt, aufsticht. Ich erwähne nur, daß sie sich namentlich in Frankreich einer großen Verbreitung erfreute. Das beweist der Ausdruck „faire la bannière“ für das Tuchstehlen der Schneider, und das Sprichwort „Les tailleurs marchent les premiers à la procession (Vgl. Desperiers' 46. Novelle, die Bemerkung dazu in P. L. Jacob's Ausgabe, Paris Delahays 1858 S. 189, sowie »Ancien Théât. français« Bd. X S. 59). Die Geschichte wird u. a. in den Ana erzählt, ich erinnere mich im Augenblick nicht wo, und hat sogar als Übungsstück Aufnahme in eine franz. Grammatik, in diejenige von Hirzel-Orelli (18. Aufl. S. 439) gefunden.

Die zweite hier mitverschmolzene Fabel »Der schneider im himel« soll Sachs, nach E. Goetze, aus Wickram's »Rollwagenbüchlein« No. 110 geschöpft haben. Das ist schon deshalb undenkbar, weil S., wie E. Goetze selbst angibt, die Fabel schon 1550, also 5 Jahre vor dem Erscheinen der ersten Ausgabe des Rollwagenbüchleins bearbeitet hat. Überdies kommt die Erzählung weder in der 1. noch in der 2. Auflage des Büchleins, sondern erst in der

Mühlhaufener undatierten vor, welche zwischen 1557 — 1559 erschienen ist und gar nicht von Wickram sein soll.

H. S. benutzte wahrscheinlich die »Facetiae« H. Bebels, wofelbst die Erzählung (Ausg. Argent. 1512 B 3^b), freilich einfacher als bei Sachs, aber doch ihm näher kommend, als die Darstellung im »Rollwagenbüchlein«, ausgeführt wird. Offenbar brachte der Umstand der zweiten Fabel, daß dem Schneider Diebstähle von Petrus vorgeworfen werden (Bebel: „denegavit Petrus propter crebra furta quae ipse fecisset, vti consueuissent sarcinatores“), dem Nürnberger auf den Gedanken, den Helden der ersten Erzählung auch zu demjenigen der zweiten zu machen.

Die Nachahmung der beiden Fabeln muß durchaus als trefflich bezeichnet werden.

Die drey Hannen (mit der puelerin). (No. 69 u. No. 188.)

In zwei Spruchgedichten hat S. diese Fabel behandelt, das ältere und kürzere am 23. Okt. 1541, das jüngere am 14. Dez. 1557. Bei letzterem gibt S. als Quelle das „püech von ernst vnd schimpff“ an und Goetze verweist daselbst (F. u. Schw. S. 543) auf Pauli No. 9. Allein die nur 12 Zeilen große Erzählung des Barfüßers läßt verschiedene Umstände bei S. unerklärt, die wir nicht als zufällige Ausschmückungen ansehen können. So ist z. B. bei Pauli von dem Manne des buhlerischen Weibes nicht die Rede, es wird nicht erwähnt, daß das Krähen um Mitternacht erfolgte, nicht, daß die Magd „gar meisterlich“ die Sprache der Vögel verstand, nicht was mit dem 3. Hahn geschehen und dgl. mehr. Nun lesen wir einen Teil dieser Zusätze in den lateinischen und deutschen Versionen der »Gesta Romanorum«, worin unsere Geschichte selten zu fehlen pflegt. Man beachte folgende Parallelen:

Sachs älterer Spruch:	Gest. Rom. Insbr. Hdsch.:	Deutsche Gest. R. v. 1489:
Wen er raift etwan überland, Schickt sie ir aigne maid zw hand, Auf das ir pulschafft zw ir kem.	 maritus eius ad peregrinandum perrexit. Illa vero statim amasium vocauit.	Nun geschahe es das der ritter zu dem heiligē Grab über möre zohe, zehand sante die Fraw nach irem bulen der kam.
Einsmals aber umb miternacht.	Circa mediam autem noctem.	(Fehlt.)
Wann sie künt aller vogel zungen Gar meisterlich.	que miro modo cantus auium intellexit.	Die aller vogel gefange gar wol verstünd.
Die fraw die sprach: Diefn weisen alten Han wöllen wir pehalten.	Ait domina: Non, occidatur gallus iste.	(Fehlt.)

Sachs jüngerer Spruch:	Gest. Rom. Insbr. H.:	Deutsche Gest. R. v. 1459:
Der hat ain jünges schönes weib — — — — —	qui pulcram vxorem habebat, que sub eo adulterata est.	Der hate gar ein schön weib die tribe vnkeusch mit einem anderen.
Die selbig ainen puelen hat.	_____	_____
Nun auf ain tage sich pegab.	Accidit semel . . .	Nun geschahe, es . .

Kein Zweifel also, daß Sachs hier, wie so oft sonst, mehrere Versionen der Fabel verschmolz.

Der gros eyffrer. (No. 74.)

Dieser Schwank, bei dem Sachs selbst die Quelle angibt, geht, gleich dem 45. Fastnachtspiel »Der groß Eyferer, der sein Weib Beicht höret« auf Boccaccio's »Decam.« VII, 5 zurück. (Vergl. meine Arbeit in der Germ. XXXII p. 27). In beiden Dichtungen nähert sich Sachs seiner Quelle vielfach wörtlich, während er sachlich einige nicht unwesentliche Änderungen vornahm. Bei Boccaccio ist die Frau schon vor der Beichte ungetreu und die Eifersucht des Mannes gerechtfertigt; die Beichte bietet der Schlaue nur das Mittel, ihre buhlerischen Absichten zu erreichen und zugleich die lästige Eifersucht ihres Mannes los zu werden. Im Fastnachtspiel unseres Dichters ist und bleibt die Frau durchaus ehrbar, ohne daß das Stück — eines der besseren des Dichters — von seiner komischen Wirkung verloren hätte. Im Schwank ist die Frau vor der Beichte noch „früm vnd gueter art“, H. Sachs läßt also Boccaccio's Liebesintrigue mit dem Wandnachbar Philipp und die an die Pyramus-Sage erinnernde Mauerpalte weg und erst die grundlose Eifersucht ihres Ehemannes veranlaßt die Frau, daß sie „macht war irs mannes mistrawen, der forhin hat eine frume frawen“. So verstand es der Dichter, einem und demselben Stoffe verschiedene Seiten abzugewinnen. Schade, daß er hier den Gefinnungswechsel der Frau nicht noch besser motivierte, sei es nun, daß er die Frau als tief gekränkt, sei es, daß er sie als beständig von dem Manne gefoltert darstellte. Der Schwank ist eben eine etwas flüchtige Leistung.

Der seidenfaden. (No. 75.)

„Duet vns Bocacius peschreiben“ meldet Sachs selbst von der Quelle dieses Schwankes. E. Goetze weist irrtümlich auf »Decamerone« VII, 7 hin, es muß VII, 8 heißen. Sachs gibt, natürlich stark gekürzt, die italienische Novelle im wesentlichen getreu wieder. Nur

den Schluß, daß der Mann sein Weib nunmehr thun ließ, was sie wollte und daß letztere diese Nachsicht gehörig benützte, ließ der Nürnberger weg. Noch in einem anderen Punkte weicht er von Boccaccio ab: Bei diesem wird der Dienerin das Haar abgeschnitten („vnd zu dem letzten lone ir das hare ab dem haubt schneyde“, heißt es in der von Sachs benützten Übersetzung aus dem 15. Jahrhundert), bei Sachs heißt es: „Peim har sie aus dem pette züeg, Rais ir aus einen zopf mit har“. Hierin nähert sich Sachs einer Version der Fabel, die er in einem späteren Schwank »Der pauer mit dem zopff« eigens bearbeitete. Vergleiche meine Bemerkungen zu diesem weiter unten.

Der pfarrer mit den eprecherischen pawren. (No. 76.)

Vgl. meine Arbeit in der Germ. XXXVI p. 48. Da auch Henri Estienne in seiner »Introduction au Traité de la conformité des merueilles anciennes avec les modernes (Apologie pour Hérodoté)« (Ausc. 1579 s. 450) eine ähnliche im Orleans lokalisierte Erzählung mitteilt, so wird der Schwank entweder auf ein altfranzösisches Fabliau oder auf ein lateinisches Predigtmärlein zurückgehen.

Die krankheit Kalandrin etc. (No. 77.)

Vergleiche meine Bemerkungen zum 16. Fastnachtspiel des H. Sachs (Germ. XXXVI p. 11). Im Spiel ist der Stoff ganz lokalisiert; hier ist wenigstens der Name Calandrin aus dem Vorbild (»Decam.« IX, 3) beibehalten, und die Personen sind keine Bauern, sonst ist das Verhältnis zwischen Schwank und Quelle ähnlich wie zwischen letzterer und dem Spiel.

Der doctor im Venus perg. (No. 78.)

Die bisher noch nicht genannte Quelle ist Boccaccio's »Decamerone« VIII, 9: „Meister Symon arzt mit Bruno vnd Buffelmacho gefelschafft macht vnd Buffelmacho in eines nachtes in ein kotige lachen warff dar ine ir peyde lieffen.“

Die lange Novelle des Florentiners, die in der von Sachs benützten deutschen Uebersetzung aus dem 15. Jahrhundert (nach Keller's Ausgabe) 14 Seiten (S. 519—532) umfaßt, ist hier zu einem lustigen Schwank von 62 Versen zusammengezogen. Dabei hat er sehr glücklich, statt des für einen Deutschen kaum verständlichen „gen in curfu (andar in corso) seiner Vorlage, die Idee vom Besuch des Venusbergs eingeführt. Noch in ein paar Kleinigkeiten

weicht er von Boccaccio ab, dem er sich übrigens mehrfach sprachlich anschließt, wie z. B. in folgender Stelle:

Sachs Vers 27 ff.:

— — auf die nechst pfincztag nacht
Solt er sich schön klaiden mit pracht,
Sein rotten fcharlach legen on,
Auf vnser frawen kirchoff gon,
Auf ein dotten grab wartten schiere,
Pis kûmen wûert ein schwarczes tiere,
Doch müest er haben zw dem scherz
Ein vnerschrocken manneshercz,
Wen das thier mit hewlen vnd prûmen
Wûrt schröcklich auf den kirchhoff
kûmen.
Wen es stillstûend von feinem lawff,
Solt er stillschweigent siczen auff.

Decam (Keller's Ausg. p. 528):

— — — ir wert gedencken in diser
nacht auf der toten greber
einem ze fein . . . pey vnser frawen
kirchen, vnd das thun wertt in dem
pesten vnd schönsten kleyd als ir das
habt do wert ir warten
Es wirt vmb euch komen ein fwarcz
tiere vnd wirt vor euch auf dem
placze hinher springen euch zû er-
schrecken, vnd wenn er vernympt
vnd ficht das ir mannes hercz habt
. . . . so wirt es sich züchtiglich zû
euch näheden wenn ir das fecht, so
fleyget ab dem grabe . . . ficz da-
rauf . . .

S. 529.

. . . Der meister . . . feinen schönen
fcharlach anleget . .

Efopus mit den zweyen kraen. (No. 79.)

E. Goetze gibt hier „Steinhöwel's Aesop (hg. v. Oesterley) S. 51“ als Quelle an; es muß S. 59 heißen.

Der rapp mit den hennen. (No. 88.)

„Diese fabel dw in dem puech
Der natürlichen weisheit fûech.“

So gibt der Dichter selbst seine Quelle an. Es ist die 13. im I. Buche der fog. Cyrillischen Fabeln. In Graeffe's Ausg. des »Speculum Sapientiae« steht sie auf S. 19/20. Auch hier hat Sachs stark gekürzt, aber auch hier finden sich Stellen, die der Vorlage wörtlich entnommen sind. Dies läßt sich selbst durch den Vergleich mit dem lateinischen Original noch erkennen, z. B.:

Sachs (Fabeln und Schwänke):
p. 266 Vers 33.

— — „O, ir pedörter fin,
Wo wolt ir mit dem rappen hin?
Kent ir nicht fein petrûeg vnd list,
Dem gar nicht zw vertrauen ist?

Specul. sap. (ed. Graeffe p. 19):

. . . . insensatae . . . Quo namque
tenditis nisi duce fraudis in mor-
tem? . . . — — —

Sachs (Fabeln und Schwänke):

Wiß ir nit, der weis man spricht wol:
Mit dem or man schnell hören fol,
Doch mit dem herzen treg vnd taub
Sol man fein e, den man gelaub.“

Specul. sap. (ed. Graesse p. 19):

Non audistis adhuc, ut video, sententias sapientum. Veloci quidem aure audiendum est et gravi corde credendum.

Geändert und entschieden verbessert hat Sachs die Anrede des Raben an die Hennen, deren Zwölfzahl auch sein Zusatz ist.

Die vippernater mit dem igel. (No. 89.)

In dem von E. Goetze (»Sämtliche Fabeln und Schwänke des H. Sachs« I p. 267 ff.) abgedruckten Gedichte ist die Quelle vom Dichter nicht angegeben, wohl aber in dem erweiterten Spruch vom 18. Juni 1558 (Folio-Ausgabe II, 4, 30. Es ist wieder „das Buch der natürling weißheit“ und zwar die 19. Fabel im ersten Buch »De erinacio et viperula«. Obwohl auch hier Sachs mehrere male wörtlich mit seiner Vorlage übereinstimmt, so geht er doch selbständiger zu Werke, als in den oben besprochenen Dichtungen nach der gleichen Quelle. Er hat den Schluß der Cyrillischen Fabel, worin die Natter den Igel um seine Freundschaft bittet u. s. w. weggelassen, und im Anschluß an andere Dichtungen (14. und 31. Fastnachtspiel) den Unterschied zwischen einem wahren Freund und einem Heuchler — von einem solchen ist in seiner Quelle gar nicht die Rede, sondern nur, im Gegensatz zum „fidelis amicus“ vom „amicus fraudulentus“ — zum teil mit wesentlich anderen Worten als seine Quelle dargestellt. Die Vergleiche des letzteren mit Basilisk, Scorpion und Sirene hat S. beibehalten, aber er hat den Igel nicht (wie seine Vorlage) Aristoteles und David citieren lassen.

Die füechfisch gesellschaft. (No. 90.)

E. Goetze bemerkt zu dieser Fabel (F. u. Schw. I, 269) „Quelle: Buch der Beispiele der alten Weisen“. Da er keine Seitenzahl angibt, so wird er die Fabel nicht darin gesucht haben. Sie steht auch nicht darin, sondern, wie in unserem Gedicht (Vers 129) deutlich angegeben ist, wird sie in

— — der natürlichen weisheit
die erste puech nach leng pescheit.

Das »Speculum sapientiae« hat also auch für diese Fabel den Stoff geliefert. Es ist die 24. Fabel des I. Buches: »De vulpe peregrinante«. Das Verhältnis zur Vorlage ist hier ähnlich, wie

in der zuletzt besprochenen Fabel nach der gleichen Quelle (Natter und Igel): Sachs hat den Schluß weggelassen — der eigentlich erst den Titel die „fuchsfische Gesellschaft“ rechtfertigte, indem er uns mit Namen und Charakter der den wallfahrenden Fuchs schließlich begleitenden Tiere bekannt macht und durch das Zusammentreffen mit dem Raben dem Fuchs Gelegenheit gibt, sich über seine ausgewählte Gesellschaft (*caterva electa*) zu äußern — und mehrere selbständige Zusätze gemacht. So hat er z. B. den dem Fuchse sich zur Begleitung anbietenden Tieren seiner Vorlage (Hund, Esel, Bär, Löwe, Pfau, Wolf, Schwein, Maultier) noch Katze, Kröte, Rabe ange-reiht und mit passender Begründung vom Fuchse zurückweisen lassen.

An wörtlichen Übereinstimmungen mit seiner Vorlage fehlt es auch in dieser Fabel nicht.

Der pawer mit dem himel, hel vnd seinem esel. (No. 91.)

Als direkte oder indirekte Quelle des Schwanks möchte ich, mit einem gewissen Vorbehalt, eine Erzählung in den Facetien Heinrich Bebel's betrachten, und zwar in der Fassung, wie sie sich in der Ausgabe von 1512 findet — die Ausgabe von 1508 weicht von dieser in einigen Punkten ab. Ich gebe hier, besseren Verständnisses halber, diese Erzählung wieder¹⁾:

Historia.

Audiui nuper quandam fuisse controuerfiam inter facerdotem et rusticum. Nam cum rusticus dixisset facerdoti infestus, habere se asinum facerdote illo prudentiorem, item regnum coelorum in sua domo tenere *vel infernum, vtrum ipse velit*, item deum facere quicquid vellet, accusatus est a facerdote apud praefectum villae, tanquam impius & de fide suspectus & confumeliosus, quod asinum prudentiorem se dixisset. Rusticus publice accusatus & ad excusationem admissus, ita defendebat se. Primum bene dixi, ait, Asinum meum paretiano nostro prudentiorem, nam tantum bibit vt solus domum repedare possit, facerdos autem tanto moero se replet, vt ire non possit, neque propriam domum cognoscat, vti vosipsi o iudices experientia ipsa didicistis, & estis mihi testes locupletissimi. Secundo deus facit quicquid ego volo, nam quicquid deus facit hoc ego volo & debeo velle, & optimum iudico. Ultimo parentes ego habeo aetate confectos, quos si pie & liberaliter foueo obferuoque plurimum, *sine dubio* (1508: unde) mihi regnum coelorum iuxta sanctorum patrum traditionem polliceor, *si vero male tractauero, infernus domus mea erit.* (Dixit item

¹⁾ In der Ausg. von 1512 steht sie auf C 7^b und in der von 1508 auf B 7^b. Die in der Ausgabe von 1508 fehlenden Stellen sind hier durch Curfschrift hervorgehoben.

quarto C aureos se alicubi reposuisse, quos nemo inuenire vel sibi furari posset, intelligens pauperibus largitos esse)¹⁾.

Vergleichen wir nun den Schwank unseres Dichters mit dieser Anekdote, so findet man an den gesperrt gedruckten Stellen Bebel's auffallende Übereinstimmung damit, aber freilich auch mehrere nicht unwesentliche Abweichungen. Um bei letzteren stehen zu bleiben, so erhebt z. B. der Pfarrer bei Bebel die Klage gegen den Bauern wegen der drei Ausprüche des letzteren, bei Sachs dagegen heißt es:

Ein pawer in eim dorffe fas,
Der seim pfarer vnkorsam was.
Da er die Fladen weyen solt,
Der pawer das nit leiden wolt
Vnd sprach, sie weren vor geweicht:
Wan der pfaff war geleret feicht.
Der pfarer das dem pfleger clagt...

Jene prahlerisch oder ketzerisch klingenden Ausprüche trägt bei Sachs der Bauer erst vor dem Pfleger als sehr geschickte und wirkfame Verteidigung vor, wobei er jedoch den zweiten Bebel'schen (*deum facere quicquid vellet*) wegließ und dafür aus Himmel und Hölle zwei machte. Als Himmel bezeichnete der Bauer, statt der „parentes“ die „anfraw vnghöret vnd plint“ und als Hölle sein

„ — — arg boshaftig weib
Die deglich peinigt meinen leib.“

Endlich fügt Sachs noch den bei Bebel fehlenden Schluß — die Freisprechung des Bauern — hinzu.

Es fragt sich nun, kann bei solchem Unterschied Bebel die Quelle unseres Dichters sein? Mit voller Sicherheit läßt sich die Frage allerdings nicht bejahen, ich trage aber kein Bedenken, so lange als eine näher stehende Version nicht bekannt ist, Bebel direkt oder eine mündliche Nacherzählung der Anekdote als die Quelle unseres Meisters anzusehen. Daß die deutsche Übersetzung der Facetien »die Geschwenck Henrici Bebelii« H. Sachs den Stoff vermittelt, bleibt ausgeschlossen, weil diese erst 1558 gedruckt wurden, während unser Schwank vom 4. Mai 1547 datiert ist. Änderungen in dem Umfange wie bei dem vorliegenden Schwank nahm Sachs oft mit seinen Stoffen vor. Hier lassen sich seine Abweichungen

¹⁾ Ich klammere diesen Satz ein, weil er, wie der Anfang der Erzählung beweist, ein späterer gar nicht hineinpassender Zusatz ist. Ich spreche deshalb von 3 und nicht von 4 Ausprüchen des Bauern bei Bebel. — In der Ausgabe der Opuscula von 1508 schließt die Anekdote mit einem Satze, der in den späteren Ausgaben weggelassen wurde; der Satz lautet: »Haec autem controuerfia an sedata sit nunc nescio«.

wenigstens alle leicht erklären. Sachs gab Ungehorsam als Grund der Klage des Pfarrers an, weil er die schwankhaften Worte des Bauern ausschließlich zu seiner Verteidigung verwenden wollte. Er ließ „deum facere quicquid vellet“ weg, vielleicht, weil er den 3. Ausspruch bei Bebel in zwei spaltete und doch an der volkstümlichen Dreizahl festhalten wollte. Daß er endlich ein böses Weib behaglich als die Hölle bezeichnete, das ist ein Zug, der so recht in seiner schalkhaften Weise begründet ist.

Alle übrigen Versionen entfernen sich mehr als Bebel von Sachs. So findet sich eine in einem 1519 gedruckten Rätselbüchlein, auf welches ich weiter unten zurückkommen werde. Sie steht darin auf Sign. 4^b und hat die Aufschrift »Ein buwer berümpft sich vier ding oder gnaden so er hat, wölchs seinẽ nachbaurẽ vast hoch verkert ward; welchs er doch bewert«. Die Quelle dieser Darstellung scheint keine andere als Bebel und zwar in der Ausgabe von 1512 gewesen zu sein, denn, wie wir sehen, ist von 4 Aussprüchen die Rede. Geändert ist folgendes: Statt eines Esels ist ein Pferd zum Vergleich mit dem Geistlichen gewählt, und die Reihenfolge ist 1. Pferd und Pfarrer, 2. 100 Gulden an einem Ort etc., 3. Himmelreich oder Hölle, 4. „Herrgott wettert wie er wöll“. Die Ähnlichkeit mit Sachs ist also hier geringer wie die zwischen Bebel und Sachs.

Auf dieses Büchlein geht wohl die Erzählung in Agricola's Sprichwörtern (No. 576) zurück. Agricola hat aber nur 2 von den 4 Aussprüchen, den 1. und 4. adoptiert, steht somit Sachs erst recht fern.

Die älteste mir bekannt gewordene Version ist ein längeres Gedicht Heinrich Kaufringer's, in K. Euling's Ausgabe das dritte (Sttg. Litterar. Verein, 182. Publ. S. 24—43). In diesem 722 Verse langen Gedichte wird die Geschichte äußerst breit erzählt und viele Nebenumstände sind eingeflochten. Der Inhalt ist, ganz kurz gefaßt, folgender: Ein Pfarrer und ein Richter sind einem rechtschaffenen Bauern auffäßig und bringen ihn schließlich wegen dreier Aussprüche vor den Bischof. Die Aussprüche lauten hier: 1. daß ein schreckliches Hagelwetter, das den Fluren „große lait“ gethan, „sei gewesen ain wetter guot“; 2. „ich haun in dem Hause mein Das himelreich und der helle pein; 3. „Ich haun ein guot ros dahaim, Das hat vil mehr witz dann ir (der Pfarrer sc.). Der Bauer erklärt, 1. das Unwetter sei gut, weil es zur Umkehr von Sünden ermahnte; 2. die Pflege seiner alten Mutter erwerbe ihm das Himmelreich, und deren Vernachlässigung die Hölle; 3. sein Pferd wolle nicht mehr über einen Graben hinweg, wo es einmal gestürzt sei, während der unwürdige Pfarrer, wiewohl „fer geflagen vnd worden wund“ doch nicht von

seiner unkeuschen Liebe lasse¹⁾. Der Bischof spricht den Bauern frei und verurteilt den Pfarrer und den Richter zu empfindlichen Bußen.

Eine gewisse Ähnlichkeit mit Bebel sowie mit Sachs ist unverkennbar, doch sind wiederum zu viele Abweichungen vorhanden, als daß wir Kaufringer's Gedicht für die Vorlage des einen oder des anderen halten könnten. Eines scheint mir aber sicher: es existierte noch eine ältere Version als die Kaufringer's, denn dieser ahmt in seinen fäntlichen Schwänken älteren Dichtungen nach, die er ziemlich frei und meist sehr breit behandelt. Da nun auch Bebel sehr, sehr oft ältere deutsche Gedichte zur Vorlage hatte, so wäre es nicht unmöglich, daß er mit Kaufringer eine gemeinsame Quelle benützte, welche allenfalls auch Sachs bekannt war.

Vrsprung des ersten münichs. (No. 95.)

Dieses am 25. August 1547 geschriebene Gedicht hat Sachs am 14. April 1559 umgearbeitet und durch allerlei Ausschmückungen und Zusätze auf den doppelten Umfang erweitert. Die Quelle hat er zwar nicht in der älteren, aber in der jüngeren Bearbeitung angegeben, hier heißt es:

Wie Agricola schreibet fein
Im Büchlein der Sprichwörter fein.

Der Schwank findet sich in der mir vorliegenden Ausgabe (Wittenberg 1582) in der Erklärung des 24. Sprichworts (Blatt 20 ff.). Weitere Bearbeitungen des Stoffes gibt Osterley in seinen Anmerkungen zu »Wendunmut« I, 2, 41 (Band V p. 67), wo er aber, merkwürdigerweise, H. Sachs vergessen hat.

Dieser hat sich seiner Quelle fast wörtlich angeschlossen und zwar sowohl in dem älteren, wie in dem jüngeren Gedicht. Hier folge eine Probe:

Sachs		Agricola:
ältere Fassung:	jüngere Fassung:	
Der dewffel sprach: Wart an der stras.	Der Teuffel jm antworten was: Morgen wart mein auff der Weg- scheyd,	Der Teuffel sprach, Ich wil dir eins bringen. Auff den andern mor- gen bracht er dem bru- der eingantz grawtuch,
Ein klaid wil ich dir morgen pringen,	So bring ich dir dein Geiftlich Kleyd,	

¹⁾ In dieser Gestalt hat B. Waldis in der 12. Fabel des II. Buches seines »Esopus« vom 55.—84. Verse das Motiv verwendet, nur daß er statt eines Pferdes wiederum einen Esel setzte. Auch W. fußt vielfach auf der älteren deutschen Dichtung, wir hätten also einen neuen Beweis für die Existenz einer älteren verlorenen Version der Fabel. Jedenfalls irrte sich H. Kurz, wenn er in den Anmerkungen zu der Fabel des Waldis (S. 86) Bebel als die Quelle bezeichnete.

Das dich zirt in geistlichen dingen.	Auff das man dich kenn vor den Leyen.	schnid mitten ein loch hindurch, vnd
Frw kam der dewffel in zw quellen,	Den Bruder that das hoch er- frewen,	hieng es jm also gantz
Pracht grabes tuechs auf zwain- czig elen,	Wartet deß Teuffels auff den morgen.	an hals. Der Bruder
Vnd schnit miten darein ein loch,	Der kam vnd bracht jm vnver- borgten	geht vnd tregt das
Hing ims an Hals. Der prueder doch	Zweintzig Elen graws Tuches doch,	thuch forn vnter
Das förder dail in armen trüeg,	Vnd schnitt mitten darein ein loch	den armen, hinden
Das hinter tail er nach im züeg,	Vnd hiengs dem Bruder an den	blieb es jm an den
Darmit phing er an heck vnd staüden.	Hals,	büfchen vnd dornen
Der prueder wer schwiczen vnd fchnaüden,	Das förder theil er jm nachmals An Arm gab, daß ers vor jm trug,	hängen, vnd machet jm so viel zuschaffen,
Müest sich ablösen imerzw.	Das hinter theil er nach im zug.	das er der arbeit gar
Das klaid schaft im grose vnrw.	Darmit bhieng er an stock vnd stauden.	entwonet Vber
Der deufel kam, den prüeder fraget	Der bruder war schwitzen vnd fchnauden,	etliche tage kompt der
Vons klaid wegen. Der prueder claget:	Mußt sich ablösen jimmerzu, Des Geistlich Kleyd macht vil vnrhü.	Teuffel wider, vnd da jm der bruder klagte,
Da schüerczt er im das tüech hoch aüf,	— — — — — Der Teuffel — — — — —	wie ihm das thuch so
Pand ims mit ainer wid zw haüf:	— — — — — Kam, fragt, wie jm gefiel das Kleyd?	viel mühe machete,
Da würs ein küet mit weiten geren.	Der Bruder klagt fein Hertzen- leyd,	nimpt er ein wide von
	* * * *	einem bawm, vnd
	(Der Teuffel) — — schürtzet jm das Thuch hoch auff,	schürtzet jn darein,
	Hinten vnd voren, alls zu hauff,	wie mit einem gürtel,
	Bund des zusamb mit einer Wid.	vnd macht jm ein
	* * * *	großeschos, geren, vnd
	Es wurd gleich einer Kuten gftalt Vnd hatt groß weit fliegende Gern.	weite ermel.

Das Kranzscheren und dessen Motivierung: „der leüs kunt er im nit mer weren Darumb pschar in der dewffel gancz, Lies im feins hars ein schmalen krancz“ findet sich nicht bei Agricola; das ist des Meisters boshafter Zusatz.

Der wider mit dem wolff. (No. 97.)

H. Sachs gibt, zwar nicht hier, aber in dem gleichnamigen erweiterten Spruch vom 30. August 1563 die Quelle der Fabel an:

Aufferhalb Efopi die Fabel

Die fünfftzehent,

Das ist die 15. der Extravagantes (ed. Osterley p. 232/33), die unser Dichter mehrfach wörtlich benützt hat.

Der sprecher mit dem rock. (No. 98.)

Die Quelle: Pauli 396 (ed. Osterley p. 241) hat E. Goetze im 21. Bande der H. Sachs-Ausgabe p. 201 in einer Anmerkung zu der Umarbeitung unseres Gedichtes schon angegeben.

Sachs hat die Anekdote nach Straßburg verlegt — bei Pauli heißt es blos: Es was ein statt — vielleicht weil die von ihm benützte Ausgabe von »Schimpf und Ernst« in Straßburg erschienen ist. Er hat ferner die Charakterisierung des Sprechers hinzugefügt, einen Grund für die Schenkung erdacht und die Moral breiter ausgeführt; außerdem hat er noch einige Kleinigkeiten geändert, so heißt es z. B. bei Pauli: „gleich morgens da kam den herren für, wie diser den rock hat verkaufft, verspilt vnd versoffen“; bei Sachs dagegen:

Vnd e verging vier wochen
Det er den rock verkauffen,
Verspillen vnd verkauffen.

In dem jüngerem Spruch gar:

„Doch eh verging fechs wochen“.

Der pawer mit dem dot. (No. 99.)

Unser Märchen ist nach der Ansicht J. Grimm's (»Deutsche Mythologie 2« S. 812 ff.) „ein uralter heidnisch-deutscher mythos“ Sachs wird hier, wie bei anderen alten Volksmärchen kaum eine gedruckte Vorlage gehabt haben. Innig vertraut mit dem Leben, Fühlen und Denken des Volkes, wie er sich in seinen Schriften überall erweist, hat er hier gewiß direkt aus dem Volksmunde geschöpft. Über die Verbreitung des Märchens vergleiche J. Bolte's Aufsatz in der »Zeitschrift des Vereins für Volkskunde« IV, S. 34 ff.

Die zwen pachanten im dottenkercker mit dem hemel.

(No. 100.)

E. Goetze sagt (Fab. u. Schw. S. 292) über diesen Sckwank: „Die Geschichte, die H. Sachs in Pauli's Schimpf und Ernst No. 82 gefunden hatte, behandelte er zuerst 1532 Febr. 29 in Hopfgartens langem Tone: »Die pachanten im kercker ein

stampaney«. Wir wollen von dieser ältesten Bearbeitung des Stoffes, die sich in Hertel's Programmarbeit (»Ausführl. Mitth. über die kürzlich in Zwickau aufgefundenen Handschriften von Hans Sachs« Zwickau 1854) S. 34 findet, unseren Ausgang nehmen. Vergleichen wir diesen Meistergefang von 1532 — Hertel schreibt irrtümlich 1552 — mit Pauli 82, so ergeben sich sehr große Verschiedenheiten. Bei Pauli haben wir es mit gewöhnlichen Dieben, bei Sachs mit Bachanten zu thun; bei jenem stiehlt der eine Nüsse, während der andere einen Hammel stiehlt, und weil der Nüssedieb früher mit seiner Beute zurückkommt, so vertreibt er sich, auf den Genossen wartend, die Zeit indem er Nüsse isst; bei Sachs handelt es sich nur um den Diebstahl eines Hammels; es ist daher nicht recht ersichtlich, warum der eine Dieb unthätig da sitzt, und, anstatt den Gefährten zu unterstützen, sorglos die schon früher einmal gestohlenen Nüsse aufknackt. Bei Sachs wird von den Bachanten gesagt, „die hielten haufe in dem dotten Kercker“, während die Diebe bei Pauli nur für dieses Mal übereinkommen, sich „vff einem kirchoff“ zu treffen. Bei Pauli sitzt der Nüsse knackende Dieb „vff einem grabstein“, bei Sachs „auf den thoten painen“; bei jenem „gieng ein gsel vber den kirchoff vnd horte, das einer nuß knült“, worauf er ins Wirtshaus eilt und durch seine Mitteilung zwei Gäste zum nächtlichen Besuch der Todesstätte veranlaßt, bei diesem dagegen ist es ein zufälliges Gespräch der Wirtshausgäste „von mengerley Verstorben“, welche den Besuch herbeiführt. Bei Pauli sind die Besucher „ein knab von XVIII iaren lam von muter leib“ und ein ihn tragender „Bauer“, bei Sachs „ein dorfpfaff“, und ein pauer, beide „foll“. Bei Pauli ruft der Nüssedieb: „Gesel ist das schaff feißt oder mager?“ worauf der Bauer den Lahmen von sich wirft mit den Worten: „Got geb es sei feißt oder mager“ und entläuft, von dem Lahmen noch überholt; bei Sachs dagegen ruft der Dieb: „gesell thuestw in itzund pringen, würff in nider das ich in ftech“, und als beide Besucher zu laufen anfangen, eilt ihnen der Bachant nach mit dem Ruf: „halt fest das er uns nicht entlawffe!“ Die Pointe ist bei Pauli, daß die Todesangst den Lahmen gehen lehre, bei Sachs viel weniger witzig, daß sie den Trunkenen nüchtern mache. Man sieht also, die beiden Darstellungen gehen in vielen Dingen weit auseinander. Sie stimmen nur in den allgemeinen Umrissen der Fabel und außerdem in dem Umstande überein, daß der Nüssedieb ein Schwabe ist. Das letztere, so charakteristisch es auch ist, genügt nicht, um eine Benützung von Pauli 82 seitens des Sachs zur zwingenden Notwendigkeit zu erheben. Der Zug konnte ja auch aus einer gemeinfamen Vorlage herrühren. Für den Meistergefang von 1532 ist es also sicher, daß Pauli die Hauptquelle nicht war,

und zum mindesten zweifelhaft, daß Sachs ihn überhaupt benützt hat. Somit ist es unrichtig, zu sagen, daß er die Geschichte bei Pauli 82 gefunden hatte. Sehen wir zu, wie es sich mit den späteren Dichtungen gleichen Inhalts verhält.

Fast 16 Jahre später, am 1. Jänner 1548, schrieb Sachs einen zweiten Meistergefang über den Gegenstand und zugleich einen wenig davon abweichenden Spruch, welchen letzteren E. Goetze unter dem eben angeführten Titel in den Fabeln und Schwänken abdruckte. In diesen beiden Gedichten ging S. offenbar auf seinen Mg. von 1532 zurück, denn die Helden darin sind hier und dort Bachanten, der eine ein Schwab, der andere „ein Mercker“, zu Erfurt, die „im dotten kercker“ haufen, auch hier sitzt der eine auf den „dotten pein“, mit einem Wort, die Einzelheiten sind fast ganz wie in dem alten Meisterliede, und auch sprachlich findet die größte Übereinstimmung statt. Nur in zwei Punkten nähert sich Sachs hier Pauli: Der Schwab stiehlt die Nüsse, während der Märker den Hammel holt, und es ist nicht ein Geistlicher, sondern ein zweiter Bauer, der von dem Bauern nach dem Kirchhof getragen wird; allerdings ein Lahmer ist es auch hier nicht, und da auch die anderen guten Züge des Barfüßers fehlen, so muß es wiederum zweifelhaft bleiben, ob er benützt worden ist oder nicht. Indes, Sachs hatte um jene Zeit (1548) Pauli schon fleißig ausgebeutet und so sehe ich nicht ein, warum ihm diese Geschichte entgangen sein sollte. Aber freilich seine Hauptquelle war sie abermals nicht.

Woher nahm Sachs die Erzählung? Auf zwei Wegen konnte er dazu gekommen sein: Sie erscheint schon sehr frühe als Predigtmärlein und als Fabliau. Osterley in den Nachweisen zu Pauli 82 gibt an, daß sie sich in Bromyard's »Summa Predicantium« O, 2, 6, in der »Scala celi« 101^b und Legrand III, 77 findet. Mir steht Bromyard nicht zur Verfügung. Die Darstellung in der »Scala celi« ist zwar einfacher als Pauli und in Einzelheiten verschieden davon — Der Schauplatz ist statt des Kirchhofs die Kirche, das Wirtshaus fehlt und der durch den Kirchhof gehende Gefelle ist durch den Kirchenhüter ersetzt — aber sonst ist die Übereinstimmung so groß, daß wir in der Scala celi wohl Pauli's Quelle erblicken dürfen. Legrand III, 77 ist identisch mit der »Estula« betitelten Erzählung bei Barbazan-Méon III, 393—397. Diese Version entfernt sich noch mehr als Pauli von Sachs. Hier wollen zwei Brüder einem Bauern einen Hammel und Kohl stehlen, der Bauer hört Geräusch und schickt seinen Sohn hinaus, damit er den Hund rufe. Der Hund heißt Estula; als daher der Bursche Estula (Es-tu là) ruft, so antwortet der Kohldieb, im Glauben, von seinem Gefährten gefragt

Kercker«. Auch hier legte er wieder seine früheren Dichtungen zu grunde, die er im ganzen getreulich, sogar vielfach wörtlich, wiedergab und nur von 62 Versen auf 124 erweiterte. Zu den Zusätzen benützte er einmal Pauli 82, dann besonders noch Wickram 56. Waren im Mgf. und Spruch von 1548 die nächtlichen Besucher Bauern, so ist hier, wie im Mgf. von 1532, der eine ein Pfarrer, der wie sein Amtsbruder bei Wickram „den Zipperlein“ („Podegram“) hat und zugleich, wie bei Pauli lahm (contract) ist. Das weitere Verhältnis zwischen Wickram und Sachs soll durch Parallelen veranschaulicht werden:

Sachs (Spruch von 1558):

Meint er wie das sein Gfell herzüg,
Vnd den gestohlen Hemel trüg,
Vnd sprach: Gmach Gefell . . .

Deß Zipperleins der Pfaff vergaß

Dem Schwaben kam, in seinem sinn,
Sein Gfell lieff mit dem Hemel hin,
Schrey nach: „hab ich nicht theil mit
dir?“

Der Pfaffschrey: „kein theil hast an mir
Du Teuffel und Hellischer Geist!“

Loff daruon — — — — —

Entsetzt samb er vnfinnig wer.

Wickram:

meint, sein gefell kem mit dem Ham-
mel vnd schrey . . . : „Thû gmach,
thû gmach . . .“

Dem Pfaffen ward so angst, das er
des Podograms vergaß.

Der Dieb . . . meint sein gfell wollt
den Hammel allein behalten, vnd
schrey hinach: „Hab ich kein theil
daran?“ „Nein,“ sagt der Pfaff, „du
böser geist, dir soll kein theil werden.“

lief dahin, als wer er vnfinnig.

Der maler mit dem thümbrobst zw Regenspürg. (No. 101.)

Als direkte Vorlage dieser vom gallischen Boden nach Deutschland verpflanzten, ursprünglich aber orientalischen Novelle, betrachte ich Hans Rosenblüt's Gedichte »Der moler zu wierczpurg« (abgedr. in Keller's Fastnachtspielen III, p. 1178 ff.). Sachlich stimmt Sachs, mit Ausnahme von drei Nebenumständen, völlig damit überein, und wenn er sprachlich sich davon mehr entfernt als er es bei anderen Vorlagen thut, so mag der Grund wohl darin liegen, daß er eine versifizierte Quelle, dazu die eines Landsmannes vor sich hatte, die vielleicht noch bekannt war, und die er übertreffen wollte. Ähnlich ist ja auch das Verhältnis zwischen H. Sachsens 37. Fastnachtspiel und einem Gedicht Rosenblüt's (Vergl. meine Arbeit in der »Germania« XXXVI, p. 22). Zum Überfluß finden sich in unserem Gedichte doch einzelne Verse, die solchen in dem älteren ziemlich ähneln, z. B.:

Sachs:

Der het ein weib, schön vber mas,
 Vmb die der thumprobt puelen thet
 —————
 Die Malerin die schickt ir maid
 Zw dem thumprobt — — —
 —————
 Die fraw priet ein hün vnd fot fisch
 Hies den dümprobt siczen zv. disch.
 —————
 Das die pewrin die liecht dran flecken,
 Doch langt sie im das peyhel her.
 —————
 — — — — — der
 Dümbrobt sties etlich pild dernider
 —————
 Mir ist ein pild entloffen rein

Rosenblut:

Er het das aller schönste weip
 Der probt vom thum — — — —
 Der pullet heimlich oft umb fye
 —————
 Ir mayd sie pald zum probt hin
 fandt
 —————
 Do stieß ein hunlein an den spieß
 Vnd legte es zu dem feür gar resch
 Do seczten sy sich zu sammen zu dem
 tiefch
 —————
 So kleben die frawen yr wachs liecht
 daran,
 Doch sie ym ein peihel dar reicht.
 —————
 Vnd stieß der göczen wol zwelff der-
 nider
 —————
 Mir ist ein pild do herein gelauffen.

Alles das zusammen genommen, darf man Rosenblüt's Gedicht wohl als die Quelle ansehen. Über das Verhältnis zwischen Sachs und seinem Vorbild sei noch folgendes bemerkt: Der jüngere Dichter hat seine Vorlage stark gekürzt, so daß aus 136 Versen nur 62 geworden sind. Seine sachlichen Abweichungen betreffen einmal den Ort der Handlung, bei ihm Regensburg, bei Rosenblüt Würzburg, dann verspricht der „Thumprobt“ bei Sachs der Malersfrau „virczig gulden“, bei R. „sechzig schock“ und außerdem „mantel und rock“, endlich färbt die Malerin bei R. den geängstigten Geistlichen, damit er den „pilden“ ähne „gel vnd rot“, „grun vnd ploe“, ein Zug, den Sachs weggelassen hat.

Durch das Färben des Priesters gehört das Rosenblüt'sche Gedicht in eine Reihe von Versionen unserer Fabel, bezüglich welcher ich auf H. Varnhagen's »Histoire de Monsieur l'abbé teint en vert« (Erlangen 1892) p. 3 und 4, und »De libris aliquot vetustissimis Bibl. Acad. Erlangensis etc.« (Erlangen 1892) p. 40 ff. verweise.

Dem Hans Sachs ferner als Rosenblüt steht das bei Keller (Erzählungen aus altdeutschen Handschriften 173 ff.) abgedruckte Gedichtfragment »Von dem moler mit der schon frawen«, ergänzt von Bartsch (Germ. 18, 43), aber trotzdem noch unvollständig. Vielleicht ist dieses das Vorbild Rosenblüt's gewesen. Mit Sachs bietet es, soweit sich aus dem Vorhandenen schließen läßt, eine Übereinstimmung gegenüber Rosenblüt: der den Domprobt ersetzende Mönch-Pfarrer verspricht der Malersfrau „vierzick pfunt pfennige“.

Die drey schalckhaften studenten. (No. 102.)

Die hier erzählten Gaunerstreiche finden sich ziemlich genau so, nur in anderer Ordnung, in einem von Keller (»Erzählungen aus altdeutschen Handschriften« S. 104—110) mitgeteilten Gedichte „Ain spruch von dreyen gefellen, die in ain statt kamen, vnd wie sy wein prott vnd visch dafelbs zu wegen brachten“. Bei Sachs sind die Gauner „studenten“ (auch „schreiber“ werden sie genannt), in jenem Gedichte sind es „Gerader stolzner gefellen drey“. Bei Sachs kehren sie bei einem Geistlichen, in dem älteren Gedichte bei einem Wirte ein. Hier besorgt der erste Bursche, wie schon aus dem Titel ersichtlich ist, „wein“, der zweite „prott“, der dritte „visch“, bei Sachs der erste „semel“, der zweite „fisch“ und der dritte „wein“. Bei dem Streich mit dem Brod läßt in dem älteren Schwank der Gauner „fallen ainen weck . . . in das kott“ heißt den ihn begleitenden Bäckerknaben es aufnehmen, und während sich dieser darnach bückt, „So fleucht der gfell mit guttem mutt das egk hinab“ mit dem übrigen Brod auf Nimmerwiedersehen; bei Sachs läßt der Student „zway prot“ „in tieffes kot“ fallen

Vnd sprach zûm pûeben: Lawff vnd hol
Zway andre prot. Zalt man dir wol.

Der zurückkehrende Junge findet natürlich den Studenten nicht mehr. Im übrigen stimmen die beiden Dichtungen — ein paar Kleinigkeiten abgerechnet — sachlich überein und selbst einige wörtliche Annäherungen finden sich, z. B.:

Sachs
Seite 297,27:
Ein mûnch fas vnd hört peicht dar-
nach;
Zw dem drat der stûdent vnd sprach:
„Mein herr, richt mir den fischer auß!“

Seite 298,49:
Sprach er zûm wirt: Herr get mit mir,
So wirt mein herr eûch zalen schir.

Keller
Seite 107,26:
Da faß ein munich auff ain ort,
Vnd hortt ain alten man zu beicht.
Der gfell pald anhin zu im schleicht
Vnd spricht: mein herr — — —
— — — — —
— richten darnach auß den vischer.

Seite 105,32:
Vnd sprach zum wirrt: nun gang mit mir
So will ich dirs gar frainttlich zalen.

Es ist nun möglich, daß beide Gedichte eine gemeinsame Vorlage hatten; es steht aber auch nichts im Wege, das ältere als die Quelle des jüngeren anzusehen. H. Sachs hat eben bedeutend gekürzt — sein Gedicht enthält nur 60 Verse gegenüber 223 seiner Vorlage —, er mußte daher vieles weglassen, öfters zusammenziehen; er änderte natürlich auch absichtlich mehreres, wie er es gereimten

Vorlagen gegenüber meistens that, sonst wäre die wörtliche und fachliche Übereinstimmung gewiß noch größer.

Was die Quelle des älteren Gedichtes selbst betrifft, so dürfte sie in einem altfranzösischen Fabliau zu suchen sein. Der Schwank ist ächt gallisch und ich entsinne mich, etwas Ähnliches schon in der älteren französischen Novellistik gelesen zu haben, wie denn die Streiche auch einzeln, namentlich in der romanischen Litteratur, vorkommen. Alle drei Streiche, vermehrt durch zwei andere im gleichen Stile, finden sich in den »Repeues franchises« und werden darin von „Villon et de ses Compaignons“ erzählt. (Vgl. Oeuvres de M. Fr. Villon par Prompsault, P. 1832 S. 373 ff.) Unsere Streiche sind dort der 1. (Fische), 3. (Brod) und 4. (Wein). Die 3 Streiche, vermehrt um einen 4., finden sich in G. G. Vacalerio's »L'Arcadia di Brenta« (Ausg. Bologna 1693 S. 162 ff.). Vereinzelt findet sich der Streich mit den Fischen in der Hauptsache (d. h. soweit es sich um die Prellerei handelt) schon in dem Fabliau »Les trois Avugles de Compiengne«, ferner bei Straparola (XIII, 2) u. f. w., der Streich mit dem Wein — was namentlich hervorgehoben zu werden verdient — in einem H. Sachs sehr wohlbekannten deutschen Buche, im »Ulen Spiegel«, woselbst er die „57. histori“ bildet. H. Sachs hat indes letztere, welche in dem Volksbuche durch die 58. histori eine Fortsetzung erfahren hat, nicht benützt. Der Streich mit den Broden findet sich bei Pauli 657 und im »Ulen Spiegel« (6. Historie) und dieses Mal scheint Sachs das Volksbuch benützt zu haben. Wenigstens stimmt er in der Darstellung des Hergangs beim Brodtransport — worin er, wie wir oben sahen, sich gerade am meisten von dem alten Gedichte entfernt — so ziemlich mit dieser 6. Historie überein. Und so dürfte, alles in allem genommen, der Schwank unseres Dichters wohl als eine Contamination aus jenem alten Gedichte mit der Erzählung aus dem Volksbuche anzusehen sein.

Der pfaff in der wolfsgrüben. (Nr. 103.)

Dieses Gedicht ist eine Nachbildung eines älteren von Hans Rosenblüt, betitelt „Vonn der wolffsgrubenn“, welches A. Keller auf S. 365—71 der »Erzählungen aus a. H.« wieder abgedruckt hat. H. Sachs stimmt mit seiner Vorlage fachlich, ein paar Kleinigkeiten ausgenommen, völlig überein. Diese Abweichungen erklären sich einmal durch den Umstand, daß er seine Vorlage stark kürzte — aus 192 Versen bei Rosenblüt, sind bei ihm 62 geworden — und aus diesem Grunde fielen wohl die Reden zwischen dem Edelmann und den gleichzeitig mit ihm auf der Lauer stehenden Knechten —

die bei Sachs überhaupt — fehlen weg. Dann wollte Sachs die Geschichte lokalisieren: Sie ist ohne Ort bei Rosenblüt, Sachs läßt sie in Franken spielen. Ganz willkürlich ist die Änderung, daß der vor der Wolfsgrube angebrachte Köder, bei Rosenblüt „ein ganns“ bei dem jüngeren Dichter zu einer „enten“ geworden ist. Ein Zusatz des Sachs ist endlich die Moral vom 56. Vers an bis zum Schluß.

Vergleicht man die beiden Gedichte auch noch sprachlich mit einander, so muß jeder Zweifel an der Abhängigkeit des einen vom anderen schwinden. Um dies zu beweisen, genügt es, folgende Parallelen anzuführen:

Sachs
(Seite 298 ff.):

Das würt entlich der jünckher
 innen.
Er stelt sich in ain kamerladen
Da kam ein wolff — — —
Die gnappert hürt vil wider nider
Ge, lauff dw eillent hinden naûs!
Schaw, wen der pfaff doch kûm
 zv haûs!
Die maid schlich hinden naûs vor
 allen,
Thet auch in die wolfs grueben fallen.
Dacht, der pfaff macht mit ir ein
 hawffen.
Hueb sich auf, wolt entgegen lauffen ...
Vnd aûch in die wolfsgrüeben vil.
Aber dem pfaffen — — —
Lies er paide nierlein auß schnaiden.
Den ain lies er hencken an hals
Der maid, vnd den andren nach mals
Lies er pey seinem pet aufhencken,
Das fein weib solt darpey pedencken,
Was vnrechcz sie da het gethon,
Vurpas der ding müßig zw gon,
Wolt sie verliren nit ir leben.

Rosenblüt
(Keller, S. 365 ff.):

Der man der wardt des heimlychen
 jnen.
Vnd stundennehen jn einem laden n...
Do kom ein wolff — — —
Die hürd da vornen nider gnappeth
Vnd lauff aus zue der hintern thür
Vnd schleich — — — —
Vnd lauff hin jne des pfaffenn hauß...
Die mayd — — — —
— — lieff aus zu dem hintern thor
Vnd viel do auch jne die gruben zwar.
Sie vorcht, sie machten da niden
 einen hauffenn....
Do hub sie sich gar schnel zue lauffen...
Vnd viel auch hin ab ane die schar.
Vnd ließ jm außschneiden den einen
 nyren
Ane ein betten da ane die dirn,
Vnd ließ jr jn hencken an jren hals ...
Den andern nyren er do hieng
All für fein pet do ane die wannt
Das feinem weib do würd bekannt,
Das sie so vnrecht het getann,
Vnd sich fürpas solt stoffenn darann...
Wolt sie auch vor dem todt jehenn.

Auch der Reim „enten“ ./ wenten (Sachs V. 11/12) findet sich bei Rosenblüt (S. 366 V. 5/6 ennten ./ wendten).

Über die Herkunft dieses Schwankes kann man nicht lange zweifelhaft sein; er trägt deutlich gallisches Gepräge. Offenbar geht

er auf ein altfranzösisches Fabliau zurück. Legrand gibt in seiner Sammlung den Inhalt eines Fabliau an, das den Titel führt: »Du Curé qui aimoit la femme d'un vilain.« Die Erzählung ist, so viel ich mich erinnere, im wesentlichen dieselbe wie in unseren Gedichten, doch zwingt uns der Umstand, daß der Ehemann darin ein „vilain“ und nicht ein Edelmann ist, zur Annahme, daß es noch eine andere altfranz. Version gegeben. Das wird auch durch die »Cent Nouvelles nouvelles« bestätigt, in welchen die Geschichte gleichfalls steht — es ist die 56. — und worin der betrogene Gatte ebenfalls ein gentilhomme ist. Die letztere Erzählung selbst kann, abgesehen von chronologischen Gründen, nicht die Quelle Rosenblüt's gewesen sein; denn die Fabel bietet besonders am Schluß zu große Abweichungen. Während sich, z. B. bei Rosenblüt der Ehemann mit der Verstümmelung des Priesters begnügt, läßt der Franzose die ganze Gesellschaft in der Wolfsgrube jammervoll durch hineingeworfenes Feuer umkommen.

Das prödermües. (Nr. 104.)

Die Quelle dieses Schwanks ist eine kurze Erzählung Pauli's (Nr. 450, Oesterley's Ausg. S. 268). Sachs hat die Geschichte nach Leipzig verlegt, bei Pauli heißt es nur „in einer hohen schuolen“, aus dem Koch eine Köchin gemacht („ein altes weib das kochet in“) und statt „siben oder acht studenten“ gleich 8 gesetzt, ferner die (8) verschiedenen gewünschten Speisen alle benannt und von den 4 bei Pauli benannten nur eine — Erbsen — beibehalten und die ganze Erzählung breiter ausgeführt. Statt der von Pauli beliebten Nutzenanwendung auf Predigten, hat Sachs eine auf „die gesellschaft“ angefügt.

Das abentewrisch waidwerck. (Nr. 105.)

Wir haben hier drei Jagdlügen, von denen sich die zwei ersten bei Bebel nachweisen lassen, die Quelle der dritten aber bis jetzt unbekannt ist. Nr. 1 entspricht Bebel's „Aliud de apro“ (Opusc. 1512 Sign. X 4^b, Nr. 2 entspricht „Aliud de lupo“ (ibid.). Während aber diese Lügen bei Bebel als Aufschneidereien des Lügenfchlossers von Cannstadt erzählt werden, gibt sie H. S. in scherzhafter Wendung als Jagdvorschriften. Vergleiche über den Stoff C. Müller-Fraureuth (»Die deutschen Lügendichtungen etc.« Halle 1881) S. 64.

Der küplet münich. (Nr. 107.)

Sachs deutet in diesem Schwank selbst die Quelle an, indem er sagt (V. 60): „Johannes Pocacius schriebe“, um so sonderbarer

ist es daher, daß diese bisher noch nicht näher bezeichnet worden ist. Es ist »Decamerone« III, 3 in der bis vor kurzem Steinhöwel zugeschriebenen Übersetzung (Kellers Ausgabe S. 176—184): „Vnter geleichnüß einer lautern peichte vnd reinen gewissen Ein hochgelerter weiser man von einer frawen die ainen iungen man liebe het betrogen warde etc.“. Sachs hat die lange lustige Erzählung in 62 Verse zusammengezogen, nur zwei Gänge der Frau (statt 3) beibehalten, einige Umstände geändert, und überhaupt alles so gedrängt und gekürzt, daß fast aller Saft und alle Kraft verloren ging.

Über die Verbreitung des äußerst dankbaren und auch unzählige male bearbeiteten Stoffes verweise ich auf F. W. V. Schmidts »Beiträge zur Geschichte der romantischen Poesie« S. 15 ff., Dunlop-Liebrecht S. 227 ff. u. F. H. von der Hagen's »Gesamtabenteuer« I p. C. XXVII ff., welche indes nichts weniger als erschöpfend sind. Hier interessieren uns noch vier ältere deutsche Bearbeitungen in gebundener Rede, die dort nicht erwähnt sind. Das erste Gedicht „Dy falsch peicht“ (abgedruckt in Kellers »Erz. aus altd. Hdschr.« S. 232—41), das am Ende fälschlich den Namen Cunrat von wirczpurk trägt, bietet eine Ähnlichkeit mit Sachs insofern, als das buhlerische Weib dem Mönch nicht, wie Bocc., das erste mal einen Gürtel, sondern einen Ring für den Jüngling mitgibt. Ob H. Sachs es gekannt hat? Das zweite Gedicht »Ain spruch von ainem Mönch« (abgedr. bei Keller (o. c. S. 242—250) behandelt den Stoff in geschwätziger Breite und wiederum abweichend vom vorigen, Bocc. aber fachlich näher kommend. Mit Sachs zeigt es eine Ähnlichkeit insofern als das Weib dem Mönch selbst 2 größere Geldstücke, bei Sachs „zwen marcell“, in dem älteren Gedicht „zwen dücaten“ schenkt, während es in der alten Boccaccio-Übersetzung nur heißt: „heymlich im die hant vol pfenning stieße, vnd in pate das er ir etliche seele messe spreche“. Auch das dürfte kaum Zufall sein. Das dritte ist ein Gedicht H. Kaufringers, in Eulings Ausg. das VII. (S. 87—98), das mit Sachs insofern übereinstimmt, als der Mönch — was Boccaccio nicht sagt — sehr alt ist (H. Sachs: „einem münich vralde“, Kaufering: Sein alter war . . . bei achzig jaren). Endlich existiert noch: „Ain hüpfch lied wie ein münch tzwey zusammen koppelt on fein wissen“. Gedr. Straßburg Math. Hüpfuff 1515 (E. Weller's »Annalen« II S. 431 Nr. 560), das offenbar das gleiche Thema behandelt. Wie das Verhältnis zu Sachs ist, dem es sich durch den Titel nähert, weiß ich nicht. Jedenfalls ist aus dem Angeführten ersichtlich, daß Sachs auch in diesem kurzen Gedicht von verschiedenen Seiten Anregung empfangen hat.

Die drey frawen mit dem porten. (No. 109.)

Diefer Schwank bietet den bei Sachs sonst wohl kaum zum zweiten Mal nachweisbaren Fall eines vollständigen Plagiats, begangen an dem Gedicht eines älteren Kunstgenossen und halben Landsmannes. Es ist fast wörtlich, jedoch bedeutend verkürzt — 62 statt 224 Verse — dem Gedichte des Hans Folz entlehnt, welches die Aufschrift trägt; »von dreyen weyben die einen porten funden vnd welch iren man am meisterlichsten an füret das der selben der port wer vnd zu lezt mit einer geistlichen glos nach dem es yczunt in der welt stet«. Ich will das Verhältnis zwischen beiden Dichtungen zunächst durch einige Parallelen beleuchten:

Sachs.

— — — drey frawen frey
Funden ein porten alle drey.
Nûn wolt ide den porten han.
Die erst sprach: Welche iren man
Am aller fersten mag petören
Der selben sol der port gehören.“
Die fach war schlecht. Die erst haim
lieff
Fand, das ir mon dort lag vnd
schlieff,
Rues vnd safran sie im an streich
Vnd macht in allen schwarcz vnd
plaich.

Folz.

von dreyen frawen stolcz vnd frey,
Die ein porten funden all drey,
nun wollt yde den porten han,
die ein sprach welche iren man
am aller paßen kün bedörn,
Der selben sol der port gehörn.
Die fach was flecht, die erst heim lief,
fant das ir man dort lag vnd flief,
pald eylet sie vnd mischt zu samem
safran vnd rus in einen swamen,
Die selbig farb sie im an streich
Vnd macht in allen swarcz vnd pleich.

Allerdings geht es nicht durch das ganze Gedicht so fort. Sachs war schon durch seine Kürzungen und Auslassungen gezwungen, Reime zu ändern, Verse zu versetzen, oder aus Vershälften neue Verse zu bilden; aber auch dann that er, ausgenommen einzelne Wörter, nichts von dem Eigenen hinzu. Das ist aus nachstehenden Stellen ersichtlich:

Sachs.

Vers 24—26.

Wie pald sie im ein platten schar,
Sprach: „Herr stetauf! vor allen dingen
Dem Künzen müst ir selmes singen.“

Vers 27.

Er sprach: Ersichst mich für ain
pfaffen?

Folz.

Vers 52—54

sie im behent ein platten schar
vnd sprach plaufft herr vor allen dingen
rüft euch ir müst ein sel meß singen

Vers 57.

Der man sprach — — — — —
ersichstu für ein pfaffen mich

¹⁾ Abgedruckt von W. Wackernagel in »Zeitschrift für Deutsches Alterthum« VIII. S. 524—530.

Sachs :

Vers 29 ff.

Er grieff die platen auf dem kopf,
In fagerer ging der folle dropf,
Der platen halb vnkentlich war,
Legt sich an, ging vber altar.

Vers 33 ff.

Die drite fraw auch haim hin lieff,
Fand, das ir man vol war vnd schlieff.
Sie weckt in, spieb in paide hendt,
Strich im die ueber seine lendt
Gleich fams die federn im abstrich.

Vers 51 ff.

Der pfaff sach dis vnd sprach: „Dw
narr
Gestw den nackat in die pfarr?“
Der nackat sprach: „Was machstw hie?
Du lernst doch kain puchstaben nie“.

Folz:

Vers 67.

vnd dewt im selber auf den kopff
— — — — — der tropff

Vers 73.

yn fagerer macht er sich zu hant
der platten halb in niemant kant

Vers 76.

ein meß gewant man im an dett
also ging er zum allter hin

Vers 63.

Das ir auch über allter stet

Vers 78.

— — — die drit fraw auch — — —

Vers 9.

— — — — — heim lief
fant das ir man dort lag vnd ilief

Vers 80.

sie wecket in — — — — —

Vers 101.

sie speyt an peide hent zu mal
vnd streich im an dem leyb zu tal
sam sie die federn im ab strich

Vers 115.

Das sach der pfaff — — — — —

Vers 119 ff.

vnd sprach — — — — — du narr
lauffstu dan nacket in die pfarr?
Der pawr sprach was fuchstu dan hye
nun lernstu kein puchstaben nye.

Vers 19—48 feines Vorbildes, die Klagen der Frau über den vermeintlich Verstorbenen und ihr buhlerisches Treiben enthaltend, hat Sachs — einige Verse ausgenommen — weggelassen, ebenso die lange Schlußmoral (Vers 146—224).

Ein anderes altes Gedicht über die gleiche Fabel, betitelt »Von den dreien frawen«, abgedruckt in Keller's »Erz. aus altd. Hdschr.« S. 210—221, weicht in Einzelheiten von dem Folzischen ab, ist viel breiter und wurde von Sachs nicht benützt. Das Gleiche gilt von dem Gedicht H. Kaufringer's über denselben Gegenstand, in Karl Euling's Ausg. des XI. (S. 125—140). Dieses ist das ausführlichste und weitaus das roheste. Alle 3 gehen aber auf eine gemeinsame altfranzösische Quelle zurück. Bei Barbazan-Méon findet

sich (III p. 220—229) nun ein Fabliau »Des trois dames pui trouverent un anel« (auch bei Legrand »Les trois femmes qui trouvèrent un anneau), welches wohl in der Idee, aber nicht in den einzelnen gespielten Streichen mit jenen deutschen Gedichten übereinstimmt; nur der zweite Streich der letzteren findet sich (als erster) im Fabliau. Es ist nun zweierlei möglich, entweder es gab, wie so oft bei den Fabliaux, mehrere stark von einander abweichende Versionen und darunter eine, die dem deutschen Schwank vollkommen entsprach, oder der erste deutsche Bearbeiter nahm aus dem französischen Gedicht nur die Idee und einen Streich herüber und setzte an Stelle der beiden übrigen zwei andere. Es läßt sich ebenso viel zu gunsten der einen wie der anderen Vermutung anführen. So gibt — um bei der ersteren stehen zu bleiben — Legrand (l. c.) für den Streich der dritten Frau gleich zwei grundverschiedene Erzählungen an; es mochte dies auch bei den Streichen der ersten und zweiten Frau der Fall gewesen sein. Ferner bietet Bebel in seiner Schwanksammlung (Opuscula 1512 Sig. E 4) eine ganz den deutschen Gedichten entsprechende Darstellung des Schwanks, und der Jüfinger Humanist scheint mir vielfach aus altfranzösischen Quellen geschöpft zu haben. Andererseits kann nicht geleugnet werden, daß für einen deutschen Nachahmer die Versuchung ungemein nahe lag, an Stelle der losen Frauenstreiche der Vorlage solche zu setzen, die ihm noch besser bedünkten, und an solchen fehlt es bekanntlich in der französischen Litteratur nicht. Bedenkt man noch, daß die von Folz — oder vielmehr von seiner Quelle — adoptierten sich auch einzeln finden (cf. F. Liebrecht in der »Germania« I S. 270), so wird man der zweiten Vermutung gewiß ebenso viel Berechtigung wie der ersten einräumen. Eines sei noch erwähnt, das wohl zu gunsten der zweiten sprechen dürfte: In Laßberg's »Liederfaal« (III p. 5—16) findet sich eine Version, die dem französischen Fabliau noch sehr nahe steht; die Streiche der ersten und zweiten Frau dort entsprechen ganz derjenigen der zweiten bzw. dritten (jedoch Variante 2 bei Legrand); ferner ist es, wie im Fabliau, ein Ring und nicht ein „Borten“, dem der Wettstreit der „Damen“ gilt; der Streich der dritten Frau ist eine Bearbeitung des Fabliau vom »Chevalier à la trappe« (Legrand III, 157). Wir haben also hier schon eine Umbildung des Fabliau aus sehr früher Zeit vor uns und sind daher zur Annahme berechtigt, daß ein anderer Dichter später noch weiter gegangen sei. Ich wage es übrigens nicht, mich für eine der beiden Conjecturen zu entscheiden, es liegt ja auch keine Veranlassung dazu vor, weil auf alle Fälle alle Varianten auf französische Erzählungen zurückgehen.

Das hais eyffen. (Nr. 113.)

In meiner Arbeit über die Fastnachtspiele des H. Sachs (»Germania« XXXVI, 23) habe ich das mittelhochdeutsche Gedicht »Daz heize îfen« (abgedr. in von der Hagens »Gesamtabenteuer« II S. 373—378) als die direkte oder indirekte Quelle des gleichnamigen Fastnachtspieles bezeichnet. H. Sachs hat natürlich auch für den vorliegenden 3 Jahre älteren Schwank keine andere Quelle gehabt. Die Ähnlichkeit mit dem alten Gedicht ist hier noch größer als beim Fastnachtspiele; denn hier fehlen einmal die Zusätze unseres Meisters, die ich beim Fastnachtspiele (l. c.) hervorgehoben habe — mit Ausnahme des Kreisziehens, welches Sachs hier offenbar unter dem Einfluß der bei Beschwörungen, Zaubereien und ähnlichen Dingen damals üblichen Vorgänge hinzufügte — dann finden sich hier, außer den auch im Fastnachtspiele vorkommenden und von mir an obiger Stelle angeführten sprachlichen Annäherungen, noch folgende:

Sachs beginnt:

Ein weib lang iren man vmbtrieb.

Vers 13.

Sie macht ein eyfen glüent hais,
Legtz auf zwen stein mitten in krais.

Vers 21.

Lies die frawen schawen fein hent

Vers 25.

Das hais eiffen müßw auch dragen

Vers 38.

— — Ach, las mir nach noch zwen

Vers 52.

Vnd nam das eyffen auf die hent.

Das alte Gedicht:

Ein wîp sprach zuo ir man

Vers 64.

daz îfen wart ze hant gegluot,
Zwên' steine wâren dâ bereit,
dâ wart daz îfen ûf geleit.

Vers 83.

Unde lie sie die hant sehen.

Vers 106.

dû muost daz îfen ie zuo tragen

Vers 151.

Daz dû mir noch zwêne vor lâst

Vers 173.

Daz îfen nams' ûf die hant.

Die drey Fischrewfen. (Nr. 114.)

Zwei Gedichte sind mir bekannt, denen Sachs diesen Schwank entnommen haben könnte, ein älteres und ein jüngeres. Das erstere hat der Freiherr von Laßberg in seinen »Liederfaal« (III, S. 217—228) unter dem modernen Titel »Des Fischers Rache« aufgenommen, das letztere A. Keller in seine »Erzählungen aus altdeutschen Handschriften« (S. 350—364) mit dem Titel »Von dem pfaffen in der Reußen«. Beide Gedichte sind im grunde eines und dasselbe, das jüngere gibt nur den Text des älteren so zu fagen modernisiert

und mit vielen mehr oder minder bedeutenden sprachlichen Änderungen, sowie einigen Kürzungen wieder. Weit näher dem älteren Gedichte, als dieser von Keller nach einer Ulmer Handschrift abgedruckte Text, steht — nach den von Keller mitgeteilten Varianten zu schließen — ein dritter in der von ihm mit B bezeichnete Karlsruher Handschrift, ohne daß dieser ganz mit demselben übereinstimmte.

Es ist zunächst auffallend, daß weder Keller, noch auch der gelehrte, ungeheuer belebte Felix Liebrecht, der zu Kellers Sammlung Nachweise lieferte (»Germania« I S. 269—272) das Gedicht aus dem »Liederfaal« mit einem Worte erwähnen; offenbar ist es ihnen entgangen. Und doch war seine Kenntnis in doppelter Hinsicht wichtig: einmal weil es zur Verbesserung mancher Leseart in den anderen Handschriften dienen kann und dann weil es den Namen des ursprünglichen Verfassers oder Übersetzers — ich betrachte es nämlich als eine nach französischer Quelle gearbeitete Dichtung — enthält. Als solcher wird nämlich „von pfortzen hainrich“ (Vers 422) genannt. In den beiden jüngeren Handschriften ist kein Autor angegeben.

Welches ist das Verhältnis des H. Sachs zu diesen drei Handschriften? Schon ein flüchtiger Blick zeigt, daß sein Schwank sich inhaltlich in der Hauptsache mit jeder so ziemlich gleich deckt. Welche von den dreien hat er aber benützt? Diese Frage ist nicht so leicht zu beantworten; denn während jenes ältere Gedicht in jeder seiner 3 Fassungen ausführlich und behaglich erzählt, drängt der Nürnberger die reiche Handlung auf verhältnismäßig wenige Verse zusammen. Das Gedicht in Laßbergs »Liederfaal« hat 428, Kellers Text 400 Verse, die Handschrift B wird zwischen beiden in der Mitte stehen, Sachs dagegen bietet nur den sechsten Teil der Versezahl, nämlich 72. Bei solcher Gedrängtheit konnte sich keine der kleinen sachlichen Verschiedenheiten zwischen den drei Handschriften bei Sachs erhalten und ebenfowenig größere zusammenhängende Stellen, die auf die eine oder andere Handschrift deutlich hingewiesen hätten. Man kann nur die wenigen Verse, die Sachs nahezu wörtlich beibehielt, mit den entsprechenden Stellen der drei Fassungen vergleichen:

Sachs:	Laßberg:	Keller:	
Vers 30.	Vers 154.	A. S. 355, 20	B. S. 355.
Der fischer am haus klopffen det	Er rieff lut vnd cläffte an	Er rieff lute vnd klopfet an	Er rieff die frauen vaft an
Vers 31.	Vers 156	S. 355, 22.	S. 355.
Des erschracken sie paide hart	Der pfaff vnd och die frow erschrack	Die frawe vnd der pfaff erschrack	Der pfaff bei der frauen lack

Sachs:	Laßberg:	Keller:	
Vers 38.	Vers 290.	A. S. 360, 19.	B. S. 360.
Er sprach: den dachs ich gfangen hon, Der mir vil visch hat fressen ab	Ir kōnent in rûschen fuochen Vische ir vil vaiger tafch Baydû forn vnd asch	Wer hat dich visch gelert fuochen In dem wasser tief und naß Beyde verholn vnd auch laß	Künnet ir jn rewsen füchen Fysch ir vil vaiger dahs Beyde frawen vnd lachs
Vers 40.	Vers 255.	S. 359, 19.	S. 355.
Er warff in an den Dennen rab	Er warff in verr von im hin dann	Vnd warf In ferre von Im dann	Er warff sie ferre von ym hyndan.
Vers 43.	Vers 302.	S. 361, 13.	S. 361.
Der fischer spant sein karren an, Warff drauff vn- würflich den caplon	Wie zūchtechtlich (?) der pfaffe tobte Er warff in vff ain karren do	Er nam mit zorn den pfaffen Vnd leit In vff den karch sin	Gor zornigleich der fyscher dobt Er warff jn auff einen karren da
Vers 45.	Vers 304.	S. 361, 8.	S. 361, 9.
Vnd fūer mit hinauß in den walt.	Vnd ilte snelleclichen fo	Vnd ylte gegen dem walde.	Vnd eilt snelligklichen also.
Vers 53.	Vers 320.	S. 361, 27.	S. 361, 27.
Vor warft ein fischer, icz pistw Ein waidmon vnd vogler darzw	Ein vischer bin ich E gesin Nu bin ich ain jäger fru Vnd ain vogler dar zu	Ich bin ein vischer ee gesin Nu bich Ich ein Jager fruo Vnd ein vischer (?) darzuo.	Eyn fyscher byn ich fo feyn Nu bin ich worden ein ieger Vnd darzue ein vogeler.
Vers 57.	Vers 352.	S. 362, 10.	S. 362, 10.
Der pfaff sich in der rewffen schmüeg	Der pfaff begund sich fmucken	Der pfaff muost sich ducken	Der pfaff begonde sich fmücken
Vers 63.	Vers 399.	S. 363, 23.	S. 363, 25.
Vnd müest der pfaff mit lerer hant Dem edelman raumen das lant	Do wart von im das lant verfworen — — — — — Vnd müste dannen ze hant.	Da ward das lanndt von Im verfworen.	Vnd mueßt von dan alle zue hant.

Darf man nach diesen Parallelen schließen, so stand die Vorlage unseres Dichters der Karlsruher Handschrift wohl am nächsten; doch daß sie selbst dieselbe gewesen (bezw. allein gewesen), läßt sich wegen der Übereinstimmung mit Keller's Text (cf. Sachs Vers 30, 31, 45) nicht gut denken. S. hat wahrscheinlich keine der drei Handschriften, sondern eine z. Z. unbekannte vierte, die zwischen A und B in der Mitte stand, benützt¹⁾.

¹⁾ Meine Vermutung war vollkommen richtig. Das Gedicht findet sich auch, wie ich eben bemerke, in der Handschrift 5339^a 4^o des Germanischen Museums, die bekanntlich vorwiegend Gedichte von H. Rosenblüt enthält. Es steht dort Fol. 247^b bis 256^a mit der Überschrift »Vom vischer mit der Reusen«, zählt ca. 350 Verse, ist also unter den älteren Fassungen dem Umfange nach die geringste. Mit den anderen

Als Quelle des Sachs haben wir also, kurz gesagt, das Gedicht Heinrichs von Pforzheim in einer z. Z. unbekannten, aber der Karlsruher Handschrift am nächsten stehenden Fassung zu betrachten.

Mit seiner Vorlage hat Sachs mehrere Änderungen vorgenommen, teils willkürlich, teils durch seine gewaltigen Kürzungen dazu gezwungen. So schickt bei ihm die Frau nach dem Kaplan, während dieser in den Handschriften von selbst kommt, als er den Mann fortgehen sieht. Es bleibt bei S. unerwähnt, wohin die Frau des Buhlers Kleider verbringt, es ist aber auch nicht nötig, denn der Fischer kommt sofort mit „aim spanflicht“ und forschet unverweilt nach dem Missethäter, von dem er bereits Kenntnis hat, denn der „edelman“ hat ihm schon „die glos“ gesagt (V. 29). Ganz anders dort, da wartet der Fischer, bis „Schier da es begonde tagen Vnd liecht wart“ und entdeckte erst dann den vom Herdfeuer geschwärzten Gefangenen in der Reuse. Weggeblieben sind bei Sachs ferner die für den Geistlichen bittende Edelfrau, die Betrachtungen des Fischers über den seltsamen Befehl des Burgherrn, die Bitten des Gefangenen an den Fischer, ihn zu schonen u. a. m. Als Zusätze des Meisters dürfen wir, außer dem bereits Erwähnten betrachten: Die Lokalisierung der Geschichte („an der Rön“), der Umstand, daß der Fischer gegenüber seiner Frau vorgibt „Fraw, ich mües heint vber

verglichen, ergibt unser Gedicht zwar keine erwähnenswerten sachlichen Abweichungen, aber viele Kürzungen, zahllose textliche Verschiedenheiten, welche sowohl einzelne Ausdrücke oder Reime, als auch ganze Verse betreffen. Im allgemeinen läßt sich das Verhältnis kurz dahin charakterisieren, daß diese, wahrscheinlich jüngste, Fassung textlich in der Mitte zwischen den anderen steht. Statt der letzten 2 Reimpaare bei Keller A. und des längeren Schlusses von B. liest man am Ende: „Vnd wirt In an der letz zuschwer So hat gedicht meister Hanns Schnepfer“. Somit haben wir Hans Rosenblüt als Verfasser des Gedichtes in seiner jüngsten Gestalt zu betrachten, eine Leistung, die seinen poetischen Ruf kaum zu erhöhen geeignet sein dürfte, da er darin fast nur als Plagiator erscheint.

Durch diese Nachdichtung Rosenblüt's wurde das alte Gedicht in die Heimat des H. Sachs verpflanzt, und so dürfen wir ohne weiteres annehmen, daß sie es war, welche dem jüngeren Meister den Stoff vermittelte. Zum Überfluß wird es noch durch eine Vergleichung der Texte bestätigt. Die oben citierten Stellen lauten bei Rosenblüt:

Er ruft laut vnd clopft an

Die fraw vnd auch der pfaff erschragk

Vnd warf In auf den tennen zutal.

Das Ir In reusen kunt suchen

Die visch Ir veiger dachs;

Bede die vorn vnd auch den las,

Habt Ir, veig pfaff loter,

Heimlich gefressen als ein otter.

Mit zorn nam er den pfaffen

Vnd warf In auf den karren fein

Vnd eilet hin gen den walt

Ich pin ein vischer ye gesein

So bin Ich nu ein Jeger vein

Vnd ein vogler auch darzu

Der pfaff begund sich schmucken

Vnd also wart das lant von im verschworn.

feld Gen Bamberg vnd mües holen gelt“ (Bamberg in der Nähe der Rhön!), die Züchtigung der Frau (Vers 65—67) und endlich die Moral (Vers 68—72).

Der mesner mit dem rayger. (No. 117.)

Dieser Schwank geht ohne Zweifel in letzter Linie auf das alte Gedicht »Der Reiger« in von der Hagen's »Gesammtabenteuer« (II S. 157—169) zurück. Kaum anzunehmen ist aber, daß dieses selbst H. Sachs vorgelegen habe, der Unterschied ist dazu doch zu groß und, was noch entscheidender ist, es ergeben sich gar keine sprachliche Berührungen. Wahrscheinlich hatte Sachs eine Nachbildung vor sich, die in ähnlichem Verhältnis zum Original stand, wie z. B. das Gedicht des H. Folz »die halbe Birn« zu dem als Quelle benützten gleichnamigen Konrad's von Würzburg. Ob ein solches noch existiert, konnte ich mit meinen Mitteln hierorts nicht erfahren. Schwerlich ist es Rosenblüt's mir nicht zu Gesicht gekommenes Gedicht der »Hößgeier«, das, nach Goedeke, einen ähnlichen Inhalt hat; der Titel spricht schon dagegen.

Eine Reihe von Änderungen glaube ich, auch ohne die direkte Vorlage zu kennen, auf Rechnung des H. Sachs schreiben zu dürfen. So z. B. den Umstand, daß bei Sachs ein Messner die Stelle des reichen Mannes, und ein Pfarrer die des adeligen Herrn vertritt. Daß es ihm beliebte, gerade einen Messner zum Helden seines Schwankes zu machen, das geht vielleicht auf den Einfluß der 124. Erzählung in Pauli's »Schimpf und Ernst« (Straßburger Ausgabe von 1535, Oesterley's Ausg. S. 406) zurück, die in einigen Punkten eine gewisse Ähnlichkeit mit unserem Schwank zeigt: In beiden kommt der Mann mit einem Gast (bezw. mit zwei Gästen) nach Hause und hat Grund, mit seiner Frau unzufrieden zu sein, in beiden wendet er bei seiner Ehehälfte körperliche Züchtigung an. H. Sachs, der die Erzählung Pauli's schon am 13. Dezember 1547 als Meistergefang behandelt hatte, mochte also wohl bei der erstmaligen Behandlung des »Reygers« im Jänner 1549 an den verwandten Stoff erinnert werden und da im letzteren der Mann ein Messner ist und außerdem auch ein Pfarrer darin vorkommt, auf die Idee verfallen, diese Rollen in dem jüngeren Gedicht zu verwerten. Es begreifen sich ferner leicht bei Sachs: die Weglassung der unglaublich klingenden Hahnenbeize und der obscönen Motivierung des Bett-Taufches. Viele Änderungen unseres Meisters waren durch die außerordentliche Kürze seines Gedichtes geboten, denn während der alte Schwank in den »Gesammtabenteuern« nicht weniger als 450 Verse zählt, hat jenes nur 62; deshalb fehlen gewiß darin

mehrere Nebenumstände, wie z. B. die Bereitung des Reihers durch einen Koch, die Rolle der Magd, das Segensprechen u. a. m.

Die zwen gefattern mit dem zorn. (No. 119.)

Die gertnerin mit dem pock. (No. 120.)

Vergleiche über diese beiden Schwänke, welche, wie ich zuerst nachgewiesen habe, dem »Renner« des Hugo von Trimberg entlehnt sind, meine Bemerkungen zum 74. und 82. Fastnachtspiel des H. Sachs (»Germania« 37. S. 224—230).

Der unverfchamt straßbrauber.

Goedeke, der diesen 1549 geschriebenen Mgf. abdruckte (Dichtungen des H. S. I, 281), bemerkt dazu: „Fränkische Lokalisierung einer Geschichte, die Poggio (No. 18) . . . von Facino Cane erzählt u. f. w.“ Der von Goedeke erwähnte Schwank führt den Titel »Querimonia spolii causa« und ist viel älter als Poggio. Er geht entweder auf ein Fabliau oder ein Predigtmärlein zurück. Sachs aber hatte zur Vorlage eine kurze Erzählung bei Pauli (No. 489 und 490) betitelt »die knechte heten die rök nit gelassen«. Bei Pauli wird die Geschichte im Anschluß an ein Märchen (No. 489) von dem „edelman“ selbst vorgetragen, der von sich sagt: „wan ich nit raubte, vnd mich nit des sattels ernert, so wer ich ein armer edelman“. Sachs beginnt:

Ein edelman in Franken faß,
Der nit fer reich an gute was,
Darum nert er sich auf der straß
In einem holz mit rauberei.

Bei Pauli und Sachs sind es „zwen Kaufleut“, welche von des Raubritters „reuter“ ihres Geldes (bei S. auch des Pferdes) beraubt werden und die, auf das Schloß kommend, „klagten . . . das hetten getan seine knecht“ (Pauli: „vnd klagten mir wie meine knecht sie beraubt hetten“). Das weitere Verhältnis zwischen Quelle und Nachbildung erhellt aus nachstehenden Parallelen:

Sachs:

Der edelman
sprach
hett ir die guten rök auch an,
Da euch mein knecht beraubet han?
Sie sprachen: „ja, wir hettens an!“
Da antwort der frumm edelman:
„so habens meine knecht nit tan;
Wan es ist meiner knechte sit
folch gut rök nemen sie auch mit;
sie hettens euch gelaßen nit.

Pauli:

Ich fragt sie ob sie die gûten rök
auch heben an gehebt. Sie sprachen
ia. Da antwort ich, sie fein nit mein
knecht, glauben das, wan mein knecht
hetten euch die gûten rök nit ge-
lassen.

Die Erzählung Poggio's steht Sachs ferner; denn bei jenem heißt es: „Apud Facinum Canem querebatur quidam se spoliatum chlamyde in via a quodam milite suo etc.“

Der pueler mit den sterbenden menschen abgeweiffet.

(Nr. 125.)

Diese sinnige Erzählung fand Sachs bei Pauli 265 (Oesterley's Ausg. S. 177). Er benützte sie vielfach wörtlich, man vergleiche:

Sachs:

Vers 10 ff.

Wen dw ein ganczes jar
Mir fleißig dinen wilt,
Wie ich dir den vürpilt,
Den wil ich dich geweren
Nach all deinem pegeren.

Vers 22 ff.

— — thw ein jarlang gon,
Wo dw in kranckheit herben
Waist lewt, so wöllen sterben,
Vnd pleib pey irem ent.

Vers 43 ff.

— — — „Fraw, nûn kûnt ir stillen
Mit eren meinen willen;
Nichs anderst ich peger,
Den was nûr erlich wer,
— — — — —
Auf das ich forthin frûm
Vnd cristenlich müeg leben,
— — — — —
Das hab ich, liebster pûel
Gelert in deiner schûel.“

Pauli:

Ich wil dich etwas bitten, wan du
das ein jar lang thûst vmb meint
willen, so wil ich dein willen auch
thûn.

...du solt ein iar gon wa du hörst
das ein mensch sterben wil, vnd solt
sehen wie sie sich halten an dem
letsten end.

Fraw ir thûn wol ietz meinen willen,
wan mein wil ist, ich wöl frum vnd
küsch leben, das hab ich gelert in
den schûlen, da ir mich hin geschickt
haben.

Zusatz des Dichters ist die Schilderung deffen, was der Jüngling an den Totenbetten beobachtete.

Am 12. März 1563 bearbeitete Sachs die gleiche Fabel als »Historia: Der Jüngling mit den sterbenden«, worin er selbst die Quelle mit den Worten „Bruder Johann Pauli beschrib“ angab¹⁾. Hier ist er viel breiter als in dem älteren Gedicht, das nur 62 kurze Verse enthält, während das jüngere 140 längere Verse zählt.

¹⁾ Bei der Historia hat E. Goetze (H. Sachs B. 20 S. 277) die Quelle, wie ich nachträglich sehe, angeführt, in der Ausgabe der F. u. Schw. fehlt bei unserem Schwank eine Quellangabe.

Es zeugt dafür, wie wenig streng Sachs es mit feinen Bezeichnungen nahm, daß er den gleichen Stoff einmal eine Historia, ein anderes mal einen Schwank nennt, ohne in der Behandlung einen Unterschied zu machen.

Der schuefter mit feim knecht zw Vlm. (Nr. 126.)

Dieser Schwank scheint nicht, wie sonst bei Sachs, die Nachahmung irgend einer ähnlichen Vorlage, sondern eine Zusammenstellung verschiedener Schalkstreiche zu sein. Die Ähnlichkeit mit den Eulenspiegeleien fällt sofort in die Augen, und Sachs mag wohl, angeregt durch das Volksbuch, einmal den Versuch gemacht haben, selbst eine ähnliche Schnurre zusammenzubringen. Die Herkunft der einzelnen Teile läßt sich leicht nachweisen: Die Idee, daß ein schalkhafter Meister (bezw. Herr) durch einen noch schalkhafteren Gefellen übertrumpft wird, kommt u. a. schon in der 40. und 66. Historie des »Ulen Spiegel« vor. Der Streich mit dem Essen im Hofe — bekanntlich auch von Hebel nachgeahmt — findet sich in den Schwänken Bebels unter dem Titel »De caupone & viatore« (Opuscula. Argent. 1508, Blatt E 6^a u. Argent. 1512, Blatt G 2^a). Der Streich mit dem Bettnachschleppen ist in der 39. Historie des »Ulen Spiegel« zu lesen.

Ein Beweis für die Richtigkeit meiner Annahme, daß S. den Schwank kompiliert habe, ist dadurch erbracht, daß er in der späteren Umarbeitung vom 10. März 1563 wieder neues Material hinzufügte. Ist es in dem älteren Gedicht ein gewöhnlicher „Schueknecht“, der den neckischen Meister mit gleicher Münze bezahlt, so ist es hier ein gewesener Landsknecht, jetzt Schustergefelle, also einer der dem Schalk um so eher gewachsen sein mußte, als er eine gute Gaunerschule durchgemacht hatte. Ferner ist ein neuer Streich hinzugekommen und dieser, das wörtlich ausgeführte Räumen der Werkstatt (anstatt der Aufforderung, sich zu entfernen) ist offenbar aus der 64. Geschichte des »Ulen Spiegel« entlehnt, woselbst der Schalk als er „das hus rumen“ befohlen wird, alle Möbel auf die Straße trägt.

Der pfaff mit dem strôen pfert. (Nr. 135.)

Die Quelle dieses Schwankes ist ein Gedicht, dessen Titel nicht darauf hätte schließen lassen; aus diesem Grunde ist die Quelle wohl auch bisher noch nicht nachgewiesen worden, obwohl sich das Gedicht in einem Buche befindet, das nichts weniger als selten

oder unbekannt ist, nämlich im »Esopus« des B. Waldis. Hier ist es die 83. Fabel im IV. Buche, die den Titel führt »Von einem Curtisan«. In der ersten Hälfte dieser „Fabel“ (Vers 1—74) stellt Waldis Betrachtungen über die Käuflichkeit der geistlichen Ämter zu jener Zeit an. Die eigentliche Erzählung, welcher sich Sachs ziemlich getreu anschließt, beginnt mit Vers 75 und zieht sich fort bis Vers 136. Die weiteren Verse, (137—158) enthalten nicht sowohl eine Moral, als eine Fortsetzung der einleitenden Betrachtung. Weder den Anfang noch den Schluß hat Sachs benützt. Daß er aber in der Erzählung auf Waldis selbst und nicht etwa, wie sonst öfters, auf eine ihnen beiden gemeinsame Quelle zurückgeht, ist dadurch bewiesen, daß Sachs in vielen Versen fast wörtlich mit Waldis übereinstimmt. Man beachte nachstehende Parallelen:

Sachs (V. 3 ff.):

Rüest sich, rait eillent nein auf Rom.
E er ans welsch gepirge kom
— — — — —
Wart fein pfert hincket — —

Der gaül der hat ein klainen fele:
Im anfang ist vast treg fein gang,
Pis er erschwiczt, wert doch nit lang,
Den get er den trab, lestz got walten,
Das ir gnüng habt zw widerhalten.

Der pfaff pegos den gaul mit harm,
— — — — —
Det im fein mantel vberdecken.

— — In dem der pfaff fünde
Am weg ein pûschel stro, den pûnde
Er dem gaul allenthalben on.

Der pfaff fûer auf vnd lof im nach
So lang, pis er in nit mer sach.

Waldis (V. 79 ff.):

Macht, er sich auff zun selben zeiten,
Mit grösser eil nach Rom zu rheiten.
Wie er kam an des Teutsch landts endt,
Ins Welschlandt da das Gbirge wendt,
Wardt jm fein Pferdt gar hefftig hincken.

Nur das er hat einen kleinen feihl:
Im anfang ist er treg im gang,
Dasselbig wehrt aber nit lang,
Wo jrn nur rheiten, das er schwitzt,
— — — — —
So laufft er stets in vollem traben,
Das jr gnug dran zuhalten haben.

Band er dem Pferdt fein mantel vmb,
Begoß jn auch dazu mit Harm.

Zulest nam er ein bûntel stroh,
Das gund er vmb das Pferdt zu
binden
Vnden vnd oben, forn vnd hinden.

So lang er mocht folgt er jm nach,
Biß ers zulestten nimmer sach.

Die Arbeit des Nürnbergers macht den Eindruck großer Flüchtigkeit. Seine Abweichungen von der Quelle sind nicht alle glücklich. Schon der Titel ist schlecht gewählt, denn unter einem „ströen pfert“ versteht man doch nicht ein mit Stroh umwickeltes Pferd. Dann begreift man nicht, warum der Wirt sein Tier mit den

Worten preißt: „Ain pofen fchelman ich hab“, Waldis, dem Sachs auch diesen Ausdruck entlehnt, fagt, viel richtiger, vom Wirt:

Der het ein Pferdt,
Das lobt er thewr vnd hielts gar wehrt;
Doch wars ein Schelm in feiner haut.

Bei Waldis kommt ferner der „Curtifan“, nachdem er einmal vom Pferde abgefessen, nicht wieder zum Reiten; bei Sachs steigt er, nachdem er den „grama“ allenthalben mit Stroh umwickelt, wieder auf und wird erst von dem brennenden Tiere „in ein staüden geworfen. Ein kluger Mann fürwahr, dieser Pfründenjäger, der auf dem „ströen“ Pferd sitzen bleibend, es in Brand setzt! Glücklicherweise vermochte Sachs ihn und zugleich den „wald zw thal“, wo sich die Sache zutrug, vor Feuerfchaden zu bewahren. Diese Ungereimtheiten finden sich nicht bei Waldis.

Die übrigen Änderungen find unbedeutend. So gibt z. B. Sachs den Kaufpreis des Pferdes („zwainzig ducaten“) an, Waldis nicht; bei Sachs „der wirt den gaul fatelt vnd zaümbt“, bei Waldis der „Curtifan“ selbst u. dgl. m. Nur ein Zusatz, und zwar ein für Sachs recht bezeichnender, verdient Erwähnung:

— — — — als er (der Pfaffe) kam haim,
War fein kellnerin hin mit aim.

Das erinnert an das 58. Faßnachtspiel des H. Sachs. Vergleiche meine Bemerkungen dazu in der »Germania« XXXVI, S. 41.

In der vom 18. Juni 1563 datierten Erweiterung unseres Schwankes scheint Sachs nicht mehr zur Quelle gegriffen, sondern nur seine eigene frühere Dichtung vor sich gehabt zu haben, die er, unter Beibehaltung der oben gerügten Mängel, mit vielen Zusätzen eigener Erfindung u. a. auch mit einer Moral verfah, aber nicht eben verbesserte. Vielleicht wußte er sich damals selbst nicht mehr auf die Quelle zu erinnern, denn er fagt am Anfange des Schwankes: „Man list in der Alten Gedicht u. f. w.“

Der fchmid mit der gaiftlichen frawen. (No. 136.)

Die Quelle dieses Meistêrgefanges ist Pauli's »Schimpf und Ernst« No. 136 (Oesterley's Ausgabe S. 99), welche Erzählung — was man bei Oesterley's ungeschicktem Abdruck leicht übersehen kann — mit No. 135 zusammenhängt, indem sie den Schluß davon enthält. Es verhält sich die Sache nämlich folgendermaßen: Zur näheren Erläuterung der von ihm an No. 135 angeknüpften Moral erzählt Pauli die No. 136 und fährt dann in seiner Moral zu 135

fort: „Weiter davon zu sprechen, gehört in die beicht . . . das drit sprach alrun (Person in No. 135): schweigen wan ein man etwan zornig ist u. f. w.“ — Worte, welche unverstündlich wären, wenn sie sich auf das zuletzt Erzählte bezögen. Oesterley, der hier offenbar ganz mechanisch zu Werke ging, überfah das Verhältnis und zugleich, daß Pauli selbst die Quelle zu No. 136 am Schluß von 135 mit den Worten „vnd nit als sanctus Vincentius von einer schreibt . . .“ angibt; sonst würde er die Erzählung in den Nachweisungen wohl nicht ohne Bemerkung gelassen haben.

Doch um auf Sachs zu kommen, der bekanntlich auch No. 135 mehrfach bearbeitet hat (vergl. meine Arbeit in der »Germania« XXXVI, S. 46/47¹), so hielt er sich getreu, mehrere male sogar wörtlich, an seine Vorlage; nur lokalisierte er den Stoff — die Geschichte spielt bei ihm „Am Poden se zw Lindaw“ — und aus dem Manne machte er einen Schmied.

Die 9 groben frag. (Nr. 140.)

Einen Teil dieser rohen Rätselfragen und die kotigen Antworten darauf darf man als längst unter dem niederen Publikum kursierend, betrachten. Zwei davon fand ich übrigens in einem Rätselbüchlein von 1519, dessen Beschreibung ich weiter unten (S. 149) geben werde, weil Sachs es allem Anscheine nach gekannt hat. Sie bilden bei Sachs die 3. und 6. Frage. Quelle und Nachbildung sollen hier neben einander stehen:

Sachs	Rätselbüchlein
Vers 14:	Sign. A 7 ^b :
Sag, welcher dreck den reden kon?	Ein frag, welcher Dreck reden kan?
Ich antwort im: Als ich vermeine,	Antwort. Der kuw dreck / fo er . . .
So müs es nür der kuedreck feine;	felt spricht er schlap.
Wenn er felt, spricht er: schlap, schlap,	
schlap.	
Vers 33:	Sign. B 3 ^b :
Zumb sechsten fragt, warumb der hund	— — — warum der hund gerings
Sich alle mal vmbdreet ründ	weiß vmlaufft weñ er sich legen will
E vnd er sich gar leget nider u. f. w.	u. f. w.

Das gros riesenpein. (Nr. 141.)

Goetze schreibt in seiner Ausgabe der Fabeln und Schwänke (S. 375) „Das gros riesenpaum“, wohl ein Druckfehler, denn im

¹) Ich berichtige bei der Gelegenheit einen Irrtum, in den ich durch Oesterley's ungeschickten Abdruck dieser Erzählung verfallen bin: Der 3. Rat, den die „Göttin Alraun“ erteilt, ist nicht die Zuthat des Sachs, sondern findet sich in No. 136.

Index (S. XIV) findet sich dafür das Wort Riesenbein. Der Schwank ist nicht erhalten und Goetze sagt daher mit Recht: „Es fehlt jeder Anhalt, den Stoff dieses Stückes zu bestimmen“. Gleichwohl wage ich es, mit einer Konjektur hervorzutreten, die aber nichts als eine Konjektur sein will: Unter den Büchern, die H. Sachs in seiner Bibliothek besaß, befinden sich auch Schiltpergers Reifen. In dieser Reisebeschreibung ist nun (S. 82/83 der Ausg. des Liter. Vereins zu Stuttg., Bd. 172) die Rede von einem Riesen-schienbein, das wie eine Art Brücke oder Viadukt zwei Höhen verband. Sollte dies vielleicht Gegenstand der Schilderung unseres Dichters gewesen sein¹⁾. Der Stoff war geeignet genug um einen Schwank abzugeben.

Das hailtum. (Nr. 148.)

Goedeke hält (Dicht. des H. S. I, S. 295) den »Esopus« des B. Waldis III, 94 für die Quelle des Meistergesangs dieses Namens und zugleich des — von Goetze wieder abgedruckten — ausgeführteren Spruches. Chronologisch stünde dieser Behauptung, welche auch Goetze adoptiert, nichts im Wege; denn der »Esopus« erschien bereits 1548 und die erste Bearbeitung unserer Fabel durch H. Sachs, der erwähnte Meistergesang, am 21. April 1551. Allein bei näherer Vergleichung der beiden Dichtungen wird die Annahme zum mindesten sehr zweifelhaft. Waldis und Sachs haben sprachlich so gut wie gar nichts gemein und weichen fachlich nicht unerheblich von einander ab: Bei Waldis sind die Helden der Fabel zwei Brüder und der Dichter beginnt seine Erzählung mit dem Tode ihres Vaters und der Erbteilung; bei Sachs sind es zwei „gfatern“ und jener Anfang fehlt natürlich ganz und gar. Bei Waldis heißt es von dem Verarmten (Vers 28/29):

Der soff sich voll vnd lag im luder,
Vnd lebt beid, tag vnd nacht, im fauß,

bei Sachs dagegen gerät er ausschließlich durch den großen Aufwand, den er mit Weib und Kind macht und durch Vernachlässigung der Aufsicht über das Gefinde, in Armut, er ist aber (Vers 51/52)

— — kain spiler noch weinzecher,
Kain pueler, darzw kain eprecher.

Bei Waldis trägt nur der Mann, bei Sachs, wie wir sahen, die ganze Familie Schuld an dem Rückgang des Vermögens. Bei

¹⁾ Wie ich eben nachträglich sehe, hat E. Goetze in den Nachträgen und Berichtigungen zu seiner Ausg. der Fab. u. Schwänke (praef. VIII) den Titel berichtigt und selbst »Schiltperger's Reifen« als Quelle angegeben.

Waldis holt sich der Vater der beiden Brüder „das Heylthumb“ vom „Bapst“ in Rom, während es bei Sachs „kümet vom heiligen grab“. Bei Waldis besteht das Amulet aus (Vers 127) „Ein seiden Tüchlin zfamen gwunden“, und der Kern entpuppt sich am Ende (V. 255/56) als

— — ein stück vom Encian

Welchen der Hundt het fallen lan,

in Sachsens Meistergefang ist es „ein haselnus“, überzogen „mit einer roten seiden“, im Spruch „ein grose Haselnus“ eingenäht „in grüne seiden“. Bei Waldis trägt der Verarmte das „Heylthumb“ der Reihe nach auf den Söller, in den Keller, Stall, Garten und ins Feld; bei Sachs ist die Reihenfolge a) im Meistergefang: keller, speiskamer, kuchen, werkstat, schreibstuben, gewelb, kram, kamer, ehalten kamer und boden, b) in Spruch: keller, speiskamer, gewelb, rostal, küchen, schreibstüeben, schlafkamer, gwantkalter, stueben, ehalten kamer und poden. Bei Waldis trägt der Verarmte 3 Jahre lang das „Heylthumb“ umher, bis er wieder zu Wohlstand kommt, und „dabey nit anders wußt Denn das als kem durchs Heylgthumbs gnad“, er

— — kniet vor groffer andacht nider

Darnach bracht ers seim Bruder wider,

worauf die Enthüllung des vermeinten „Heylthumbs“ erfolgt. Ganz anders Sachs. Im Meistergefang ist nach der Hausfuchung von dem Amulet überhaupt nicht mehr die Rede, es wird nur gesagt, daß der klägliche Zustand des Hauswesens den Mann zur Änderung seines Verhaltens veranlaßt, worauf mit dem Sprichwort geschlossen wird „des herren fuß düngert den acker wol“. Im Spruchgedicht sagt der Heiltumträger (V. 244 ff.):

Got danck mein gfatern trew vnd ern,

Der mich mit allen trewen meint,

Das aus seinem hailtüm erscheint,

Darmit er mir verporgner weis

Hat anzaigt mein grofen vnfleis u. f. w.

Nachdem er noch erwähnt, daß er auch seinem Weibe „shailtüm anhencken“ will, schließt er mit dem Versprechen der Besserung, unter Anführung des obigen Sprichwortes, welchem er noch zwei verwandte hinzufügt, nämlich:

— — so werd das fiech allermait

Von seines herren awgen faist. —

— — — Wem die kw

Sey, der halt sie selb pey dem schwancz.

Nun pflegt Sachs wohl oft solche einschneidende Änderungen mit seinen Vorlagen vorzunehmen, aber es läßt sich meist ein Grund

dafür angeben, und es bleiben sprachliche Spuren der Quelle zurück. Man vergleiche z. B. oben den Schwank »Der pfaff mit dem itröen pfert« und weiter unten »Der arm altreus etc.«, welche beide nachweislich aus Waldis geschöpft sind. Da aber hier für einen großen Teil der Änderungen kein Grund ersichtlich ist, und sprachliche Berührungen sich nicht finden, so bezweifle ich stark, daß Sachs den Waldis benützt hat und glaube vielmehr, daß beide eine gemeinsame Vorlage hatten.

Drey artliche schwenck von Diogene, dem philosopho.

(No. 152.)

Sachs bezeichnet selbst „Plutarchus“ als seine Quelle. Die „schwenck“ finden sich an verschiedenen Stellen in »Plutarchi von Cheronea vnd anderer Kurtzweise vnd höfliche Spruch«, übersetzt von Eppendorff (Straßburg 1534). Auf fol. 185^a der erste Schwank, auf fol. 165^a der zweite, auf fol. 179^a der dritte. Der Dichter hat seine Quelle mehrfach wörtlich benützt. Rätselhaft ist mir nur, woher er den Namen Calon (im ersten Schwank) nahm; in seiner Vorlage findet er sich nicht, wenigstens nicht an der angegebenen Stelle.

Ein kurz gesprech von dem zutrincken. (No. 153.)

Vergleiche meine Bemerkungen oben zu No. 66 der Schwänke. Benützt sind hier wahrscheinlich noch Schwarzenberg's »Ein Büchle wider das Zutrincken mit fundern Vorreden figuren vnnd Reymen« (abgedruckt in dessen „der Teutsch Cicero“ 1534 Blatt 79—92). Seb. Franck's »Von dem greüwlichen lafter der trunckenhayt« und ähnliche Schriften.

Der fingent schufter zu Lübeck (Mgf.)

und

der arm altreüs mit dem reichen geyzigen purger.

(Spruch.) (No. 154.)

Im Meistergefang (1552) gibt Sachs selbst Burkhardus Waldis als Quelle an, und Goedeke (Dicht. I, 301) bezeichnete diese Quelle näher als »Esopus« IV, 82. Sachs ist hier viel kürzer als sein Vorbild (60 Verse gegen 140) und läßt mehrere Kleinigkeiten weg. Seine Quelle verrät er auch sprachlich. Man vergleiche:

Sachs :

Ein burger zu Lübeck gefeßen
ein alt man, het kein kint mit seinem
weibe,
iedoch fehr reich am gute

— — — der doch ganz frölich wase
er fung.

gwin ich nicht vil, tu ich deß ringer
zeren

und laß mich auch benügen
an dem was mir got teglich ist zu-
fügen.

dacht er, wie er das selb möcht wol
anlegen

Das er mer möcht gewinnen,

feines fingens vergaße

— — — — —
und ging auch traurig auf der gaßen
here

Waldis (ed. Kurz II):

Zv Lübeck — — — — —

Ein alter Bürger faß — — — — —

Der war gar reich an gut vnd Hab

Er het ein Fraw vnd keine Erben

Sang vnd war stets frölich dabey

Verzer nit mer, denn ich erwerb

Ich laß mir an demselben gnügen
Was mir Gott teglich thut zu fügen

Vnd dacht baldt, das ers auff gewin
— — — — mocht anlegen

Vnd auff der Gassen trawrig gieng;
Des fingens er dabey vergaß.

In dem mehr als drei Jahre später entstandenen Spruch be-
nutzte Sachs zunächst seinen eigenen Meistergefang und dann noch-
mals Waldis. Folgende Verse, die nur im Spruch vorkommen und
aus Waldis entlehnt sind, beweisen dies:

Sachs (Spruch):

Das verwundert den reichen vaß

Wie er doch künt so frolich fein

Lieber ist mir mein freyer müet

Waldis:

Des wundert sich der reich gar fehr

Vnd dennoch allzeit frölich fein

Ich nem dafür ein guten muth.

Über den fränkischen, noch jetzt in Nürnberg Vielen verständ-
lichen, Ausdruck „altreus“ (Schuhflicker) vergleiche Schmeller-
Frommann Bayer. Wörterb. II, 144.

Der Payer mit den kalbsköpfen. (No. 157.)

Diese Geschichte (am 4. Oktober 1555 vollendet) scheint von
Sachs aus verschiedenen Fabeln zusammengesetzt worden zu sein.
Da ist zunächst die Idee von dem mit seinem Stand unzufriedenen
Bauern. Schon Abstemius bietet eine ähnliche Fabel (die 55.,
Nevelet S. 557) »De Agricola militiam & mercaturam affec-
tante«, auch von Camerarius (Fabul. Aesop. p. 246) nachgeahmt,

die, wie bei Sachs, mit einem Schiffbruch des Landmannes, aber noch tragischer, mit seinem Tode endet. Wenn „der Payer“ große Hunde aufkauft, weil er sieht, wie teuer schon ein kleiner sei, so ist er darin der Nachahmer jenes Gascogners, von dem uns Henri Estienne in seiner »Apologie pour Hérodote« folgendes erzählt (Ausgabe Anvers 1568 p. 14 Z. 6 ff.): „. . . Limosin . . . ayant veu vendre à Lyon vn fort petit chien quatre escus, s'en retourna tout court en son pays, pour amener des gros mastins qu'il y auoit laissez: faisant son calcul combien deuoit valoir vn chien de tel qualibre & de tel poids, si vn si petit se vendoit si chèrement.“ Die Geschichte ist jedenfalls sehr alt; Kirchhof, der sie in seinen »Wendunmuth« (II, 198) aufgenommen, setzt sie in die Zeit der Kämpfe der Armagnacs und Burgunder, also in den Anfang des 15. Jahrhunderts. Wahrscheinlich war sie, wie so viele von Estienne erzählte, Gegenstand eines Fabliau.

Auch die Geschichte mit den Kalbsköpfen erinnere ich mich, irgendwo in der älteren Litteratur einmal gelesen zu haben, kann aber jetzt nicht mehr darauf kommen.

Ob Sachs diese Fabeln aus älteren Dichtungen, allenfalls Meisterliedern, geschöpft, oder mündlich dazu gekommen ist, muß ich vorerst unentschieden lassen. Sicher scheint es mir aber, daß er selbst ihre Verschmelzung vorgenommen hat.

Der münich mit dem hasenkopff zw Halsprün. (No. 158.)

Ähnliches Mißgeschick bei Tisch, wie hier der Mönch, hat ein junger Mann im »Grobianus« Dedekind's (in C. Scheidt's Übersetzung II. Buch, 4. Kap., ed. Milchsack S. 100 ff.). Sachs kannte jedenfalls die bereits 1551 erschienene Übersetzung Scheidt's und es wäre möglich, daß er seine 4 Jahre später verfaßte Erzählung daraus nahm und umbildete. Indes sind, bei einzelnen Übereinstimmungen, die Verschiedenheiten doch zu groß, als daß man den Grobianus definitiv für die Quelle des Nürnbergers halten könnte.

Sant Petter mit der gais. (No. 159)

Die Verknüpfung dieser und anderer Petrus-Legenden mit heidnischen Mythen hat bereits J. Grimm in seiner deutschen Mythologie (II. Ausg. praef. 36 ff.) erkannt. Er war auch der erste, der auf die Verwandtschaft des Sachsischen Schwanks mit Waldis' »Esopus« IV, 95 hinwies; allerdings irrte er sich, als er die Erzählung des Waldis in das Jahr 1537 verlegte.

Schon früh muß die Verchriftlichung solcher Mythen vor sich gegangen sein, und dieselben werden sich wohl mündlich, gleich Märchen, fortgepflanzt haben. Schwerlich indes hat Sachs seinen Stoff der mündlichen Überlieferung entnommen. Es gab gewiß lange vor ihm irgend eine poetische Bearbeitung, die ihn und Waldis zugleich vorlag; denn, daß letzterer, dessen »Esepus« zuerst 1548 erschien, nicht sein Vorbild gewesen sein kann, wird dadurch bewiesen, daß Sachs bereits am 7. September 1546 einen Mfg. über den Gegenstand geschrieben hatte. Mit einer solchen älteren Dichtung hängt vielleicht die Redensart „Mit gott der geiß hietten“, die in Murner's »Narrenbeschwerung« Aufschrift und Inhalt eines Kapitels bildet (Ausg. 1512 Blatt C 1^b ff.), zusammen. Von Petrus ist hier allerdings nicht die Rede.

Welches das Verhältnis zwischen jenem Mfg. von 1546 und Waldis ist, weiß ich nicht, da mir der Mfg. nicht vorliegt. Der Spruch von 1555 stimmt aber mit Waldis sachlich fast ganz überein und nähert sich ihm einige Male sprachlich, so daß man eine Beeinflussung durch den Letzteren kaum abweisen wird können. Waldis ist nur viel ausführlicher; er verwendet auf die Erzählung, mit Ausschluß der Moral, 272 Verse, Sachs aber nur 120. Sprachliche Berührungen bieten beispielsweise folgende Stellen:

Sachs.	Waldis.
Mich wündert fer der guete dein, Weil dw doch got almechtig pist, Leß es doch gen zw aller frist In aller welt gleich wie es get.	Drumb nimpt mich wunder, weil du bist Gott selber vnd der ware Christ Der Himel, Erd — — — — — Geschaffen hat vnd als vermag . . . Gott laß die Welt nur selber walten Wie sie nur will — — — Gült jm gleich viel, was man hie thet.
Da sichstw zv vnd schweigst nür stil. — — — mein gancz regiment	Vnd sichst doch solcher boßheit zu. Das du mirs Regiment gebst wieder
Darmit raichet der herr fein stab Petro, den in die hende gab. Petrûs war des gar wohlgemüet	Das wardt Sanct Peter fro vnd sprach... Zum zeichen gib mir deinen stab

Falls sich diese und noch einige andere Stellen nicht in unseres Dichters Meisterlied von 1546 finden sollten, dann hat er offenbar für den Spruch B. Waldis benützt, andernfalls müssen Sachs und Waldis nach einer gemeinsamen Vorlage gearbeitet haben.

Der pawer mit dem zopff. (No. 169.)

In diesem Schwank haben wir die Variante einer Fabel, die Sachs nach verschiedenen Vorlagen schon wiederholt bearbeitet hatte, zuerst unter dem Titel »Die schererin mit der nasen« als Meistergefang (1538) nach dem »Buch der Beispiele der alten Weisen« (Bidpai), dann (1544) als Spruch »der seidenfaden« nach Boccaccio's »Decamerone« VII, 8 (die verstümmelte Stellvertreterin). Goedeke (»Dicht. des H. S.« I, 108) scheint zu glauben, daß unser Schwank, gleich dem Meistergefang von 1538, auf Bidpai zurückgehe. E. Goetze äußert sich gar nicht über die Quelle und verweist nur auf Goedeke. Indes liegt die Quelle dieses Mal in ganz anderer Richtung. Unser dem Orient entstammender Schwank hat überall und besonders frühe in Frankreich Wurzeln gefaßt und auf dieses Land, wie so oft sonst, scheint mir in letzter Linie die Quelle des H. Sachs zurückzuweisen. Halten wir Umschau unter den Schriften, die sich ausführlicher mit der Verbreitung der Fabeln und Novellen beschäftigen, so finden wir in F. W. V. Schmidt's »Beiträgen« S. 75 ff., in von der Hagen's »Gesammtabenteuern« II praef. XLIV—XLIX, in Dunlop-Liebrecht's »Gesch. der Profadicht.« S. 242 ff., in Benfey's »Pantschatantra« II, 38, I, 140 und Goedeke's »Dicht. des H. S.« I S. 408 kurze Nachweise oder interessante Aufschlüsse über viele Variationen unseres Stoffes, aber unser „pawer mit dem zopff“ wurde darin entweder ganz übersehen, oder die Bemerkungen bezüglich dessen Quelle treffen nicht das Richtige.

Wenn ich sagte, daß Sachs auf eine altfranzösische Quelle indirekt zurückweise, so meinte ich nicht das Fabliau »Des Tresces« des Trouvère Guérin oder Garin, das bei Barbazan-Méon (IV p. 393 bis 406) abgedruckt ist, denn dieses steht von Sachs zu weit ab (s. den Inhalt bei v. d. Hagen l. c.), sondern die von Legrand (Band II, 280 ff.) erwähnte Version, worin der Mann, wie bei Sachs ein Bauer ist. Da mir diese jedoch nicht zu Gesicht gekommen ist, und es mir hier überhaupt an der einschlägigen Litteratur fehlt, so muß ich es dahingestellt sein lassen, ob meine Vermutung Grund hat oder nicht. Auf die genannte Version oder eine andere ähnliche geht jedenfalls ein älteres Gedicht in Keller's »Erzählungen aus altdeutsch. Hdsch.« zurück, welches H. Sachsens Schwanke derart ähnelt, daß man sich versucht fühlt, es für seine Vorlage zu halten. Es steht dort S. 324—330 und hat folgenden Titel: »Ain spruch von ainer frawen, die ain pfaffen bulett, vnd wie vil sy iren man vnglicks anlegett.«

In diesem Gedichte ist wie bei Sachs der Galan ein Geistlicher und der betrogene Ehemann ein Bauer, während z. B. bei

Garin und H. v. Wildonie (v. d. Hagen II, 338) sowohl der eine als der andere Ritter sind, und bei Boccaccio und in den »Cent Nouvelles Nouvelles« (61) der Gefoppte ein Kaufmann ist. Der Buhler empfängt bei den beiden jüngeren deutschen Dichtern die vermeinte Bäuerin mit Umarmungen, während er in anderen Dichtungen gleich den Ehemann erkennt. Die Frau wirft ihrem Mann, als der Liebhaber entflohen und ein Esel an seine Stelle gebracht worden ist, vor — was in anderen Versionen fehlt —, er sei wohl wahnsinnig, daß er den Esel für einen Dieb halte. Die aus dem Hause Gestoßene oder Entflohene — wieder ein gerade unseren Dichtungen gemeinsamer Zug — weint und jammert vor der Thüre, bis ein altes Weib kommt und sie fragt, was ihr sei, und sich durch Versprechungen bewegen läßt, ihre Stelle einzunehmen. In anderen Versionen dagegen sucht die Frau listenvoll selbst gleich eine Nachbarin (Gefatterin oder Dienerin) auf, um diese — bei einigen sogar unter sehr obscönen Vorpiegelungen — zur Übernahme ihrer Rolle zu veranlassen. In beiden deutschen Gedichten wird der Stellvertreterin ein Zopff ausgerissen, in anderen Versionen dagegen Nase oder Haar abgeschnitten. Gemeinam ist beiden Gedichten endlich noch — abgesehen von mehreren Kleinigkeiten, die ich der Kürze halber hier übergehe — der wichtige originelle Schluß, daß der Ehemann von seinem Weib und ihren Verwandten für verrückt oder beseffen erklärt und zur „Beschwerung“ dem ehebrecherischen Pfaffen zugeführt wird, der beim Beschwörungsakt sein Mütchen an ihm kühlt. In den anderen Versionen erklärt die Frau am nächsten Morgen die Vorgänge der Nacht für Traum, worauf Veröhnung erfolgt.

Neben diesen Übereinstimmungen müssen freilich auch viele, zum teil nicht unbedeutende, Unterschiede Erwähnung finden. In dem älteren Gedichte wird des Buhlen erster Besuch dargestellt, bei Sachs er es „auf ein halb jar trieb“ und „Nun auf ein nacht pegab sich“ das im Gedicht Erzählte. Das ältere Gedicht hebt daher mit der Werbung desselben um die Bäuerin an, während Sachs in medias res eilt. Bei Sachs geht der Buhle „Am thenen vor ihr kamer vmb mawfen“ und der Bauer erwacht dadurch, daß jener „ein groses füedschaff“ umstößt, im älteren Gedicht zieht der Liebhaber, wie bei Garin, Boccaccio, Herrand von Wildonie u. s. w. an der Schnur, die der argwöhnische Ehemann der Frau abgebunden hatte, und veranlaßt dadurch sein Herauskommen. Ferner wirft hier der Bauer seine Frau „bei dem har herumb“ und dann zur Thüre hinaus; bei Sachs entwischt die Frau ihrem Mann, der ihr nur „ain guete mauldaschen gab“. Dem alten Weib, das ihre Stelle einnimmt, verspricht die untreue Frau bei Sachs „ein pachen“, im älteren

Gedicht ganz unbestimmt „guten lon“, dagegen als sie zurückkommt, „der alten gab sy iren lon“, während bei Sachs nicht davon die Rede ist. Die Alte schweigt bei Sachs vor der Thüre, im alten Gedicht sagt sie einige Worte zum Bauer. Im alten Gedicht lieft der beschwörende Geistliche erst eine Messe und schwingt dem „Beseffenen“ ein Rauchfaß um den Kopf u. f. w., der Protestant Sachs begnügt sich, den Wahnwitzigen mit Ruten streichen zu lassen.

Diese Abweichungen, denen man einige andere noch unbedeutendere hinzufügen kann, lassen sich größtenteils recht wohl erklären. Sachs ließ z. B. das Werben des Buhlen der Kürze halber weg. Wenn er nicht dessen ersten Besuch schildert, so glaubte er vielleicht, daß andernfalls das „hart entschlaffen“ der Bäuerin nicht erklärlich wäre. Das Ziehen der Schnur hatte er schon in seinem „seidenfaden“ (s. oben S. 84) behandelt, er sann deshalb hier etwas anderes aus u. f. w.

Zu gunsten meiner Vermutung spricht endlich noch, daß die beiden Gedichte sich einander mehrere male im Ausdruck nähern. Man beachte folgende Stellen:

Sachs:	Keller (Altdeutsche Erz.):
Vers 14. Die pewrin hart entschlaffen was	S. 325,5. Also sy bayde schlieffenn hart
Vers 20. Der pawer fûer auf aus dem schlaff Vnd schlich zv der kammer thûer aus.	ibid. Zeile 15. Der paur — — — — — — — — aus dem bett auff fur Vnd tratt gar leinß hin zu der thür
Vers 24. Der pfaß gegen den pawren schlich Vermaint, es kôm die pewerin Wolt sie vmbfahen in seim sin	ibid. Zeile 19. Der pfaß den pauren pald vmbfieng Maintt daz die paürin zuim gieng.
Vers 30. Weib, züent palt auf ein liecht! —	ibid. Zeile 29. Pald resch wol auff vnd zind ain liecht.
Vers 48. Du pist nit clûeg Was zeihest dw das frûme dier Das lang hat dinet dir vnd mir Vnd holcz vnd wasser dragen zw?	S. 326,3. — — — Du bist vnsynnig halb Oder dich treugtt sunst der alb, Daz du den Eßel haust geschlagen, Der vns gester hatt holtz zu tragenn.
Vers 91. — — — die pewrin loß Zûmb pfaßen	ibid. Zeile 21. Also leßs zu dem pfaßen — —
Vers 115. Ein zopff mit har het aufgerissen	ibid. Zeile 37. Vnd hat ain zopff mir ausgezerrt

Sachs :	Keller (Altdeutsche Erz.):
Vers 119. Frue stünd der pawr auf — —	S. 327, 6. Darnach ir man gar pald auff stond
Vers 143. Vnd in in einen packtrog pünden	S. 328, 10. Vnd punden in in ainen trogk
Vers 128. Mein man ist feiner sin peraubt	S. 328, 36. Seiner fyynn vnd wütz gäntzlich be- rauptt.

Ich glaube daher, daß man, so lange sich nicht eine noch näher stehende Version findet, das ältere Gedicht recht wohl als die Vorlage unseres Dichters ansehen kann. Sachs kürzte seine Vorlage einerseits, besonders ließ er den Anfang weg, vereinfachte das Beschwörungsverfahren, anderseits führte er Einzelheiten mehr aus und so kam es, daß sein Gedicht, abgesehen von den 18 Versen der Schlußmoral, noch 159 Verse gegenüber 218 seiner Vorlage aufweist.

Bei Keller finden sich noch zwei hierher gehörende Gedichte. Das eine (S. 310—323) »Der pfaff mit der snuer« hat nicht weniger als 510 Verse und stimmt in der Hauptsache mit dem oben Besprochenen überein, Sachs jedoch steht es ferner. Das andere (S. 306—309), ohne Titel, ist gänzlich von den beiden verschieden; es entspricht so ziemlich der 61. Erzählung in den »Cent Nouvelles Nouvelles« und hat wahrscheinlich, wenn diese nicht selbst ihm als Vorlage gedient hat, eine gemeinsame Quelle mit ihr. Auch die Erzählung aus dem »Convivales Sermones« (II, 99) und aus Hugo von Trimberg (f. o. S. 112) gehören zu dieser letzten Version.

Sant Petter mit dem hern vnd faulen pawren knecht.

(No. 170.)

Mit diesem Schwank möchte ich die von Agricola in seiner Sprichwörterammlung mitgeteilte Legende zusammenstellen, welche sub No. 354 zur Erläuterung des Sprichwortes „Es müssen allwegen zwei vngleiche zusammen kommen“ zu lesen ist (Ausgabe Wittenberg 1582 Blatt 199^b). Die Erzählungen unterscheiden sich nur durch zwei, aber allerdings nicht unwesentliche Umstände: Bei Agricola fehlt die Frage nach dem Weg und die Magd ist faul und der Knecht fleißig, während letzteres bei Sachs umgekehrt ist. Es ist nun leicht möglich, daß Agricola's Sprichwörter — ein dem Nürnberger sonst so bekanntes Buch — seine Vorlage waren und daß er selbst die beiden oben bezeichneten Veränderungen, welche wir gewiß als Verbesserungen ansehen dürfen, vornahm. Anderseits

muß aber auch zugegeben werden, daß Sachs die Erzählung, welche nach Agricola „eine gemeine fag“ ist, irgendwie sonst, sehr leicht auch mündlich, kennen gelernt haben kann. Sprachlich nähert sich Sachs dem Verfasser der Sprichwörtersammlung in folgenden Stellen:

Sachs:	Agricola:
Sant Petter sprach: Das wöll got nit! O herr, das wer ie imer schad	S. Peter sagt, Ach Herr meister, das wölle Gott nimmermehr, das were jimmer schad
Das got manch vngeleiche e Zwfam fuegt	Das sie Gott zusammen gefügt hab.
Derhalb das alte sprichwort lert Wie das die hairat sint pefchert	Suche das wort, Es ist eitel be- fcheret ding.

Den von E. Goetze (Fabeln und Schwänke I S. 485) angegebenen Bearbeitungen dieser Fabel ist noch hinzuzufügen A. F. E. Langbein's Gedicht »Die Wegweiser« (Ausg. Lpz. Dyk II, 386).

Der Koler mit den Spulwecken. (Nr. 176.)

Im Buch der kleynen warheit steht
Ein gschicht, die sich verlauffen thet u. f. w.

Also bezeichnet Sachs selbst seine Quelle. Es ist mir bisher noch nicht gelungen, ein Buch mit diesem Titel aufzufinden. Sachs nennt diese Quelle noch öfters, so z. B. in dem Meisterlied „Lumpus und Leckus“ (abgedruckt in Goedeke und Tittmann's »Liederbuch aus dem 16. Jahrh.« S. 382). Gab es wirklich ein Buch dieses Namens, oder haben wir es mit einer scherzhaften Bezeichnung der Quelle zu thun?

Der Dewffel nam ain alt weib zw der ee, die in vertrieb. (Nr. 177.)

Zum ersten mal hatte Sachs diese berühmte Novelle am 12. Juni 1556 bearbeitet, also zu einer Zeit als dieselbe in Italien von 3 Dichtern (Macchiavelli, Brevio, Straparola) bearbeitet, bereits gedruckt worden war und große Verbreitung gefunden hatte. Bei den regen Handelsverbindungen zwischen Nürnberg und dem Apenninenlande in jener Zeit mochte die vielgelesene und vielbelachte Erzählung leicht nach der Vaterstadt des Meisters gelangt und ihm mündlich bekannt worden sein. So würde sich wohl am besten sein freies Verhältnis zu der Erzählung erklären. Viele Veränderungen kann man ohne weiteres auf Rechnung des damaligen

deutschen Teufelsglaubens setzen: In den italienischen Novellen erscheint der Teufel auf der Erde als ein „bellissimo uomo“ (Macchiavelli), bzw. als „un leggiadro & polito giovane (Straparola), und heiratet „una bellissima fanciulla“ (Macch.) oder „una nobile, et gentil donna di somma bellezza“ (Strap.), deren unmäßiger Luxus ihn ruiniert, während — allerdings nur bei Macchiavelli und Brevio — ihn ihr unerträgliches zänkisches Wesen erbittert. Das alles widersprach dem deutschen Volksglauben, der sich den Teufel nur als einen Ausbund von Häßlichkeit vorstellen, nur mit einem alten bösen Weib vermählt, denken konnte. Wie hätte da H. Sachs, der ja überall ganz auf den Anschauungen seiner Zeit und seiner Nation fußt, den Teufel anders auftreten lassen können! Was sollte ferner bei einer alten Hexe der Kleiderluxus? So hielt sich der Meister ganz an den zweiten Punkt, an das unerträglich zänkische Weib:

Als pald vnd er kam in die ee,
Da erhüeb sich gros angst vnd we
Das alt weib stecz im hader lag
Mit gron vnd zancken vbertag.

Noch ein Umstand mußte Sachs darauf führen, dem Teufel gerade ein altes Weib zu geben. In der italienischen Novelle kann der Böse mit seinem Weib nicht fertig werden. Nun sagt der deutsche Volkswitz, daß der Teufel sich selber vor einem alten bösen Weibe fürchtet, eine Idee, die Sachs schon mehrfach in Dichtungen verwertet hatte (cf. meine Bemerkungen zum 18. u. 19. Fastnachtspiel des H. Sachs »Germania« XXXVI, p. 11 ff.), er bewegte sich also ganz in seinem Ideenkreis, wenn er die junge, schöne Dame der italienischen Novellisten in eine alte böse Hexe verwandelte. Läßt ferner Macchiavelli einen Bauern als Teufelsaustreiber auftreten, so konnte das Sachs unmöglich passen. Diese Rolle gehörte in jenen Tagen den quackfalbernden Ärzten, fahrenden Schülern u. f. w. Gewiß deshalb wählte er einen Arzt zum Teufelsbanner. Wohl im Interesse der derbkomischen Wirkung entfernt sich Sachs in der Wahl der Befessenen von seiner mutmaslichen Quelle. Macchiavelli — diesem steht Sachs näher als Straparola — läßt Belfagor zuerst in eine Bürgerstochter, dann der Reihe nach in zwei Prinzessinen fahren. Wie wenig Sachs bedacht war, in diesem Punkte sich an seine Vorlage zu halten, geht daraus hervor, daß er sich selbst nicht gleichblieb. Hier im Schwank sind die Befessenen ein Bürger und ein „Thumbherr“, im Fastnachtspiel, das keine drei Monate später entstanden ist, sind es zwei Juden. Bei Macchiavelli ist der Teufel zwei Mal gegen den Bauern willig aus Dankbarkeit, H. Sachs, um die Gefälligkeit des Bösen zu motivieren, verfiel auf die ziemlich

abgeschmackte Idee von einem Vertrag auf halben Gewinn zwischen Arzt und Teufel. Die plötzliche Widerwilligkeit des Letzteren rührt daher, weil ihn der Arzt betrügt.

Noch ein Wort über die mutmaßliche Quelle der Italiener selbst. Dunlop (Dunlop-Liebrecht S. 273) erwähnt eine jetzt verlorene alte lateinische Handschrift, welche die gleiche Erzählung „mit einer bloßen Verschiedenheit der Namen“ enthalten haben soll. Ich weiß nicht, welche Bewandnis es damit hat, und es wird sich, so lange diese Handschrift nicht wieder zum Vorschein kommt, kaum etwas Entscheidendes darüber sagen lassen. Sicher ist jedoch, daß unsere — nebenbei bemerkt dem Orient entsprossene — Fabel schon im 15. Jahrhundert lateinisch in Italien kursierte. Wenigstens hat sie, allerdings nur in den äußersten Umrissen, Aufnahme in die bereits 1495 gedruckten Fabeln des L. Abstemius erhalten. Da nun letztere Version, wie es scheint, bisher wenig beachtet worden ist, so führe ich sie im Interesse derjenigen, die sich mit der Entwicklung unseres Schwanks näher befassen wollen, gleich ganz an:

De Daemone vxorem recusante. (Nevelet p. 615.)

Daemon defuncta vxore, quemadmodum morosam & difficilem habuerat, in perpetuo coelibatu permanere decreuerat. Ingressus autem quendam hominem ut inde exiret, nullis adiurationibus ac minis poterat adduci. Tandem exorcista, cum omnia prius frustra tentasset, sciens nullum vxore maius esse tormentum, minatus est, nisi egrederetur se vxorem illi daturum. Tum daemon alta voce clamauit, egredior, egredior, noli me iugalibus vinculis irretire, statimque exiuit. Fabula indicat, difficili & morosa vxore nihil esse miserius.

Das kelber prüetten. (No. 179.)

Vergleiche meine Bemerkungen zum 34. Fastnachtspiele des H. S., das, 6 Jahre früher entstanden, von Sachs hier betreffs der Fabel kopiert wurde.

Der eigensinnig münich mit dem wasser krueg. (No. 180.)

E. Goetze in der Anmerkung zu diesem Schwanke (p. 513) gibt als Quelle Burkh. Waldis IV, 5 an. Wahrscheinlich hat er aber Sachs mit dieser vermeintlichen Quelle nicht selbst verglichen; denn von allen Versionen, die in den Nachweisen Oesterley's zu Kirchhof's »Wendunmut« I, 225 genannt sind, steht gerade diese Sachs am fernsten. Viel näher steht ihm Agricola 717 oder wenn man will der von Oesterley nicht genannte »Renner« des Hugo von Trimberg, der von Agricola fast wörtlich citiert ist. Um dies zu zeigen, dürfen wir nur die wichtigste Stelle — die Affaire mit dem Krug — bei den Dreien vergleichen.

Agricola¹⁾-Renner:	Sachs:	Waldis (ed. Kurz II S. 24):
Nun hett er bey im einen krug,	Pald nam er wider an der stet Den krüeg, trüg in int klaw- fen wider	Nam feinen Krug schöpfft Wasser frisch Satzet sich zutrincken bey den Tisch.
Den er von ecken zu ecken trug	Vnd feczt in in ain winkel nider	Der Krug fiel vmb, das Wasser floß,
In der zelle hin vnd her, Er were voll Wassers oder leer.	— — — — — Des selben nachcz geschach doch palt,	Vnuersehens so gar außgoß. Er wardt zornig vnd schöpffet wider
Dort stund er wol, hie steht er bas,	Als er auf stünd in finster nacht,	Auff den Tisch setzet den Krug nider;
Ihens macht er hol, jhens macht er naß.	Metten zv petten mit andacht, Kniet nider also vngewies	On all gefehr fiel wider vmb. Er flucht: das dichs vn- glück ankomb!
Nun stund der krug mitten in der zell,	Vnd feinen wasser krüeg vmb sties,	Kanstu nit stehn? Schöpfft vnd zuletzt
Eins abends gieng der Münch gar schnell	Macht in der klawfen ain ge- schwem.	Im zorn den Krug da nider setzt.
Und er fiel wol über den krug,	— — — — —	Sehe, da fiel er zum dritten mal.
Des vngemachs er jm nicht verrug.	Er flüecht vnd gar vn- willig was	Er sprach: ich dirs wol kochen sol!
Denn er schlug jn an die Wandt.	Und rais den krüeg rab mit peshwerden Vnd schmiczet in wider die erden Das er zvfiel zv klainen scherben	Du solt mich zwar nit mehr bekümmern Warff jn im zorn zu kleinen drümmern.

Während Waldis in direkter Anlehnung an die »vitas patrum« nur das dreimalige Umfallen des Kruges bei Tisch bietet, führt Sachs das im »Renner« kurz angedeutete Herumtransportieren des lästigen Kruges von Stelle zu Stelle breit aus. Wir haben also jene Erzählung, sei es direkt, sei es durch Vermittlung Agricola's, als das eigentliche Vorbild des jüngeren Dichters anzusehen, umfomehr als sich auch einige sprachliche Berührungen zwischen Beiden finden, man vergleiche:

¹⁾ Goedeke vermutete in seinem Grundriß z. Gesch. d. d. Dicht. (II 2 S. 6): „Agricola mag der Herausgeber des »Renner« von 1549 sein“. Wenn das richtig wäre, so müßten die zahlreichen Stellen aus dem »Renner« in Agricola's Sprichwörterammlung mit der genannten (modernisierten) Ausgabe des »Renner« übereinstimmen. Das ist aber durchaus nicht der Fall. So lauten die obigen Verse in der Ausgabe von 1549:

Nun hat ehr bey ihm eynen krügk, Den ehr von ecken zu ecken drug, Inn der zällen hien vnd her, Er were vol wassers, oder lähr, Da stundt ehr wol, hie stundt er baß, Iens macht er hol, das macht er naß.	Nun stunde der krügk mitten in der zelle, Eyns abends gieng der münch fehr schnell Vnd im gangk fiel ehr vber den krügk, Das vngemach ehr jhm nicht verdrug, Dan baldt schlug ehr jhn an die wandt.
--	---

An anderen Stellen sind die Abweichungen noch größer. Die Ansicht Goedeke's entbehrt sonach der Begründung.

Sachs.	Renner-Agricola.
Vers 45. Pat, das er im erlawben folt	— — — — — bat, Das er jm erlaubt ein ander statt
Vers 55. Nichs mit im aus dem kloster trüeg Den nûr ain grofen wasserkrüeg	Nun hett er bey jm einen krug Den er von ecken zu ecken trug
Vers 70. In der klaufen hin vnde wider	In der zelle hin vnd her.
Vers 114. Kan ich mich mit aim krueg allein Vertragen nit — — — — — Wie het ich Mit fouil mûnchn kûnen vertragen	Mag ich bey einem krug nicht alleine Bleiben, wie folt mich ein gemeine Samlung denn bey ir dulden?

Daß Sachs daneben auch die Fabel des Waldis kannte, möchte man aus den oben in gesperrter Schrift angedeuteten einzelnen Ausdrücken und Reimen schließen.

Übrigens verfuhr Sachs in unserem Schwanke, wie er es in seinen späteren Schwänken liebte: er erweiterte die Erzählung feines Vorbildes durch Ausschmückungen und originelle Zuthaten.

Der spieler mit dem dewfel. (No. 181.)

E. Goetze betrachtet (F. u. Sch. p. 517) als Quelle dieses Schwankes Jörg Wickram's »Rollwagenbüchlein« No. 37 (H. Kurz' Ausg. S. 60). Da dieses Schwankbuch bereits 1555 erschienen, unser Gedicht aber erst „Anno salutis 1557 am 22 tag Noüembris“ verfaßt worden ist, so wäre vom chronologischen Standpunkte aus nichts gegen diese Ansicht einzuwenden ¹⁾, desto mehr aber sachlich. Die beiden Dichter weichen inhaltlich sehr von einander ab: Bei Wickram ist es „ein gûter einfaltiger mann“, der in eine Kirche kommt, wo „er zûuor nie darinnen gewesen ware“ und zuerst dem „bild Christi“ und dann aus Mitleid dem Teufel, der „auff das aller scheützlichest gemalt“, ein Licht aufsteckt; bei Sachs dagegen kommt „ein weitperuembter spiler“ in Straßburg der „alles fein pargelt“ verspielt hat „zw dem thuemb“ und sieht den Teufel „Wie er alda fas in der hel“ und aus Mitleid läuft er fort und kauft für den einzigen Pfennig, den er noch hat, ein Wachlicht und steckt es vor den Teufel hin, mit dem Ruf:

„O gfele mein,
Nem von mir an das opfer klein.

¹⁾ Wie ich jedoch nachträglich sehe, ist an Wickram als erste Quelle des Sachs auch aus chronologischen Gründen nicht zu denken, denn, wie Goetze selbst angibt, hat Sachs schon am 31. Mai 1539 den gleichen Stoff als Meistergefang behandelt, war also bereits 16 Jahre vor Wickram mit der Fabel bekannt.

Wen dw ain mal wirft wider reich,
 Als den mir auch hilff, rat vnd leich,

— — — — —
 — — — — —

So wil ich auch dein diner werden.“

Es ist also ein förmlicher Pakt, welchen „der spieler“ mit „dem dewfel“ eingeht. Bei W. führt der Teufel den Bauern im Traum „zu einem holen Platz“, bei S. „in den walt“ und darin „auf ain placz“. Bei W. ist nicht angegeben, weshalb der Bauer erwacht und daß das Erwachen unmittelbar nach dem Traum erfolgt, bei Sachs dagegen stolpert der Spieler „üeber ain wurzel“ und erwacht. Endlich bietet Sachs noch Ausmalungen, Änderungen und Zusätze, besonders von Vers 123—150, welche weiter unten zur Sprache kommen sollen, während man die Worte des Wickram'schen Bauern „Das ist eben deß Teüffels Dank“ und das Verspotten des Gefoppten durch sein Weib vergebens bei ihm sucht.

Sollte Sachs alle diese Dinge selbst erfunden und, ohne weiteres Vorbild, mit der Wickram'schen Fabel solche erhebliche Umgestaltungen vorgenommen haben? Kaum glaublich. Mir scheint es vielmehr, daß er auch hier das von ihm so oft gebrauchte Kontaminationsverfahren angewendet, indem ihm noch andere Versionen der Fabel bekannt waren. Diese Vermutung wird zur Gewißheit, wenn uns der Nachweis gelingt, daß mehrere bedeutende Züge in seiner Darstellung, die bei W. fehlen, sich in älteren Versionen des Schwankes finden. Wir wollen daher eine kleine Umschau halten und dabei schon deshalb etwas ausführlicher sein, weil H. Kurz zu W.'s Erzählungen keine Nachweise gegeben hat.¹⁾

Obwohl die älteste vorhandene, d. h. mir bekannte Version der Erzählung in deutscher Sprache geschrieben ist und aus Italien stammt, so glaube ich doch, daß die Fabel gallischen Ursprungs ist. Zwar existiert kein Fabliau des Inhalts, aber es muß wohl eines gegeben haben, denn man findet die Fabel unter dem Titel »l' Encens au Dyable« in den »Cent Nouvelles Nouvelles« (11. Nov.), die ja größtenteils auf Fabliaux zurückgehen. Nun behauptet allerdings Dunlop-Liebrecht (S. 296), daß diese Geschichte (der C. N. N.) ursprünglich Poggius in seinen Facetiae (Annulus sive Vifio Francisci Philelphi) mitgeteilt hatte und auch Paul Lacroix

¹⁾ Oesterley in den Nachweisen zu Kirchhof's Wendunmuth III, 189 (V. B. p. 98) hat diesem Mangel abgeholfen. Zu bedauern ist nur, daß er einerseits nicht vollständig ist, anderseits aber Nachweise gibt, die mit unserer Erzählung eine nur ganz geringe Ähnlichkeit zeigen. Es ist z. B. so weit gegangen, »Discipl. Clericalis« und Vinc. Bellov. »Spec. mor.« 37. 2 hier zu citieren.

(Bibliophile Jacob) sagt von ihr (S. 7 A 2 feiner Ausg. der C. N. N. Paris 1858): „Tiré d'une facétie de Poggio“. Aber, ohne hier untersuchen zu wollen, ob die C. N. N. überhaupt aus Poggio oder umgekehrt Poggio aus jener geschöpft habe, ist es sicher, daß in diesem Falle die C. N. N. unter keinen Umständen die »Facetiae« benutzt haben können, weil im »Annulus« gerade das Wichtigste, das Kerzenanstecken, „l' encens au Dyable“, fehlt. Die französische Erzählung bietet mit Sachs insofern Ähnlichkeit, als das Kerzenanstecken auch in der Absicht geschieht, dadurch die Hilfe des Teufels zu erlangen. Übrigens fehlt in dieser Darstellung der Schatzfund, es ist dafür — ebenso bei Poggio — ein sehr oböcöner Schluß angebracht, dessen Wiedergabe sich hier verbietet. Poggio hat aber noch einen zweiten Schwank, welcher unter dem Titel »Aureum Somnium« gerade den zweiten Teil der Fabel (Teufel zeigt den Schatz u. f. w.) enthält. Ich werde darauf weiter unten zurückkommen.

Auf diese verlorene französische Quelle, aber wahrscheinlich durch einen Italiener vermittelt, geht die älteste mir bekannte Version, die Erzählung in den »Pluemen der Tugent« (V. 3240 bis 3333 Zingerle's Ausg. S. 112—115) des Dichters Hans Vintler zurück. Das Buch, 1411 vollendet, ist bekanntlich eine Nachbildung der 1320 geschriebenen »Fiori di Virtù«. F. Zarncke hat aber bereits 1852 im 9. Bande von Haupt's Ztschr., wo er (S. 88—91) die Erzählung abdruckte, bemerkt, daß sie sich nicht im italienischen Original befinde. Daß Vintler sie aber doch aus Italien holte, glaube ich daraus schließen zu dürfen, weil er sie „zu Moden“ spielen läßt und weil er überhaupt einmal Beziehungen zur italienischen Litteratur hatte. Seine Darstellung weicht sowohl von Wickram, als von Sachs ab, nähert sich aber mehr dem letzteren. Bei ihm ist „ain purger“ „zu Moden“ „der hat vertan alles fein guet“ der Held der Geschichte, also wenn auch nicht, wie bei Sachs ausdrücklich ein Spieler, doch ein heruntergekommenes Subjekt. Dieser kommt alle Samstag „Zue ainer chirchen“ „vnd petet da an die himelchaiferin“. Eines Tages fällt ihm ein, um wieder reich zu werden, allen Heiligen Kerzen aufzustecken. Als ihm nun einmal eine Kerze übrig bleibt, so weiht er sie dem Lucifer „der was gemalt gar eisleich“, hoffend, daß er ihm vielleicht behilflich sein möchte. Der übrige Teil verläuft ähnlich wie bei Sachs, nur kürzer, auch wird der Bürger nicht — wie bei S. — als Haustyrann, sondern in gutem Einvernehmen mit seinem Weib dargestellt. Ein paar Verse Vintler's ähneln solchen bei Sachs, man vergleiche:

Sachs 83:

Fro war der spiler, sich nit lang pfon,
In dawcht, er stünd auf, legt sich on
Und folget nach dem dewffel palt,
Der fuert in hinaus in den walt.

Vintler 3293:

Der purger hat chain widerstreben,
Das er ging mit dem teufel pald
in dem flaff, der fuert in in ainen
wald.

Am Schluß weichen H. S. und V. wieder sehr von einander ab. Ersterer läßt feltfamerweise die Frau dabei ganz aus dem Spiele, während letzterer, wie Wickram, derselben eine Rolle zuteilt, nur verhöhnt diese nicht ihren Mann bei V., sondern veranlaßt ihn, sich zu „fegen“. S. scheint es um eine Verstärkung der schmutzigen Situation zu thun gewesen sein — ein Zug, den man öfters bei ihm findet — und wir werden gleich sehen, wie er diese Absicht erreichte. Zuvor wollen wir noch Vintler abfertigen. Die letzten Verse bei S. u. V. ähneln einander wieder:

Sachs 149:

So spricht man: der lont diesem
schlecht,
Gleich wie der dewffel seinem knecht.

Vintler 3332:

wann der teufel der hat recht,
der lonet alweg also seinem chnecht.

Wie käm S. zu diesen Übereinstimmungen mit V.? Sind sie zufällig oder hat S. den tyroler Dichter gekannt? Das letztere ist immerhin möglich, waren doch die „Pluemen der tugend“ seit 1486 in einem Augsburger Druck verbreitet.

Einige Ähnlichkeit mit Vintler und auch Sachs zeigt eine bisher ganz unbekannte lateinische Version der Fabel, die sich in einem Drucke des 15. Jahrhunderts findet, worin man sie gewiß nicht gesucht hätte. Deshalb und weil sie kurz ist, teile ich sie ganz mit. Sie findet sich im Epistolare Marii Philelfi. Mir liegt ein Baseler Druck von 1489 von Joannes de Amerbach vor, die Praefatio des Verfassers ist von 1477 datiert. Die Erzählung steht Sgn. O 7^a und lautet:

... Miles quidam in tantam effet uitae asperitatem redactus, ut neque per fenectutem militaret, nec ei quicquam ad uiuendum necessarium subministraretur. Is enim cum sese in templa saepe colligeret superosque rogaret, suae mendicitatis misererentur: tandem cuiusdam uetulae admonitus persuasusque consilio, candelas aliquot reliqua sibi emit pecuniola, & accensas inter sanctorum simulacra in ecclesia depincta diuitit, cuique suam affigens, atque orans, suae calamitati subuenirent. Cum una superesset candela, diuisis ceteris, uideretque daemonem catena deuinctum, alligatumque diui Leonardi ad pedes: En, inquit, et tibi caereum uotum, ut non boni me solum adiuuent coelites, sed & tu stygiae daemon. Is noctu uisus est ei militi sic loqui: quo te plus ego adiuuem, quam ij cuncti quibus tot candelas accendisti, accipe, hic est maximus thesaurus, eum tibi dedico;

hisque dictis euanuit. Miles quid faciat nescit aliud, erat enim ut uidebatur in prato mundissimo; lapidem non habebat, nec quicquid quo signaret locum; mane ut statuerat rediturus, deponit illic superfluum onus, credens id mane se in prato inuenturum. Inuenit quidem, sed in lecto. Haec solet Daemon.

Das, was bei dieser Version sogleich in die Augen springt, ist einmal die Ähnlichkeit in einigen Zügen mit Vintler, und dann das Fehlen der Frau in der Katastrophe, wie bei Sachs. Während aber das letztere offenbar ein zufälliges Zusammentreffen ist, lassen die Übereinstimmungen zwischen Vintler und Philelus fast ein Zurückgehen auf eine gemeinsame Quelle vermuten.

Ich komme nun zum »Aureum Somnium« des Poggio. Das Kerzenanstecken fehlt darin ganz und damit die Motivierung des Traumes. Es scheint fast, als ob es dem lasciven Italiener nur um den kotigen Teil der Geschichte zu thun gewesen sei. Bei ihm ist dieser Teil auch stärker als in anderen Versionen ausgeführt. Zwei folgten ihm hierin, Seb. Brant und unser Sachs. Ich will die betreffende Stelle bei den dreien hier wiedergeben:

Poggio.	Sachs (Vers 129 ff.).	Seb. Brant (Sig. E V/VI).
cum surrexisset, domum exiturus, capiti caputium ultimo imposuit, in quo Cattus ea nocte stercus fecerat. Iniquo foetore permotus, inquinatum caput et caesariem lavit.	— — für auf vnd legt sich an — — — — vnd thet gon Den schacz zw graben, vnd zv lecht Als er auch feinen huet auf- feczt Het im die kacz darein ge- sch * * * — — — Das er müest waschen Sein pet vnd huet, pald es wart tagen.	cum surrexisset domū exiturus capiti caputium vltimo imposuit in quo cattus ea nocte stercus fecerat etc.

Wie man sieht, wiederholt Brant getreu den Text des Poggio. Ich weiß nun nicht, ob diese Erzählung sich in der deutschen Übersetzung der Brant'schen Fabeln (nach Goedecke's Grundriß² I, S. 441 von Joh. Adelphus) findet, welche Sachs sonst so vielfach benützt hat. Doch ist dies wohl anzunehmen.¹⁾

Endlich verdient noch Erwähnung eine lang vor dem Schwank des H. Sachs gedruckte Novelle in des Neapolitaners Hieronymus Morlini lateinischer Novellen- oder richtiger Zotenfammlng (1. Ausg.

¹⁾ Die Brant'schen Fabeln sind mir soeben in der deutschen Übersetzung (Ausg. Freiburg i. B. 1535) zur Hand gekommen. Die Erzählung steht darin fol. 136b und wurde sicher von Sachs benutzt. Erwähnen möchte ich gleich noch, daß Poggio selber Sacchettis 164. Novelle benutzt zu haben scheint.

eingeführte Herr „Von aim jüedischen rabi gûet“ „vernûmen“ haben, „Es ste geschriebe in irm Dalmût“.

Ich habe alle vorhandenen Übersetzungen des Talmuds, ferner alle Sammlungen von jüdischen Parabeln und Legenden durchfucht und nirgends etwas Ähnliches gefunden. Außerdem habe ich mich brieflich an den ausgezeichneten Kenner und Übersetzer des Talmuds und der rabbinischen Litteratur Professor Dr. A. Wünsche in Dresden in der Sache gewendet und nachstehende Auskunft erhalten: „Der Talmud bringt 100 Dinge über den Hund, nie aber, daß derselbe die Rippe Adams fortgeschleppt und durch einen Messerwurf den Schwanz eingebüßt habe. Auch die spätere rabb. Literatur bringt diese Legende nicht“. Herr Professor A. Wünsche macht mich indes auf Tractat Erubin folio 18^a aufmerksam, wo von einem Rabbi das in der Genesis (II, 22) gebrauchte Wort צלע als Schwanz (Verlängerung des Rückgrats) gedeutet wird. Im Giuseppe Levi's »Parabeln, Legenden und Gedanken aus Talmud und Midrasch« (überf. von L. Seligmann, Leipz. 1863) S. 346 wird eine Stelle mitgeteilt, worin erwogen wird, warum Eva gerade aus einer Rippe und nicht aus einem anderen Körperteil geschaffen wurde. Nicht vom Kopfe, sie wäre zu stolz, nicht vom Auge, sie wäre zu buhlerisch, nicht vom Ohre, sie wäre zu neugierig geworden u. s. w. Man sieht also, die Schöpfung Evas bildet im Talmud wiederholt Gegenstand der Erörterung. Meine Vermutung geht nun dahin: Zu Anfang des 16. Jahrh. hatte der Reuchlin-Pfefferkorn'sche Streit über den Talmud eine Reihe von Flugschriften gegen den Talmud hervorgerufen, worin viele Dinge aus dem Talmud in tendenziös entstellter Form und zwar von getauften Juden — ein solcher war Pfefferkorn selber — verbreitet wurden. In einer solchen Flugschrift mag Sachs die Pseudo-Legende gelesen haben.¹⁾

Der pawer mit dem kuedieb. (Nr. 186.)

Vergleiche meine Bemerkungen zum gleichnamigen Fastnachtspiel »Germ.« Bd. 36, S. 16. Den Nachrichten Oesterley's zu Pauli (Anhang 17) möchte ich noch hinzufügen: Nicolas de Troyes »Le Grand Parangon de Nouvelles Nouvelles«, 45. Nouvelle (in Mabilles Ausgabe, Paris 1869, die zweite, S. 4 ff.), Des Perriers »Nouv.

¹⁾ In Zinzgref-Weidner's »Apophthegmata« (Amsterdam 1655) IV S. 414 finden wir folgende Stelle: „Gleich Doctor Langenberg einer gewesen, der ein schmähbuch von den Weibern geschrieben vnd in dem behaupten wollen, daß die Weiber von einem hundtschwantz gemacht u. s. w.“ — Ich weiß nicht, welchen Autor Weidner hier im Auge hat, aber wer es auch sei, er geht entweder auf Sachs oder auf dessen Quelle in letzter Linie zurück.

Récreat« (ed P. L. Jacob) P. 1858, Nouv. 93, H. Estienne »Apologie pour Hérodoté« (Anvers 1568) S. 110 und Zingref-Weidner »Apophtegmata« IV, 501 (Ausg. Amst. 1655.)

Der pfaff im meßgwant. (No. 187.)

E. Goetze verweist in der Anmerk. zu diesem Schwank auf Pauli, Anhang 34, ohne diesen als Quelle zu bezeichnen. Wir haben daher zu untersuchen, ob diese Version, oder etwa eine andere die Quelle unseres Meisters war.

Als die älteste Quelle des Gaunerstreichs dürfte — was unbekannt zu sein scheint — eine Erzählung der »Colloquia« des Desiderius Erasmus und zwar im Convivium fabulosum (III Dec. 3. Gespr.) zu betrachten sein. Aus ihm schöpfte der Herausgeber der Straßburger Ausg. von Pauli's »Schimpf u. Ernst« von 1538 (Oesterley's Ausg. Nr. 511, Anhang 34), und 3 Jahre später nahm sie Joh. Gaft in seine Kompilation »Convivales Sermones«, Basel 1541, Sig. S 2^b) wörtlich aus Erasmus auf. Sachs bearbeitete bereits am 11. März 1541 den Stoff als Mgf. Es könnte daher seine Quelle sowohl jene Ausgabe von »Schimpf und Ernst« als die Sammlung des Gaft sein,¹⁾ da diese nach dem Datum des Dedikationsschreibens zu schließen (12. Jänner 1541) schon zu Anfang des Jahres aus dem Drucke kam.

Vergleicht man seine Dichtung mit den beiden Versionen, so steht sie zwar von beiden ziemlich weit ab, nähert sich aber doch mehr der deutschen als der lateinischen. Bei Erasmus-Gaft hat ein Geistlicher (sacrificus) zu Antwerpen eine Summe Geldes vereinnahmt, ein Gauner, der das bemerkt hat, stellt sich, als sei er beauftragt, für seinen Pfarrer ein Meßgewand zu kaufen und bittet den Geistlichen, da er an Größe dem Pfarrer gleichkomme, in einem Laden ein Gewand anzuprobieren. Als der willfährige Geistliche das Meßgewand um hat, findet der Gauner, daß daselbe an der Stelle, wo das Geld verwahrt ist, bauscht. Wie nun der Geistliche seine »crumenam turgidam« ablegt und wegsteht, ergreift der Gauner die Beute und eilt davon. Nun läuft der Priester im Meßgewand dem Dieb und der Kaufmann dem Priester nach. Die letzten beiden rufen: „haltet den Dieb!“ und der Gauner: „haltet den verrückten Pfaffen!“ Der Dieb entkommt und wir erfahren nicht, wie sich Priester und Kaufmann mit einander abgefunden.

¹⁾ Daß er die »Colloquia« des Erasmus gekannt habe, ist kaum denkbar, es sei denn in der erst 1545 erschienenen Übersetzung des J. Albertus, welche übrigens unvollständig ist und unsere Erzählung nicht enthält.

Im »Schimpf und Ernst« sind an dieser Erzählung nur zwei Dinge geändert: Die Geschichte spielt in Frankfurt a. M. und zur Meßzeit, und ein Dorfpfarrer wird selbst „von den heiligen pflegern“ des Dorfes zum Meßgwandekauf dorthin gesandt. Sonst herrscht, ein paar kleine Ausschmückungen abgerechnet, Übereinstimmung mit Erasmus.

Bei Sachs spielt im Meistergefang die Geschichte in Prag, wohin ein „Dorfpfaff kam gelaufen auf ein marcktag vnd wolt ein messgewant kaufen“. Als er beim Kaufmann anprobiert und den Beutel mit Geld von sich legt, stiehlt ihm „ein Beham“ den Beutel und entflieht. Nun beginnt das Laufen, wie in den beiden anderen Versionen, nur daß alle drei „Dibio!“ schreien, was sich bei dem ganz vorne befindlichen Gauner etwas seltsam ausnimmt. Jetzt folgt, was in den anderen Darstellungen fehlt: Der Kaufmann ergreift den Pfarrer, dieser reißt sich los, jener erschlägt ihn mit einem Stein, des anderen Tages wird der Dieb ergriffen, die Unschuld des Geistlichen kommt an den Tag und der Kaufmann wird um eine empfindliche Summe wegen seiner Übereilung gestraft.

Ich glaube nicht, daß wir nach weiteren Versionen als Quellen des H. S. zu suchen brauchen. Als solche betrachte ich ganz entschieden »Schimpf und Ernst« in der oben genannten Ausgabe. Die Abweichungen im ersten Teil sind leicht erklärliche Vereinfachungen und die Zusätze im zweiten Teil sind ein Versuch, die Erzählung, welche in der Vorlage ohne Abschluß ist, zu Ende zu führen. Ausschmückungen, wie z. B. daß das Meßgewand rot ist, u. a. kommen ebenfalls auf Rechnung des H. S.

Im Spruchgedichte von 1557 fußte H. S. wohl ausschließlich auf seinem eigenen Mgf., den er erweiterte, ergänzte und nur in Kleinigkeiten änderte.

In welchem Verhältnis zu H. Sachs der von E. Goetze erwähnte Mgf. gleichen Inhalts von H. Vogel aus dem Jahre 1542 steht, erfahren wir wohl gelegentlich einmal von dem vortrefflichen Herausgeber der Werke des H. Sachs.

Die wenigen von Oesterley zu Pauli (Anhang No. 34) gegebenen Nachweise lassen sich vermehren. So verpflanzte Juan de Timoneda die Anekdote auf den spanischen Boden. Sie findet sich in seiner »Sobremesa y Aliuio de Caminantes« als Cuento 34., H. Estienne nahm sie in seine Apologie pour Hérodote«, Aug. Anvers 1568 S. 114) auf, und der Italiener Ginnesio Gavardo Vacalerio in seine »Arcadia in Brenta« (schon 1667 gedruckt), Aug. Bologna 1693, S. 89 ff. Wir begegnen ihr in einem niederländischen Schwankbuch (Clucht-boeck) von 1576, in Ant. Tyron's »Recueil de Plusieurs

Plaisantes Nouvelles« (Anvers 1578) im »Exilium Melancholiae« (Straßburg 1643) S. 50, u. f. w.

Der hecker mit den dreyen felczamen ftuecken. (No. 189.)

Dieser Schwank enthält die durch die »Gesta Romanorum« No. 124 allbekannte Erzählung, von Oesterley mit dem Schlagwort „Halb geritten“ versehen. E. Goetze bezeichnet Pauli 423 (Oesterley's Ausg. S. 255) als die Quelle und damit hat es seine Richtigkeit. H. S. folgte unter den vielen Versionen des Stoffes gerade Pauli, mit dem er in den wesentlichen Zügen namentlich in den 3 feltamen Stücken übereinstimmt, und dem er sich außerdem in einzelnen Stücken näherte. Die vielen Zusätze, die er gegenüber Pauli bietet, gehen nicht, wie man vielleicht glauben könnte, auf eine andere Version zurück, sondern S. empfing Anregung dazu von verschiedenen Seiten. So zeigen z. B. die Verse 48—51 den Einfluß einer Erzählung des Petrus Alphonfus in Steinhöwel's Esop (Oesterley's Ausg. S. 297) oder vielmehr des von Sachs daraus gezogenen Fastnachtspiels »Der halb Freundt« (1551). Die den beiden Fabeln gemeinsame Idee, daß ein geschlachtetes Kalb für einen getödteten Menschen ausgegeben wird, brachte den Dichter auf den Gedanken, die ältere Schilderung zu benützen. Die nachstehenden Parallelen sollen das veranschaulichen:

Pauli 423:	H. Sachs Spiel V. 126	H. S. Schwank V. 48:
. . . bracht ein sack, darin hat er ein kopff füß vnd haut von einem kalb ge- thon.	Stich ein Kalb heint — — — Vnd mach sehr bluttig einen Sack, Faß das Kalb drin etc. ¹⁾	— — — — ein kalb — — — gar haimlich — — stach, Sties das in ainen sack — — Den sack macht er aufwen- dig pluetic.

Die Worte der Frau (Vers 95/96):

Willstw mich auch ermorden thon,
Wie dw ermordst den gestring mon?

sind offenbar durch die Bibel (Exodus II, 14) veranlaßt.

Die Verse 130—137, besonders aber die zwei

Driff sie mich den, so ist sie fro,
Driff ichs, so ist mir auch also

scheinen durch die 17. Erzählung im »Rollwagenbüchlein« H. Kurz' Ausg. S. 32) »Einer leidt mit seiner Frauwen lieb vnd leidt« eingegeben zu sein.

Im übrigen hat S. den Schwank lokalisiert und noch einzelne frei erfundene Züge hinzugefügt.

¹⁾ Hiemit vergleiche man Steinhöwel (ed. Oesterley S. 297): »Erstliche ain kalb . . . und tuo das in ainen sack; denselben mach vßwendig schweißig etc.

Bezüglich der Verbreitung des Stoffes verweise ich auf die Nachweise Oesterley's zu Pauli 423, zu »Gesta Romanorum« 124 und auf die interessante Abhandlung Muffafia's »Über eine altfranzösische Handschrift etc.« (Wiener Sitzungsberichte Bd. 64 S. 596 ff.)

Der abt mit dem posen zon. (No. 192.)

Diesen Schwank haben wir wohl als eine Verschmelzung zweier Fabeln zu betrachten, sei es, daß diese von Sachs vorgenommen wurde — und dies scheint mir das wahrscheinlichere — sei es, daß S. sie bereits verschmolzen vorfand.

Der zweite Teil der Erzählung, wie der Schmied dem Abt den Zahn reißt (Er bindet den Zahn mit einem Faden an, befestigt letzteren an eine Säule und geht plötzlich mit einem glühenden Eisen auf den Abt los, so daß dieser voll Schrecken die Flucht ergreift und den Zahn schmerzlos zurückläßt) ist bereits Gegenstand eines altfranzösischen Gedichtes »de la Dent« (Barbazan-Méon I p. 159 — 164), woselbst aber die Sache nicht als einmal geschehen, sondern als Methode eines Schmiedes, Zähne auszureißen, dargestellt wird. Doch muß die Erzählung schon sehr bald als Einzelfall ausgeführt worden sein, weil sie sich schon in der zu Ende des 14. Jahrhunderts verfaßten Novellenammlung des Sacchetti findet. Es ist die 166. Novelle. Darin ist es ein Schmied (Fabbro) von Pian di Mugnone, genannt Ciarpa, der einen Florentiner Bürger in der oben angegebenen Weise von einem schmerzhaften Zahn befreit.

Sachs hat die Erzählung vielleicht durch eine jetzt verlorene deutsche Nachbildung des altfranzösischen Gedichtes kennen gelernt. Daß er gerade einen Abt zum Helden wählte, mag daher rühren, daß diese Zahnkur ihn an eine andere, 1537 und 1550 von ihm dichterisch behandelte, merkwürdige Kur erinnerte, deren Held ein Abt war, ich meine den »Abt im Wildbad«.

Die vngleichen kinder Eue. (No. 194.)

Vergl. meine Bemerkungen zum Fastnachtspiel gleichen Titels in Pfeiffer's »Germania« B. 36 S. 32—34.

Der Dewfel hûet ainer puelerin. (No. 197.)

Bei B. Waldis findet sich (Esopus« II, 88) eine aus Abstemius geschöpfte Fabel »Wie ein Mann sein Weib zu hüten gab«, welche in der Idee ganz mit Sachs übereinstimmt, aber in der Ausführung freilich sehr beträchtlich davon abweicht. Bei Waldis bestellt der

eiferfüchtige Mann, als er einft „wolt ziehen vber Feldt“, einen guten Freund zum Hüter des Weibes, bei Sachs fagt der abreisende Kaufmann auf die spöttische Frage seiner treulosen Eehälfte, „wer foll die weil den hueten mein?“, „Das fol der dewffel thon!“ Und diefer verrichtet das fo fehr feinen eigenen Interessen widerftrebende Gefchäft mit der größten Pünktlichkeit. Bei beiden Dichtern erklären es die Hüter für eine Unmöglichkeit, ein Weib zu hüten, aber in ganz verfchiedener Weife: Bei Waldis will der Freund lieber 500 Flöhe täglich auf die Weide und wieder nach Hauſe treiben, als nur einen Tag lang ein Weib hüten; bei Sachs fchildert der Teufel ausführlich feine fchauderhafte Arbeit und erklärt, „Mer rüe het ich gehabt zv hel“.

Es wäre nun möglich, daß S. feine Fabel, ſei es aus Waldis, ſei es aus einer anderen Quelle, ſchöpfte und ſie in dieſer originellen Weife umgeſtaltete, möglich aber auch, daß er ſie irgendwo in der Form fand, wie er ſie verarbeitet hat.

Jakob Ay rer hat den Schwank zu einem Faſtnachtsſpiel verarbeitet unter dem Titel »Wie der Teufel einer alten Bäuerin jhr Ehr vor jren Bulern hütet, biß jhr Ehemann widerkommt«.

Drey Schwäncke.

Unter dieſem Titel findet ſich in Joh. Ad. Gözen's »H. Sachs, Eine Auswahl etc.« (Nürnberg 1829 II. S. 104 ff.) ein Meifterlied unſeres Dichters, das aus 3 Erzählungen Pauli's zuſammengeſetzt iſt. Es ſind die drei aufeinander folgenden No. 233—235, welche indes in anderer Reihenfolge, nämlich 234, 233, 235 verarbeitet ſind. Die Geſchichten kommen auch ſonſt vor; daß aber »Schimpf und Ernst« wirklich Quelle für Sachs war, beweifen mehrere nahezu wörtlich entlehnte Stellen. Man beachte folgende Parallelen:

Sachs I:

Der Kranck ſprach, hätt gewiffet ich,
Daß mir ein folchs hätt brochen,
So wolt ich wohl
Getruncken han aus einem Glas.

Sachs II:

Einmal ein Schwab hinczog gen Rom
Vnd da er in das Welfchland kom
Vnd fragt ihn, was für ein Saft wâr.

Sachs III:

Da ſchrie vnd betet jedermann.

Pauli 234:

Da ſprach der krank, o lieber her,
het ich es gewißt, ſo wolt ich vß
einem glaß haben getruncken.

Pauli 233:

Es gieng ein mal ein Schwab gen Rom
vnd da er in das Welfchland kam
vnd fragt in was fafftz das wer.

Pauli 235:

das iederman ſchrei vnd betteten.

Neben Pauli benützte S. aber auch das »Rollwagenbüchlein«, wofelbst sich die 3 Anekdoten, viel breiter ausgeführt als bei Pauli, ebenfalls finden. Es sind die No. 57, 60¹⁾ u. 58 (Kurz S. 107, 110 u. 108). Die Benützung dieser Versionen läßt sich durch Nachstehendes beweisen: Bei Pauli 234 ist die Nationalität des Trinkers nicht bezeichnet, bei Sachs und Wickram (57) ist er „ein Franck“. Bei Pauli 235 fehlt wiederum die Nationalität, bei S. und W. (58) ist er ein Bayer. Bei Pauli 233 ist der Name des Weines nicht angegeben, bei S. und W. (60) heißt er Reinfall (= Wein von Rivoglio in Istrien). Außerdem nähern sich beide Dichter einander in folgenden Stellen:

Sachs:

Als nun der Arzt — — —
 — — feinen Brunnen befach
 —————
 Forthin will ich mich faufen
 Aus einer Flaschen voll
 —————
 Es feyn die Gottes zeher
 —————
 Daß mir ein Trunck foll schmecken

Wickram:

(57) Als er jm nun den harrn befehen.
 — — — — —
 Vnd wann ich schon züm wein . . .
 gang, will ich mich auß einer flaschen
 voll fauffen.
 (60) . . find vnfers Herr Gotts zeher
 (58) . . damit mir ein folcher groffer
 trunck auch schmecken möcht.

Ich komme jetzt zu einer Anzahl von Fabeln, die ich, weil Sachs meist selbst die Quelle mehr oder weniger genau angibt, kurz abfertigen will. Sie finden sich der Reihe nach im II. Folioband (Teil 4, Fol. 25 ff.).

Fabel mit dem Bawer, Fuchs vnd Wolff.

Quelle: Die Erzählung des Petrus Alphonfus in Steinhöwel's »Aesop« (Oesterley's Ausg. S. 319). Über die Verbreitung des Stoffes vergl. die Anmerkungen von H. Kurz zu B. Waldis »Esopus« I. 7, I. 86, III. 27 und IV. 8.

Fabel von dem Maul, Fuchs vnd dem Wolff.

Quelle: Steinhöwel's »Aesop« (Oest. S. 193), die erste der sog. Extravagantes. S. bietet vielfache wörtliche Übereinstimmungen mit dem Original.

Fabel der zweyer Meuß.

Sachs gibt selbst „Esopi in dem ersten Buch“ als Quelle an. Es ist die 12. bei Steinhöwel (Oest. S. 93).

¹⁾ Die 93. Erzählung im »Rollwagenbüchlein« (Kurz S. 164) ist weiter nichts als eine noch breiter ausgeführte Wiederholung dieser No. (60).

Die Ameis mit der Fliegen.

Quelle: Steinhöwel II, 17 (Oesterl. S. 130). Sachs bezeichnete selbst das zweite Buch des »Efopus« als Quelle.

Der gefcheydt Han mit dem listigen Fuchs.

Quelle: Steinhöwel's letzte Fabel (Oesterl. S. 351).

Von dem Fuchs vnd der Katzen.

Quelle: Steinhöwel (Oesterl. S. 200), die 5. der Extravagantes. Von Sachs sehr gut nacherzählt.

Der Fuchs mit der Schlangen.

Quelle: Im drey vnd zweintzigsten Capittel
Find man diese Fabel ohn mittel.
Im Buch natürlicher Weyßheit.

Also Cyrillus I, 23 »De vulpe et aspide«. Von Sachs ist die Fabel, so weit ich nach dem lateinischen Text urteilen kann, breiter ausgeführt und recht zierlich erzählt.

Der Krämer mit den Affen.

Die Quelle dieser „Fabel“ dürfte wohl ein Holzschnitt sein. In Drugulin's Bilderatlas I. B. ist sub. No. 2530 verzeichnet: „Der schlafende Landkrämer von Affen bestohlen. Idem (= Pieter Breughel) inv., H. Cock (1510—1570) fec. qu. fol.“. Das Blatt ist natürlich von dem fogen. Bauern-Breughel (c. 1520—1569), also einem Zeitgenossen des H. Sachs. Ob letzterer dieses Blatt, oder eine noch ältere Zeichnung eines anderen Künstlers vor sich hatte, läßt sich ohne weiteres nicht sagen. Jedenfalls war das Sujet, das sich bis in unsere Tage auf Jahrmarktsbildern erhalten hat, schon sehr frühe ein beliebter Gegenstand der zeichnenden Künste.

Der Schmeichler vnd Wahrhaftt.

Quelle: In dem vierdten Buch Efopi
Saget die achte Fabel.

Es ist Steinhöwel (Oesterl. S. 181).

Fabel der zweyer Gefellen mit dem Beeren.

„Anianus¹⁾ beschreibt“ beginnt Sachs das Gedicht. Es ist die achte Fabel aus Avian bei Steinhöwel (Oesterl. S. 269).

¹⁾ Diese Namensform (statt Auianus, d. i. Avian) läßt vermuten, daß Sachs als Vorlage für diese Fabel und noch einige spätere die Freiburger Ausgabe des Steinhöwel'schen

Von dem Waldtbruder mit dem Satyro.

„Anianus der alt Poet“ beginnt unser Gedicht. Es ist die 22. Fabel aus Avianus bei Steinhöwel (Oesterley S. 286). Bei Avianus heißt es „de viatore“, bei Steinhöwel „von dem pilgrim“ und Sachs machte einen „Waldbruder“ daraus.

Der Rab mit dem todten Fuchsen.

Quelle: „Das Buch natürlicher weißheit“ bezeichnet Sachs selbst als solche. Es ist die 5. Fabel im I. Buche der Cyrillischen Fabeln, betitelt: »De corvo et vulpe«.

Fabel des Arbeitsamen Ochsen mit dem müßigen Wolff.

Quelle: „Das vierzehend im Ersten Buch
Der natürlichen weißheit fuch.“
Also Cyrillus I, 14 »De bove et lupo«.

Fabel mit dem feisten Schwein vnd dem durren Fuchs.

Quelle: „Das Buch natürlicher weißheit“. Cyrillus IV, 2 »De porco et vulpe«.

Von dem Tawber vnd der Kotlachen.

Quelle: „Das Buch natürlicher Weyßheit“. Cyrillus II, 30.
»De columba et luto.«

Von den Eren vnd Yrden Hafen.

Sachs nennt wieder „Anianus“ als Quelle, d. i. Avianus bei Steinhöwel (Oesterley S. 270.)

Der Fuchs mit dem Adler.

Sachs gibt „Esopus“ als Quelle an. Es ist Steinhöwel (Oesterley S. 95.)

Der Hirsch mit dem yrrenden Schaf.

Quelle: „In dem neunnden Capitel fuch
In der natürling Weißheit Buch“.
Es ist Cyrillus II, 9, »De ove et cervo«.

»Esopus« von 1535, welche auch Brant's Fabeln enthält, hatte; denn in dieser ist auf dem Titel und im Texte (von Blatt 80b an) durchweg »Aniani« zu lesen.

Der khũn Beer mit dem forchtsamen Mawlthier.

Natürlicher Weißheit ohn Mittel

Im andern Buch das fünfft Capittel.

Also bezeichnet Sachs seine Quelle genau. Nun lautet aber bei Cyrillus II, 5 die Überschrift »De equo et mulo« und in der That ist hier von einem mutig in die Schlacht eilenden und darin fallenden Streitroß, dort (bei Sachs) aber von einem auf einen Jäger losstürzenden und unterliegenden Bären die Rede. Man könnte also fragen, ob Sachs sich nicht irrte und — was hin und wieder bei ihm vorkommt — seine Quelle in der Eile falsch angab. Die Frage ist umso mehr berechtigt, als Sachs gerade bei den Fabeln aus dieser Periode sich im allgemeinen streng an seine Vorlagen hielt. Indes liegt doch kein Irrtum vor; denn erstens ist in beiden Versionen die Rolle des Maultiers die völlig gleiche und ferner der Dialog mehrfach derselbe; man vergleiche:

Sachs:

„O Bruder mein, wo wiltu hin?
Dein khũhner, frecher Muth vnd
Sinn

Ist warlich kein rechte khũhnheit,
Sondern ein thõrlich verwegenheit.

* * *

Darumb rath ich mein Bruder fleuch!

* * *

Wann du hast einen weichen Bauch.

Der Beer der antwort jm in Zorn:

„Erst merk ich, daß(?) du bist geborn,
Ein Esel ist dein Vatter alt,
Des bist verzagt, forchtsam vnd
kalt,

Derhalb geh du hin, dich ver-
kreuch

Vnter die Pũfch, Hecken vnd streuch,
Weil du ein Hertz hast wie ein
Has.

Speculum Sapiens:

pone, frater, letalem audaciam
et pavescens fuge quia nudus
et mollis te sequitur tuus venter.

Al ille flamma pectoris indignatus
ad verbum tale effudit
eloquium in amicum: bene quidem
es afini filius et ob hoc corde
frigidus semper fuisti timidus
atque tardus, quaere latibulum
et te custodiant mus et lepus.

Die Änderungen hat offenbar erst Sachs und vielleicht in der Erwägung vorgenommen, daß ein Streitroß, das kühn in die Schlacht eilt, seine Aufgabe erfülle, also nicht unvernünftig und tadelnswert handle. Wie kam S. aber dazu, an Stelle eines Pferdes gerade einen Bären zu setzen. Ich vermute, daß ihn darauf die 108. Erzählung bei Pauli brachte. In dieser wird u. a. folgendes erzählt: „Da

fahen sie ein ieger, der . . . wolt entweder ein fuchs oder ein beren schieffen, die er bei einander fahe. Der fuchs der lieff . . . hin vnd her . . . Der ber gedacht an sein fiercke, vnd meint er wolt den ieger eins mals zerreißen vnd sprang gegen im. Der ieger . . . traff den beren an das hertz vnd was gleich dot“. Das stimmt — mit Ausnahme von dem Fuchs, der bei Sachs fehlt — ganz mit unserer Fabel überein. Demnach hätten wir auch hier eine Kontamination vor uns.

Fabel des gekrönten Trachen mit der Hyena.

Quelle: »Das dritt natürliche Weißheit
Buch am liebenden vns fürgeit.«

Cyrrillus III, 7 »De dracone et gemma«.

Fabel deß Fuchsen mit dem Raben.

Quelle: Im dritten Buch das erst Caput,
Natürlicher Weißheit sagen thut.

Cyrrillus III, 1: »De corvo et vulpe«.

Fabel mit den Fröschen vnd dem Storch.

Quelle: »Esopus beschreibet ein Parabel,
Im andern Buch die erste Fabel.

Steinhöwel (Oesterl. S. 110).

Fabel von dem alten Hund.

Quelle: »Die sibende Fabel im andern Buch.
Deß Tichters Esopi da fuch«.

Steinhöwel (Oesterl. S. 118).

Fabel des Weydmanns mit dem kargen Wolff.

Quelle: „Das Buch der Weyßen Alten“, das ist »das Buch der Beispiele der alten Weisen« (Holland's Ausgabe S. 91).

Fabel des Manns mit der Haußschlangen.

Quelle: „Im Buch der alten Weisen“ (Hollands Ausg. S. 86).

**Vrsprung dreyerley Feindschaft zwischen Pfaffen, Wolff
vnd Dorenheck** (Folioausg. II, 4, 68^b).

Von diesem Rätselschwank find mir drei ältere Versionen bekannt, die vielleicht alle drei Sachs vorgelegen haben. Die älteste dürfte das Gedicht des Hans Folz »Von dreyr pawrn frag« sein, die zweite ist eine Erzählung in Seb. Brant's lateinischer Fabelsammlung mit der Aufschrift: »Quare lupi sectant oues & sacerdotes insidias faciant mulieribus«, die dritte findet sich in einem Rätselbüchlein¹⁾, von dem ich den Titel hier anführe:

wölchem an Kurtzweil thet zer
rinnen. Mag wol dis Büch
lin durchgründẽ. Er findt
Darin vil klüger ler. vō
reterfch gedicht vnd
vil numer mer

Titelbild.

Am Ende des Büchleins: Zu straßburg getruckt anno 1519. (24 Bl. 4^o ohne Zählung; Signaturen bis D8. Das Titelbild findet sich nochmals auf der Rückseite des Titelblattes). Unsere Fabel steht auf Seite D 5^b.

Alle drei Darstellungen ähneln einander, bieten aber doch so viele Verschiedenheiten, daß sie wohl unabhängig von einander entstanden, und entweder aus einer oder aus verschiedenen noch älteren Fassungen geflossen sein müssen. Mit Sachs stimmt keine von ihnen vollständig überein, aber jede zeigt Berührungen mit ihm. Ich will eine dieser Versionen und zwar die jüngste, weil sie die kürzeste ist, besseren Verständnisses halber hier anführen:

Ein frag. Warumb die priester die frauwẽ / vnd die wolff die
schaff / vnd die Dornhecken die kleider an sich ziehẽ. Antwort:
Es was ein schâffer als er sterben solt macht er sein testament / vnd

¹⁾ Von diesem Büchlein hat, wie ich nachträglich sehe, schon Hoffmann v. Fallersleben im »Weimarer Jahrbuch« II, 233 ff. Nachricht gegeben. Die mir vorliegende Ausgabe ist weder die einzige, noch, wie es scheint, die erste. H. Hayn beschreibt in seinem Aufsatz »Die deutsche Rätsel-Litteratur« (Hartwig's Centralblatt für Bibliotheken 7. 517) zwei Rätselbücher des 15. Jahrhunderts, die mit dem unsrigen im Titel und daher wahrscheinlich auch, der Hauptsache nach, inhaltlich übereinstimmen. Wie verbreitet das Büchlein im 16. Jahrhundert war, beweisen die zahlreichen von Hayn (l. c.) verzeichneten späteren Ausgaben. Ob unsere Anekdote sich schon in den Ausgaben des 15. Jahrhunderts findet, wäre noch festzustellen, dann wäre nicht sie, sondern wohl Brant's Darstellung die jüngste.

fatzt fein schön liebe haußfraw / zu ergetzung treuw vnd gutheit
jm bewisen dem pfarrer / gut tag bey jm zuhabē. Item seine
schaff setzt er den wolffen / angesehen das sie fein vorhien
geschont vnd jm keins genommen hetten. Itē seine kleider setzt
er den Dornheckē / die jn oft vor regē schnee vñ der sonnē
bedeckt vnd beschirmt hatten. Als aber er starb / da gedacht
die erber fraw an ir ere / vnd wolt nit zu dē pfarrer / behielt auch
by ir die schaff vñ kleider / also das testament nit volltreckt ward.
Darvñ die priester / deßgleichen auch die wolff vnd auch die Dorn-
heckē / vff disen tag zu jn ziehen als ir erbteil.

Diese Darstellung ließe sich recht wohl als Vorlage des H. S.
denken, zumal auch ein paar Stellen zwischen beiden sich sprachlich
nähern. Man vergleiche mit den oben durch gesperrte Schrift
hervorgehobenen Stellen nachstehende Verse des Meisters:

— — — thet er fein Weib schaffen	Dieweil er im oft hett verschonet
— — — — einem — — Pfaffen	* * *
Auff das sie fürbaß hett gut leben	Das man jn solt der Dorenhecken
— — — — — — — — — — — — — — —	Zu Winters zeyten vber decken
— — — — — — — — — — — — — — —	Für Reiff, kelt, regen, wind vnd
Auff das er jr vergelt darmit	schnee
Ihr gutthat etc.	Dieweil er in dem Sommer eh
* * *	Darunter hett gehabt fein fitz
	Am schatten vor der Sonnen hitz.

Allein Sachs weicht davon auch wieder vielfach ab und zwar,
wenn wir das, was sich deutlich als bloße Ausschmückung kenn-
zeichnet, weglassen, in folgendem:

Der Erblaffer ist kein Schäfer, sondern ein alter Bauer; er ver-
macht ein Schaf einem Wolfe und der Dornhecke nur einen
Mantel; die Wittwe schlägt den Geistlichen aus „denn er war alt
vnd gar vngeschaffen etc.“, und — nun kommen Züge, die im Rätsel-
buch überhaupt fehlen — heiratet „jren knecht“, das Schaf wird
zur Hochzeit gestochen und den Mantel erhält der Bräutigam.
Diese Abweichungen finden sich aber fast alle in dem Gedichte des
H. Folz, das somit Sachs — was ja ohnehin anzunehmen war —
bekannt gewesen sein muß. Daß aber anderseits Folz nicht seine
einzige Quelle war, geht daraus hervor, daß zwischen beiden sehr
erhebliche Verschiedenheiten bestehen: Bei Folz wird je eine Frage
von je einem der drei Bauern gestellt, bei Sachs fragt der Dichter
selbst „ein alten“. Bei Folz vermacht der sterbende Bauer „den
priestern“ seine Tochter, „den wolffen“ „ein kalp“, bei Sachs,
wie wir oben sahen, sein Weib einem Pfaffen, und „ein Schäflein

dem Wolff“. Bei Folz ist nicht ersichtlich, warum der Bauer die Wölfe bedenkt, bei Sachs aber geschieht es, wie oben erwähnt worden, aus Dankbarkeit. Die Dornstaude wird bei Folz beschenkt, weil „ym fumer“ „die Rosen gaben fussen schmack“, bei Sachs wegen ihres Schattens.

Am geringsten ist die Ähnlichkeit zwischen Sachs und Brant, besonders am Anfange und am Schluß. Dort wird ein Geistlicher gefragt (Interrogatur quidam sacerdos), und zwar nur die zwei ersten Fragen; er beantwortet aber die 3 Fragen. Der Erblaffer wird einmal als Hirt, einmal als Bauer bezeichnet. Der Geistliche, welcher „pro extremo suo viatico“ zu dem Sterbenden gerufen wird, veranlaßt durch seine Frage „an ne testamentum aliquid condere aut ad pias causas quippiam legare vellet“ die Eröffnung des seltsamen Testaments „ad impias causas“, wobei zuerst die Wölfe, dann die „sacerdotes“ etc. genannt werden. Von der Frau ist am Schlusse gar nicht mehr die Rede, es heißt nur: „post pastoris mortem heredes legata negarent“. Und so dürfte S. wohl Brant's Erzählung gar nicht gekannt haben, es wäre denn, daß dieselbe auch in der oben erwähnten deutschen Übersetzung, und mit wesentlich verschiedenen Zügen, steht¹⁾; denn diese Übersetzung gehört ja zu seinen vielbenützten Quellen.

Jedenfalls genügen diese zwei, eventuell 3 Quellen, um die Entstehung des Sachsischen Schwanks zu erklären. Was er nicht in den 3 Versionen fand, läßt sich leicht als selbständige Änderung und Zusatz nachweisen.

Der pfaff schryr ob dem altar der Kônig trinckt.

(Folioausg. II, 4, 69.)

Sachs gibt selbst die Quelle folgendermaßen an:

In dem büchlein von Ernst vnd Schimpff
Da steht ein guter Schwanck mit glimpff.

Es ist die 513. Erzählung der Straßburger Ausgabe von 1538 (Pauli-Oesterley Anhang No. 36).

Der Münch mit dem gestolen Hun. (F. II, 4, 70.)

Eine ähnliche Geschichte aber in anderer Einkleidung findet sich im Volksbuch von Peter Leu (Bobertag's »Narrenbuch« S. 124 bis 126).

¹⁾ Die deutsche Übersetzung der Brant'schen Fabeln (Freiburg 1535) hat mir nachträglich noch vorgelegen. Unser Schwank steht darin auf Blatt 136, ist wörtlich aus dem Lateinischen übersetzt, bietet also keine neuen Züge.

Hier bei Sachs stiehlt ein Mönch ein Huhn, schleppt es in's Kloster, in seine Zelle, und im Begriffe, es zu verzehren, wird er in die Kirche gerufen. Er geht dahin mit dem in der Geschwindigkeit unter die Kutte geschobenen Huhn. Mehrere Hunde kommen in die Kirche, riechen den Braten und lassen den Mönch nicht mehr in Ruhe. Beim Messelesen, „da er die Alben gürtet hett“, will ihm ein Layenbruder einen herunterhängenden Zipfel heraufziehen und der Mönch, im Glauben, ein Hund wolle ihm das Huhn entreißen, versetzt dem Armen einen Fußtritt, daß er der Länge nach hinfällt. Darüber lacht das anwesende Volk und „hielten es für ein Osterpiel“, der Mönch aber hat den Spaß mit „14 tag Prisaun“ zu bezahlen.

In der »Histori Peter Lewen« ist Peter der Held des Abenteuers. Die Meßnersfrau schenkt ihm insgeheim ein paar Würste, Peter verbirgt sie unter seinem Kleid und geht in die Kirche, wo ein großer Hund „nach dem Braten“ schmeckt. Als nun der Meßner das Meßgewand Peters „(wie brauch) aufheben hinden“ wollte, meint Peter, „der hund wieder da war“ und streckt den Meßner mit einem Fußtritt auf den Boden. Hierüber lachen auch hier die Anwesenden. Peter entschuldigt sich gegenüber dem Meßner, er habe plötzlich einen Krampf im Fuße gefühlt.

Obwohl nun Sachs den »Peter Leu« möglicherweise gekannt hat — die erste Ausgabe des Volksbuches muß vor Mitte 1558 erschienen sein¹⁾ und unser Gedicht trägt das Datum 13. Juli 1558 — so ist es doch, angesichts der großen sachlichen Verschiedenheiten zwischen beiden Versionen, wahrscheinlicher, daß entweder beide Dichter eine gemeinsame Quelle gehabt haben, oder daß Sachs den Schwank erzählen hatte hören.

Es existiert noch eine Version des Schwanks, nämlich die Erzählung in der Mühlhaufener Ausgabe des »Rollwagenbüchleins«, welche die Aufschrift hat „Von Herr Hansen, der würst trüg im sack vnd wolt Meßz halten“ (Ausg. von H. Kurz S. 175). Allein, da diese nur eine verstümmelte Nachahmung derjenigen im »Peter Leu« ist und Sachs noch ferner steht als dieser, so kann ich mir ein näheres Eingehen auf dieselbe ersparen.

¹⁾ Lappenberg setzt (Ulenpiegel S. 356) den Druck zwischen 1557—1559, ich setze ihn vor Mitte 1558, weil die Mühlhaufener Ausgabe des »Rollwagenbüchleins« daraus schöpfte und diese, wie ich weiter unten zeigen werde, schon vor Oktober 1558 erschienen sein muß.

Die EdelFraw mit dem Ahl. (F. II, 4, 72.)

Die Hauptquelle dieser Erzählung ist Pauli No. 6, der seinerseits aus dem »Ritter vom Thurn« geschöpft zu haben scheint. Wenigstens stimmt er mehrfach wörtlich mit ihm überein.

Daß Pauli die Hauptquelle unseres Dichters war, geht aus den fachlichen und wörtlichen Übereinstimmungen zwischen beiden zur Genüge hervor. Ich will zur Veranschaulichung die Anfänge der Beiden hierher setzen:

Sachs:	Pauli:
Ein Edelmann inn Meyffen faß, Der war kostfrey vber die maß, Der alle zeyt hett geren Geß. Derhalb behielt er — — — Zu eim vorrath Wiltpret vnd Visch, Darmit zu schmücken seinen Tisch, Wenn jm zukemen ehrlich Gëß, Das er jn möcht auffß aller best Dar tragen vnd sehr gütlich thun.	Es war ein Edelmann, — — — — — der het allen mal geß, darumb so behielt er alwegen etwas besunders, es weren iunge hünere, oder wer wiltbret in dem saltz, oder weren fisch in dem trog, wa er vberfallen würd von erfamen gesten, das er auch etwas het inen für zûsetzen u. f. w.

Dagegen der »Ritter v. Thurn« (Ausg. Cammerlander, Straßb. 1538, fol. 3^b): „Ich wil euch auch ein ander exempel sagen von den frawen die hinder jrē mañen haimlich schlecken. Es wz ein fraw, die hatt ein atzel u. f. w.“. Außer Pauli hat aber Sachs auch den »Ritter vom Thurn« benützt¹⁾; die nachstehenden Parallelen sprechen dafür.

Sachs:	R. v. Thurn:	Pauli:
Vnd auff ein zeyt begab sich nun, Das jm fein Fischer bracht zumal Ein schönen, grossen feisten Ahl, Den der ... Edelman milt Auf zukünfftige Gäst behielt.	Es begabe sich das ihr hauß- wirt eyn gütten grossen ol inn eynem trog ... behalten hatt / auff das / ob ihm jendert eyn herr oder gütter freundt zûhauß keme / . . . das er jm darmit ehren thet etc.	Vff ein mal her er ein gûten al in dem fischtrog lauffen.
Baldt gieng er zu der Frawen hin, Fragt wo der Ahl hinkommen wer?	da gieng der herr fragt er sein haußfraw wohin der kômen wer.	Da ging er . . . da ward er zornig vnd sprach zû der frawen. Fraw wie fein ir so schleckerhaftig u. f. w.

¹⁾ V. Michels sagt in seiner Besprechung von Drescher's Studien z. H. Sachs II (Ztschr. f. d. Alt. 36, 357) über den R. v. Th.: „Das Buch blieb veraltet und so unbekannt, daß J. Wickram es in den vierziger und fünfziger Jahren vergebens suchte — — — ; schon aus diesem Grunde war an der Benützung durch H. S. zu zweifeln, und da die von ihm verwerteten Erzählungen auch anderwärts stehen, scheidet das Werk wohl endgiltig aus den H. Sachsquellen aus“. — Hiegegen ist zu bemerken, daß wenn das Buch W. unbekannt war, es deshalb weder allgemein, noch insbesondere H. Sachs unbekannt zu sein brauchte. Daß Letzterer es aber wirklich kannte, beweisen schon die obigen Parallelen.

Sachs:	R. v. Th.:	Pauli:
Der wöll wir jhrs verrathens lohn.	das ist darumb / das du vns des ols halben haft ver- raten.	fehlt.

Einiges hat S. frei dazu erfunden, so die Prügelei zwischen dem Edelmann und seiner Frau, die Lokalisierung u. f. w.

Der Münnich mit dem Capaun. (F. II, 4, 72^b.)

Quelle: Pauli No. 58, ziemlich getreu nachgeahmt, jedoch mit einzelnen Zügen bereichert¹⁾.

Der vollen Brüder Christoffel. (F. II, 4, 75^b.)

Dieses Gedicht ist — wie die meisten Visionen bei Sachs — wahrscheinlich nach einem Holzschnitte gedichtet.

Der Mann floh fein böß Weib biß in die Hell hinab.

(F. II, 4, 76).

Dieser Schwank findet sich u. a. bei Bebel (opuscula 1512 Sign. D 3^b), aus diesem geschöpft in den »Convivales Sermones« I, 176^b (Ausg. Basel 1554), in »Schertz mit der Warheyt« fol. 34^b und in J. Frey's »Gartengefellschaft« 45. Sachs hatte entweder aus der 1558 erschienenen Übersetzung Bebel's („Die Geschwenck Henrici Bebelii“) oder aus Frey, oder aus »Schertz mit der Warheyt« den Stoff entlehnt. Welchem von diesen er näher steht, weiß ich nicht, da mir die »Gartengefellschaft« nicht zugänglich war und die von mir benützte Ausgabe von »Schertz mit der Warheyt« durch die Censur gerade an dieser Stelle verstümmelt ist. Im Titel nähert sich Sachs dem »Schertz mit der Warheyt«, denn hier lautet er nach dem Register: „Einer flohe fein Fraw biß in die hell“.

Aus der kurzen Anekdote hat S. ein langes originelles Gedicht von 174 Versen gemacht. Er erreichte dies, indem er — alles seine Zuthat — in der ersten und größeren Hälfte ausführlich das Treiben des „bösen Weibes“ auf Erden, dann die Freude des

¹⁾ R. Köhler hat in den Rätfehn aus dem 15. Jahrhundert, die er im Weimar. Jahrbuch V, 329—356 abdruckt, auf die Selbstschilderung des Mönches in unserem Schwanke, insbesondere auf den Vers »hab meinen schnabel auf dem ruck«, gelegentlich einer Rätfehfrage hingewiesen. Diese Idee hat S. seiner Quelle entnommen, wo es heißt (Pauli, ed. Osterley S. 49): »Vnd ein münch in ainer kutten hat den schnabel an dem rucken«.

Mannes über seine Erlösung und seine Ankunft bei S. Petrus u. f. w. schilderte. Auch den letzten Teil hat er durch neue Züge bereichert.

Warumb die Bawren nicht gerne Lantsknecht herbergen.

(F. II, 4, 78.)

Der Kern dieses Schwanks findet sich vielfach, freilich nicht von einem Landsknecht erzählt, in älteren Dichtungen. Die älteste mir bekannt gewordene ist der Meistergesang »Von einem freyhet vnnd vonn Contz zwergen eyn hubfches liedt. ym schiller thon« (abgedr. in Goedeke und Tittmann's Liederbuch aus dem 16. Jahrh. S. 363 ff.), welchen Goedeke, ich weiß nicht auf welchen Grund hin, dem Meisterfänger Jörg Schiller zuschreibt (Goedeke Grundriß² I, S. 314). Bebel bildete daraus die Erzählung »De quodam Histrione« (Opuscula 1512, J5^b), welche Aufnahme in J. Gast's »Convivales Sermones (I, S. 125 der Ausg. von 1554) unter dem Titel »De Histrione quodam« fand. Der alte Meistergesang diente als Vorbild für ein bei A. Keller abgedrucktes Faßnachtspiel des Nürnberger Schulmeisters S. Neuber (Keller's Nachträge S. 17—46) und ist zugleich die Quelle des H. Sachs für seinen Schwank gewesen.

Die Änderungen, welche Sachs mit dem alten Liede vorgenommen hat, sind nicht erheblich: An Stelle des „Freiheit“ (Strolches) setzte er einen Landsknecht, den Namen Contz Zwerg ließ er weg, lokalisierte die Geschichte und fügte zu Anfang und Schluß des Gedichtes die Einkleidung bei, daß das Erzählte der Grund sei, „warumb die Bawren nicht gerne Landsknechte herbergen“. Wie sehr er von seiner Quelle im Wortlaut abhängt, sollen einige Parallelen zeigen:

Sachs:

Vnd sah ainen Dieb hangen dran,
Der hett zwo gute Hofen an,
Da dacht jm der arme Lantsknecht,
Die Hofen kommen mir gleich recht.

* * *

Der Lantsknecht flucht vñ thet jm
zoren:

Vnd hieb dem Dieb ab beyde Fuß.

* * *

Gersthofen das Dorff vor jhm lag.

— — — — —

Zu fuchen da die Nahrung fein.

Meisterlied:

ein dieb den sach er hangen dran.

— — — — —

Der selb het an zwo hofen gut,
Der freit der dacht in seinem mut
„sie komen mir gar eben“.

* * *

Das tet im also zoren,
Der freiheit tet im dbein abhauen.

* * *

ein großes Dorf vor im lag.

— — — — —

fein narung tet er fuchen,

Sachs:

— — vmb Herberg bat
 Ein Pawren, der fagt jms zu willig.
 * * *
 Difen Abend kelbert ein Khu
 — — — — —
 Darumb mans Kalb int stuben bracht.
 * * *
 Als jederman nun schlaffen gieng.
 * * *
 Die Füß er ledig machen thett,
 Vnd zog des Diebes Hofen on
 Vnd machet sich vor Tag daruon.
 * * *
 — — — es hat vnser Kalb
 Den Landsknecht gfreffen mehr deñ
 halb.
 * * *
 Sie kundn deß Landsknechts nit
 vergeßn.
 Meinten das Kalb das hett jhn gfreßn.
 Inn sie kam ein folch forcht vnd grauß
 Vnd loffen alle auß dem Hauß.
 * * *
 Die Pawren stunden all zu hauff
 Vnd fahen das Hauß alle an.
 * * *
 Vnd wöllen darein stoffn ein Fewr.

Meisterlied:

bat in umb herberge.
 Cunz Zwerg fagt ims bald zu.
 * * *
 Des nachtes kelbert im ein ku.
 — — — — —
 Das kalb tet er in dstuben tragen.
 * * *
 Do jederman nun schlafen kam.
 * * *
 Die füß — — — — —
 er macht sie ledig — — — — —
 am morgen frü vor tage
 zog er die hofen an
 und machte sich darvon.
 * * *
 — — — es hat unfer kalb,
 Den freiheit freßen mer dan halb.
 * * *
 sie kunten des freiheits nit vergeßen
 meintens kalb hat in gefreßen
 in sie so kam ein graus,
 sie liefen aus dem haus.
 * * *
 Die bauren liefen all zu hauf
 Das haus fahen sie ane;
 * * *
 ins haus stoßen wir ein feur.

Wie man sieht, gehört unserm Dichter nicht viel von dem Schwank.

Ein Umstand verdient noch Erwähnung: In dem Meisterlied wird nur das Haus, in welchem das menschenfressende Kalb liegt, verbrannt, bei Sachs brennt aber das ganze Dorf ab. Hat Sachs diesen Umstand dazu erfunden? Die Frage ist zu verneinen. Er fand ihn in Val. Schumann's »Nachtbüchlein« I, 1 (Goedeke »Schwänke des 16. Jahrh.« S. 276), man vergleiche:

Sachs:

Ihn nam̃ das Fewer überhandt,
 Daß jn das gantze Dorff abprant.

Schumann:

. . das feuer überhand nam das das
 ganz Dorf abbrante.

Warumb die Pauren den Müllern vbel trawen.

(F. II, 4, 79.)

Diesem Schwanke zufolge wurde das Mißtrauen durch zwei Diebstreiche veranlaßt, welche ein Müller zwei Bauern spielt. Den ersten Streich hat Sachs bereits am 25. Juni 1545 unter dem Titel »Der müller mit der katzen« als Meistergefang im Hofton Muscatblüt's (abgedruckt bei Goedeke »Dichtungen des H. S.« I, 183 ff.) behandelt; ob er den zweiten auch schon früher getrennt bearbeitet hatte, weiß ich im Augenblicke nicht zu sagen. In beiden Fabeln folgte Sachs offenbar älteren deutschen Quellen, die ihrerseits in letzter Linie auf altfranzösische Fabliaux zurückgehen dürften. Ich habe zwar diese Vorlagen bisher nicht aufzufinden vermocht und es ist zweifelhaft, daß sie überhaupt noch vorhanden sind, aber ich habe folgende Gründe zu meiner Annahme: Franco Sacchetti bringt in seiner (gegen Ende des 14. Jahrhunderts) verfaßten Novellen-sammlung eine Novelle, welche mit der Erzählung vom „Müller und der Katze“ inhaltlich in der Hauptsache übereinstimmt. Es ist die 199. und sie hat die Überschrift: »Bozzolo mugnajo, essendogli mandato grano a macinare, e con la guardia d' un fante, che non si partisse, acciocchè non lo imbolasse, fa pescare la gatta, e imbola più che mai“. Wohl sind einige Umstände geändert, namentlich wird, wie aus dem Titel ersichtlich ist, nicht dem Eigentümer des Getreides, sondern — was viel weniger spaßig ist — dessen Diener der Streich gespielt; der Müller ruft auch nicht sein der Frau und der Katze zugleich geltendes „greif. greif“ u. s. w., aber dennoch haben wir es offenbar mit der gleichen Geschichte zu thun. Sacchetti aber beutete stark die Franzosen aus und auch diese Novelle hat er ihnen gewiß entnommen. Es ist nicht die einzige, die er bei der Nachahmung — verdorben hat. Die Nachahmung des H. Sachs verdient in jeder Hinsicht den Vorzug.

Was die zweite Fabel betrifft, so findet sie sich in der ersten Hälfte des Fabliau »Le Meunier et les II Clercs« (bei Legrand III, 418 als »l'Hôtel de St. Martin« bezeichnet) allerdings mit wesentlich veränderten Zügen namentlich insofern, als es zwei bestohlene Personen und zwar keine Bauern, sondern Clercs sind, und als ihnen nicht nur der Sack Getreide, sondern auch das Pferd gestohlen wird u. s. w. Allein die Ähnlichkeit ist genügend, um zu zeigen, daß der Stoff schon sehr alt ist, und so wird er, wie ja bei fast allen derartigen losen Schwänken, durch die Gallier den Deutschen vermittelt worden sein.

Die Idee, diese Diebsgeschichten als Grund des Mißtrauens

der Bauern gegen die Müller anzugeben, gehört natürlich ganz allein unserem schalkhaften Meister.

Wo die glatzenden Männer ihren vrsprung haben. (F. II, 4, 80.)

Die dem Schwank (verfaßt am 13. April 1559) zu Grunde liegende Fabel ist nach Sachsens eigener Angabe „Ramicius“, d. h. Rimicius (Steinhöwel's Aesop, ed. Oesterley S. 258) entnommen. Es ist die bekannte Fabel von dem Manne mit den zwei Frauen, wovon die eine ihm die schwarzen, die andere die weißen Haare auszupft. Über die Verbreitung der Fabel vergl. Oesterley zu »Wendunmut« VII, 67 und Kurz zu B. Waldis III, 83.

Die Idee, davon die Kahlheit der Männer herzuleiten, ist ein Einfall des H. Sachs.

Die vernascht Kôchin. (F. II, 4, 81^b.)

Dieser vielverbreitete Schwank (geschrieben am 21. April 1559) geht, wie so viele andere, auf eine indische Urquelle zurück und wurde Deutschland wie gewöhnlich durch ein altfranzösisches Fabliau vermittelt. Indes entfernt sich sowohl das uns erhaltene Fabliau „Le dit des Perdrix« (Barbazan-Méon III, 181), als, als auch das altdeutsche Gedicht des Vriolzheimer (von der Hagen's »Gesamtabenteuer« II, 149) in wesentlichen Einzelheiten von unserer Darstellung. Bei dem Franzosen handelt es sich um 2 genaschte Rebhühner, beim Vriolzheimer um einen Hasenbraten, bei Sachs um zwei gewöhnliche Hühner. Bei jenen beiden ist die Nascherin die Herrin, der Gast ein Geistlicher; hier ist die Naschhafte die Köchin, der Gast ein Laie. Dort wird dem Gaste weisgemacht, daß man ihn entmannen wolle, hier, daß ihm die Ohren abgeschnitten werden sollen. Die Quelle unseres Meisters wird also anderswo zu suchen sein.

In der Berliner Meisterliederhandschrift No. 23, von Goedeke mit A bezeichnet, welche bekanntlich fast nur Dichtungen des H. Sachs enthält, befindet sich sub No. 51 ein bereits von den Brüdern Grimm erwähnter Meistergefang „Inn des Marners Hoffthon“ mit dem Titel »Die vernascht maid«. Er beginnt: „vor kurzen Jaren saße ein perckrichter im Johanisthal“ (?). Das entspricht also dem Anfange unseres Schwankes:

Vor vil Jaren da war einmal
Ein Berg Richter im Jochims Thal

Wir haben es also hier offenbar mit einem Meistergefang des H. S. älteren Datums — die Handschrift wird von Goedeke zwischen 1529—1551 gesetzt — über den gleichen Gegenstand zu thun. Die

Brüder Grimm äußern sich darüber folgendermaßen (Kindermärchen III S. 130 Ausg. 1822): „Die Erzählung ist darin hölzern und kurz“. Mit Rücksicht auf diese Kürze glaube ich, daß Sachs in dem Meistergefang nicht ein älteres unbekanntes Gedicht, sondern eine Erzählung Pauli's (No. 364, Oesterley S. 224), die ebenfalls sehr kurz gehalten ist, zur Vorlage hatte. Ich kann leider nicht den Meistergefang, sondern nur das lange Spruchgedicht mit Pauli vergleichen, aber auch hier ergeben sich mehrere Übereinstimmungen. In beiden ereignet sich die Geschichte „vf ein Sonntag“ (Sachs: auff ein fontag), die Thäterin ist ein Dienstbote (Kellerin bei Pauli, Köchin bei Sachs), der Gast ist ein Laie („ein guter gefelle bei P., ein Bote bei S.), es handelt sich bei beiden um genaschte „Hüner“, dem Gast wird weisgemacht, daß ihm die Ohren abgeschnitten werden sollen u. s. w. Man darf daher als sicher annehmen, daß Sachs für den Meistergefang als Vorlage ausschließlich die Erzählung des Pauli hatte. Im Spruchgedicht hat er sein eigenes Gedicht, wie so oft, breit malend erweitert.

Die toll Bottschaft der Statt Pergama. (F. II, 4, 82.)

Den Stoff, welchen Sachs schon früher als Meistergefang „Die gefant potschaft gen rom“ „In des Donhausers hoffthon“ bearbeitet hatte, findet sich bei Pauli sub No. 345 und führt hier die Aufschrift »Das evangelium secundum pergamum«. Unser Dichter schließt sich hier in dem am 22. April 1559 geschriebenen Spruch getreu an seine Vorlage an, die er durch viele Ausschmückungen und kleine Zusätze zu der Fabel erweiterte. Wie sehr er auch wörtlich von Pauli Gebrauch machte, mögen einige Parallelen veranschaulichen:

Sachs:

Eins mals auch in die kirchen giengen,
Vnd höreten das Tagampt singen,
Darinn das Evangeli klar
Eben secundum Lucam war.

* * * *

Das verdroß diese Bottschaft hart,
Das in dem Ampt genennet ward
Das Euangeli nach Luca,
Vermeinten jr Statt Pergama
Wer würdiger vil ja, das mon
Das heylige Euangelion
Nach jr . . . nennen thet
Als sie heimkamen an der stett
Brachten sie die sach für den Rath.

Pauli (Oesterley S. 215):

Da sie vff ein zeit in der kirchen
waren, da horten sie das man das
Euangelium laß: Secundum Lucam.
Das verdroß die von Pergama, das
man das Euangelium nach der stat
Luca solt singen, vnd nit nach irer
stat Pergama, vnd meinten ir stat
wer als würdig als Luca, man solt
das Euangelium nach irer stat auch
lesen. Da sie nun heim kamen, da
brachten sie es für den rat.

Der Herr mit dem verspielten Knecht. (F. II, 4, 82^b.)

Vergleiche meine Bemerkungen zu dem 81. Fastnachtspiel des H. Sachs »Der verspilt rewter« (»Germania« XXXVI, S. 58).

Der Teufel mit dem Gnadbrieff. (F. II, 4, 86^b.)

Der Schwank (geschrieben am 11. Mai 1559) beginnt:

Es schreibt im Buch von ernst vnd schimpff
Frater Johann Pauli mit glimpff . . .

In der That ist die 83. Erzählung Pauli's (Oesterley's Ausg. S. 64) die Quelle, welche Sachs schon früher als Meistergefang (Berl. Handschr. 23, No. 239) nachgeahmt hatte. Hier ist er in der Darstellung sehr breit.

Die Pawren Greth mit den Antlaß Ayern. (F. II, 4, 88.)

Sachs weist auch hier selbst auf seine Quelle hin und zwar dieses Mal in den Schlußversen, wo es heißt: „Wie Bruder Johann Pauli schreibt“. Es ist die 520. No. in »Schimpff und Ernst« (Wie Frater Johannes Pauli die ostereyer hiesch vff den palmtag zu Kolmar). Pauli erzählt die Geschichte als eigenes Erlebnis: „Die bürin“ ist aus dem „dorf N.“ und die Geschichte spielt in Kolmar. Sachs verlegt sie nach Bayern; die „Bawren Greth“ ist aus dem Dorfe Erbelting „nit weit vmb Landshut“ und wird zu einem „Vettern“ ihrer Mutter, dem Gardian der Barfüßer „hieß Johann Meyer“ — dieser Zuname ist des Reims auf „Ayer“ wegen gewählt — in die Stadt geschickt. Im übrigen behält Sachs die meisten Umstände seiner Quelle bei und erweitert die Erzählung durch mehrere Zusätze. Weggelassen hat er: die Worte der Mutter an ihre Tochter zu Anfang der Erzählung und die Bemerkung der letzteren, „vnser fogtz fun gat mir nach u. f. w., hinzugefügt: das Auflecken der Milch durch den „Bawrenhund“, das Verlachen der Dirne durch „das Volck“, die ausführliche Schilderung des Gangs zum Kloster und überhaupt den ganzen letzten Teil des Schwanks.

Was die Erzählung des Pauli selbst betrifft, so hat Oesterley so gut wie gar keine Nachweise dazu gegeben, und doch scheint es mir, daß der Barfüßer eigentlich nur die bekannte Fabel von dem Milchmädchen, bezw. der Eierhändlerin lokalisieren wollte, eine Fabel, über deren ungeheure Verbreitung Oesterley an anderer Stelle (Nachweise zu Wendunmut I, 171) viele, aber durchaus nicht erschöpfende Angaben gemacht hat.

Der Pawrenknecht mit der Nebelkappen. (F. II, 4, 89.)

Ein gelungener Gaunerstreich, der allem Anscheine nach, gleich dem verwandten, aber schmutzigen Schwank

Die vnrichtige Nacket Haußmagdt (F. II, 4, 88^b),

dem Dichter mündlich bekannt geworden ist. Daß er auf diesem Wege gar manche feiner Stoffe erlangt hat, ist sicher. Sagt er doch ausdrücklich in der Vorrede zum II. Bande seiner „Sehr Herrliche Schöne etc. Gedicht“: „Im vierdten Theil sind zusammen getragen Faßnachtspiel, Fabel vnd Schwenck auß den Fabeldichtern vnd täglicher erfahrung entlehnet“.

Der Gaft im sack. (F. II, 4, 90.)

Sachs macht sich selbst zum Helden dieses Schwankes, der ihm auf der Wanderschaft

„Zvm ersten mal als ich außzug“

passiert sein soll. Indes dürfen wir diese Versicherung nicht wörtlich nehmen; denn das weiter unten zu besprechende Gedicht »Die Pewrin mit der dicken Millich« wird von ihm auch als eigenes Erlebnis dargestellt, während er es nachweislich Wickram entnahm.

Goedeke (»Grundriß«² II, 434) betrachtete die Fabel als eine „Übertragung der Wiederbannung des Teufels in das Glas auf ein Wandererlebnis des Dichters“. Er glaubt also, daß Sachs seine Dichtung aus dem bekannten, dem Orient entstammenden, Märchen entnommen und daß er selbst dieses in der freien Weise umgestaltet habe, wie es bei ihm erscheint. Allein eine derartige Annahme entspricht durchaus nicht der Schaffensweise des Dichters. Sachs hatte sicher eine ihm näher kommende Vorlage. Ich bin der Erzählung schon einmal in der älteren romanischen Schwankliteratur begegnet, kann aber im Augenblick nicht sagen, wo.

Die Pewrin mit der dicken Millich. (F. II, 4, 90^b.)

Wie schon oben angedeutet worden, ist dieses Gedicht aus Wickram und zwar aus dessen »Rollwagenbüchlein« No. 62 (H. Kurz's Ausg. S. 112) entlehnt. Sachs allerdings gibt die Geschichte für sein eigenes Wanderschaftserlebnis aus, das sich im Innthale bei „Eim reichen Bawern“ im Dorfe Schwatz zugetragen haben soll. Ich werde also meine Behauptung sorgfältig zu beweisen haben.

Entstanden ist unser Schwank am 8. Juni 1559, also 4 Jahre nach dem Erscheinen der ersten Ausgabe des »Rollwagenbüchleins«. Er stimmt in allen Einzelheiten genau mit der Wickram'schen Erzählung überein und seine einzige Änderung ist die durch seine Einkleidung notwendig gewordene, daß er das, was dort sehr passend von „Tröfchern“ erzählt wird, weit weniger glaublich, sich und einem anderen Schustersgefallen (Wurst Hans) zuschreibt, welche bei einem reichen Bauern einen halben Monat lang „Stieffel vnd Schu“ machten.

Entscheidend sind aber für das Abhängigkeitsverhältnis folgende wörtliche Übereinstimmungen:

Sachs:

Ein reichen Pawren — — —
 Der hett ein grosses Haußgefind
 Von Meid vnd knechten.
 — — — Sanct Mertens Tag — —
 Da richt er zu ein gut Nachtmal
 Vnd gab vns vier Richt an der zal
 Von Pfeffer vnd von schweinen braten.
 Darzu truncken wir newen Wein
 — — — — —
 Vnd auffschlempen die Mertens Gans.
 — — —
 Nach dem erst die Pewerin bracht,
 Ein schüffel groß mit dicker Millich.
 — — —
 Die Pewrin kert sich nichts daran.
 — — —
 — — — deß Pawren Kammer rund,
 Die ich auch eben offen fundt.
 — — —
 — — — du Fantast
 Wie das du in die Millich blaß?
 — — — — —
 Ich mein du seyeß noch vol Wein
 — — —
 — — — als ich hertrug die Millich
 Kam die Pewrin gschlichen hernach
 Vnd mich für einen Dieb ansprach
 Auff das sie mich solt kennen nicht
 Schüt ich jhr die Milch ins Angsicht
 Das sie mir nit weiter nachspecht.

Wickram:

Ein reicher Bauer . . . der hat
 gar ein grossen brauch von knechten
 vnd mägten.
 — — —
 — — auff Sant Martins nacht — —
 er seinem haußgefind die Martins
 ganß gab, vnd hat ein feer güt mal
 zügericht von gefottens, gebratens,
 hünern, gensen vnd schweinen braten.
 Darzu hat er die aller besten vnd
 stercksten newen wein . . .
 — — —
 Zu letst . . . bracht die Beürin
 erst ein groß kar mit güter süßer Milch.
 — — —
 Die Beürin kart sich nicht an den Bauren
 — — —
 — — des Bauren kammer; die stünd
 auch noch offen.
 — — —
 „Du Narr, was blaseß du an der
 kalten milch? ich mein du seyeß
 noch voller wein — — —
 — — —
 Als ich mit der milch auß der
 kammeren gon wolt, kam mir die
 Beürin entgegen, schalt mich ein dieb
 vnd gieng mich vast übel auß . . .
 Damit sy mir aber nit nachvolget . . .
 vnnd mich erkant, nam ich die milch
 vnd schutt jr die in das angesicht;

Der Doctor mit der grofen Nafen. (F. II, 4, 93.)

Vergleiche meine Bemerkungen zu dem gleichnamigen Fastnachtspiel (No. 83) in Pfeiffer's »Germania« (Band XXXVI, S. 59.)

Der brieffnafcher. (Keller-Goetze 17, S. 231.)

Hephästion über Alexanders Achseln schauend, liest einen für letzteren bestimmten Brief. Der Macedonierkönig drückt ihm den Siegelring, als Zeichen der zu beobachtenden Verschwiegenheit, auf den Mund. Dies ist der Inhalt der Anekdote, die Sachs aus Plutarch's »Kurtzweise vnd höffliche Sprüche etc.«, übersetzt von Eppendorff (Straßburg 1534) S. 202 entnahm. Darin führt die Anekdote die Überschrift: „Großze Herren sollen verschwygen fein“. H. Sachs hat seine Quelle mehrfach wörtlich benützt.

Der welt nachschnaltz. (K.-G. 17, 233.)

Auch bei dieser Vision vermute ich, daß unserm Dichter irgend ein Holzschnitt vorlag.

Fatzwerck auff etliche handwerck. (K.-G. 17, 237.)

Der schwanger Sew-Haintz. (K.-G. 17, 243.)

In diesen beiden Schwänken scheint Sachs seine Stoffe frisch aus dem Volksmunde — was er, wie wir oben sahen, „tägliche erfahrung“ nennt — geschöpft zu haben.

Micillus, der arm Schuster mit seinem reichen gfatter.

Sachs gibt selbst Lucianus als Quelle an und offenbar ist dieser Schwank aus dessen Dialog *Ὀνειρος ἢ ἀλεκτρονών* geschöpft. Aber von seiner Vorlage hat er nur einen kleinen Teil nachgeahmt. Die Mythe von Alektryon, die Schilderung des Gastmahls bei Eukrates, der Bericht über den Nachbar Simon, die Unterhaltung über die Seelenwanderungen des Hahns, die Darstellung des Elends der Großen und Mächtigen der Erde u. a. blieb ganz weg. Sachs hat eigentlich nur den Anfang und Schluß des Dialogs, und beide nur in sehr verkürzter und wesentlich veränderter Gestalt benützt. Bei Lucian ist alles Dialog, bei Sachs ist ein Teil der Dinge, die sich im Laufe des Gesprächs ergeben, so die näheren Verhältnisse des Schusters und das Betreten des Nachbarhauses, erzählt. Eukrates, Simon und Gniphon sind zu einer Person, zu dem reichen Nachbar

und Gevatter (ohne Namen) verschmolzen. Die schändlichen Dinge, die von Eukrates gezeigt werden, fehlen selbstverständlich bei Sachs. Der Nachbar ist nicht, wie sein Lucianisches Vorbild, ein armer Schuster, der plötzlich reich und geizig geworden ist und von Sorgen um seine Schätze gequält wird, sondern ein Mann, reich von Hause aus, wie Eukrates und ein Wucherer, wie Gniphon. Soweit lassen sich die Änderungen begreifen. Sonderbar bleibt aber, daß der Hahn bei Sachs, anstatt der Seele des Pythagoras (so bei Lucian), die des Plato in sich haben will, und daß unser Dichter das an das Märchen vom Popanz erinnernde Ausrufen der Hahnenfedern zu Zauberzwecken weggelassen hat. Ein ganz ungelöstes Rätsel ist, wie Sachs zu dem Dialog des Lucian kam, nachdem er Griechisch wohl gar nicht und Latein kaum genügend verstand, um ihn etwa in einer der frühen lateinischen Übersetzungen zu lesen, und eine deutsche Übersetzung des Dialogs damals nicht vorhanden war, oder wenigstens uns nicht bekannt ist.

Die vier natur einer frawen. (K.-G. 21, 144).

„Phocilides, der alt poet
 Auß hoher kunst beschreiben thet
 Gar artlich eines weibs natur.“

Also beginnt Sachs dieses Gedicht, welches er als „Schwanck vnd poeterey“ bezeichnet. Seine Quelle ist: »Joannis || Stobey || Scharpffinniger Sprüche / auß den schriftten der aller vernünfftigsten / eltiften / hochgelerten Griechen etc. Durch Georgen Frölich / genant Letus / von der Löm-nitz / erstmals auß Lateinischer / inn Teutsche sprache gebracht etc. Am Ende: Gedruckt zu Basel / by Johann Herbst / genant Oporino etc. 1551. Die Stelle befindet sich in einem Kapitel betitelt „Verwerffung der weiber“ und lautet folgendermaßen (S. 382):

„Die mainung Phocylidis ist dise. Auß disen vier thieren ist das weib geboren: auß ainem hundert / ainer bynen oder immen / auß ainer scheütlichen fauw / vnnnd rofs, das ain lange meni hat. Auß dem rofs hat fye die thätigkeit / schnellhait / hin vnd hâr zelauffen / vnd die schöne gestalt. Auß der sawe / daß fye weder böß noch frum ist. Auß dem hundert / daß fye wild vnd verdrießlich ist. Aber auß der bynē / daß fye wol hauset / vnd kan arbeiten.“

Diese kurze Bemerkung hat H. Sachs mit dem ihm eigenen Geschick zu einem Gedicht von 120 Versen ausgearbeitet. Allerdings hat er dazu auch die weiter unten stehenden Ausführungen

des Stobaeus, wobei dieser sich einmal auf Simonides beruft und den Vergleich mit den vier Tieren (sowie mit anderen Dingen) näher begründet (S. 382—383), einigermaßen benützt.

Der Müllner verkauft sein esel. (K.-G. 17, 269.)

E. Goetze verweist bei diesem Schwank auf Pauli No. 306, ohne zu sagen, daß er diesen für seine Quelle hält. Meines Erachtens hat S. keine andere gehabt. Die Pointe ist bei ihm dieselbe wie bei Pauli (ed. Oesterley S. 196) und die ganze Einkleidung, d. h. der größte Teil des Gedichtes ist seine geschickte Zuthat. Wir haben ja weiter oben schon gesehen, wie er kurze Anekdoten zu breiten Erzählungen auszuspinnen verstand.

Der faul Fritz im kalter. (K.-G. 17, 280.)

E. Goetze verweist auf Pauli 263, ohne diesen als Quelle zu bezeichnen. Es kann aber daran gar kein Zweifel sein. In den Hauptumständen stimmen Sachs und Pauli überein, und wenn ersterer verschiedene Zusätze und kleinere Änderungen bietet, so ist zu bedenken, daß dies ja meist, besonders in seinen späteren Schwänken der Fall ist. Übrigens finden sich auch einige sprachliche Übereinstimmungen:

Sachs:	Pauli:
Der hett ein faulen reyding knecht.	Nun het er ein knecht.
— — — Steh auf — — — —	. . stand vff vnd gib den pferden
Und bald den rossen ein Futter gib.	züessen.
Er sprach: „Junckherr — — —	Der knecht sprach, iuncker es ist
— — — — ich acht	noch nicht mitternacht.
Es sey noch kaum umb mitternacht.	
Schlieffen noch ein stund oder zwu.	Sie schliefen aber zwo stund.
Vermeint, es solt der laden sein.	vnd meint es wer ein fensterlad.
(Der wirt . . .) Die kammerladen	der wirt kam vnd die laden vff
ihn auffthet	thet. Da war die son vber alle
Da schien ihn allenthalb hinein	berg vff gangen.
Die sonn mit ganzem vollen scheine.	

Die meyd tratt in ein doren. (Keller-Goetze 17, 273.)

Bereits am 7. Oktober 1558 hatte Sachs, wie E. Goetze (l. c.) berichtet, die Erzählung als Meistergefang, und nach dem Titel (Die pfaffen maid mit dem thoren) zu schließen, mit denselben Umständen, wie in unserem Spruch vom 3. Juli 1562 behandelt. E. Goetze bemerkt (l. c.) „In Jörg Wickram's Rollwagenb. S. 174 Nr. 102 . . . wird derselbe Schwank erzählt“. Er hält also nicht das »Rollwagenbüchlein« für die Vorlage des Sachs. Ich glaube, daß unser Dichter keine andere Quelle gehabt hat. Allerdings wird bei ihm die Anekdote von „eines thumherren magd zu Meintz“ im »Rollwagenbüchlein« von einer „beürin“, die nach Basel kommt, erzählt, und auch sonst ergeben sich noch mehrere Abweichungen; so hat Sachs z. B. den im »Rollwagenbüchlein« fehlenden Schluß hinzugefügt: allein derartige Änderungen gegenüber seiner Vorlage sind wir ja bei ihm schon gewohnt. Nachdem er das, was im »Rollwagenbüchlein« 18 Zeilen (der Ausgabe von H. Kurz) einnimmt, zu 88 Versen ausspann, mußte er ja mehreres dazu erfinden. Daß er den sehr derben Schwank noch derber gestaltete, liegt ganz in seiner Manier. Ähnlich verfuhr er z. B. im 63., 64., 75., 76. und 80. Fastnachtspiel und noch anderswo. Auch mehrere sprachliche Berührungen finden sich, die ich indes des derben Inhalts wegen hier nicht anführe. Eines spricht noch zu gunsten meiner Ansicht: H. Sachs hat den vorliegenden Spruch unmittelbar (einen Tag) nach einem anderen (»der centelon mit dem todten wirth«) geschrieben, der unstreitig dem »Rollwagenbüchlein« entlehnt ist.

Eine Schwierigkeit besteht nur noch, und zwar eine chronologische. H. Sachs hat den Stoff bereits am 7. Oktober 1558 behandelt und das »Rollwagenbüchlein« bringt ihn erst in der undatierten Mühlhaufener Ausgabe, von der man bisher nur wußte, daß sie vor 1565 gedruckt worden. Allein diese Ausgabe ist allem Anscheine nach schon 1558 erschienen. Später als anfangs 1559 kann sie überhaupt nicht ans Licht gekommen sein; denn Hans Schirenbrand und Peter Schmidt, bei denen sie verlegt ist, druckten wohl noch 1559¹⁾ zusammen, aber noch im gleichen Jahre erscheint P. Schmidt allein auf Drucken²⁾. Somit führt die Bearbeitung unseres Meisters sogar zu einer annähernden Bestimmung der Mühlhaufener Ausgabe.

¹⁾ Ich habe Drucke der Beiden von 1557—1559 in der Hand gehabt.

²⁾ Joh. Jak. Huggelin's „Von heilsamen Bädern“ etc. erschien 1559 „durch H. Schirenbrand und Peter Schmidt“ und Laur. Fries „Von allerlei speisen etc.“ im gleichen Jahre noch bei P. Schmidt allein.

Ursprung der affen. (K.-G. 17, 290.)

Zwei ältere Gedichte gibt es, welche die gleiche Fabel, wie der vorstehende Schwank, behandeln. Das eine von Wackernagel in Haupt's Ztschr. (VIII, 537 ff.) aus V. Holl's Handschrift abgedruckt hat Hans Folz zum Verfasser, das andere von Wendeler in Schnorr von Carolsfeld's »Archiv« (VII, 330) mitgeteilt, befindet sich auf einem unsere Fabel darstellenden Holzschnitt, welchen „Georg Klogkêdö“, wohl der ältere dieses Namens, ein Nürnberger Formschneider † 1515) verfertigte; der Verfasser der Verse ist unbekannt. Das letztere Gedicht ist sehr kurz und weicht sowohl von Sachs als von Folz nicht unwesentlich ab. Dagegen zeigt das ziemlich lange Folzische, sowohl im Inhalt, als auch im Ausdruck, eine derartige Verwandtschaft mit Hans Sachs, daß man gar nicht zweifeln kann, daß letzterer jenen zur Vorlage hatte. Ich führe zum Beweise gleich einige Parallelen an:

Sachs:	Folz:
Ein doctor fraget ich der mâr Von wann die affen kemen her.	Ich fraget aineß ain der mer Von wannen die affen kemen her.
Woltn bey eim schmid zu herberg fein.	Ain herberg begertten vmb ain schmid.
— — — O herr und meister mein, Erbarm Dich deß uralten mann.	— — — ach herre mein Nun thus durch die erbarmung dein.
Und sprach zum schmid: Leih mir dein eß Und leg mir deiner kolen an.	Vnd batt den schmid im mit zu taylen Sein eß vnd ettlich koln darmit.
Nach dem der herr zu dem leschdrock Das glühend mennlein hinein zug.	Vnd do er aller glieend ward Zoch in gott außheer an der fartt, Vnd warff in in den leschtrog gar.
Der schmid ein alte schwiger het.	Er hett ain schwiger alt vnd schwach.
Erst ich weidlich zublafen will.	Vnd wolt erst zugeplafen han
Zsam gfschnurt, gerumpffen, thet sich meuln Ir angficht gleich sah einem affen.	— — — — so gar zukumpffen Vnd dz maul zu hauffen gerumpffen Dz fy ains affen gftalt gewan.

Selbst die zweifache Moral, welche Folz aus der Legende zog, hat Sachs, nur in verkehrter Reihenfolge, herübergewonnen.

Freilich bietet der jüngere Dichter auch zahlreiche kleinere Änderungen und Zusätze. So ist bei Sachs der Verjüngte „ein

bettelmann“, „der allmuß von dem schmid begert“, bei Folz ein „mendlin“, das schon deshalb nicht arm sein konnte, weil es vor Freude über seine Verjüngung dem Schmied „Ain vberköstliche wirttschafft gab“, während Sachs, im Gegenteil, den Schmied das verjüngte Männlein „zum Nachtmal“ laden läßt. Bei Folz zwingt der Schmied die alte „Schwiger“ zum Verjüngungsversuch, und diese gibt sich nur in der Erwägung „Dz es so pald geschehen wz“ „willigklich in die nott“; bei Sachs aber, fragt die „Schwiger“, noch bevor der Schmied auf den Gedanken gekommen, an ihr die neue Kunst zu versuchen, bei Tisch das Männlein „Ob jhn das Fewer hart hett brennet“ und erklärt sich zum Versuch des Schwieger-ohnes „Von gantzen hertzen“ bereit, und so noch mehreres. Zusätze zeigt Sachs insofern, als er mehrere Personen genauer schildert, die Situationen besser ausmalt, und kleine passende Züge hin und wieder einfließt. Er übertrifft auch unstreitig sein Vorbild in jeder Hinsicht.

Was den Stoff anbelangt, so ist natürlich weder Folz noch Glockendon, meines Erachtens, der Erfinder davon, beide gehen auf ältere Quellen zurück.

Der münchpfeffer. (K.-G. 17, 304.)

Die Quelle dieses Schwanks ist Pauli 63 „Wie zu meiland einem doctor essen ward geschickt“. Sachs hat den Ort beibehalten, aber aus der „frumen burgerin“ einen „burger“ („war ein frommer mann“) gemacht, statt eines Doktors und „Apts“ „zu den barfuoffern“, hat er sich mit einem „gardian“ „zu den parfufern“ begnügt. Im übrigen verläuft die Geschichte ganz gleich. Sachs verstand es aber trefflich, den vernaschten Jungen von vorn herein als einen durch schlechte Gesellschaft verdorbenen Burschen darzustellen. Es ist ferner ein guter, ihm gehörender Zug, wie erst die losen Gefellen den Jungen auf den Gedanken bringen, das Essen mit ihnen gemeinsam zu verzehren, anstatt es ins Kloster zu bringen. Endlich ist auch das Verhalten des Jungen, als er den Mönch bezeichnen soll, der ihm die Speisen angeblich abgenommen hat, köstlich ausgeführt. Kurz, Sachs hat seine Vorlage übertroffen und einen äußerst gelungenen, lebenswahren Schwank daraus gemacht.

Der leidenloß Weber. (K.-G. 17, 309.)

E. Goetze verweist bei diesem Gedicht zum Vergleich auf B. Waldis IV, 68, aber ich betrachte diesen geradezu als seine

Quelle; denn die Fabel ist bei beiden Autoren ganz gleich und es ergeben sich außerdem einige sprachliche Berührungen, z. B.:

Sachs:	Waldis:
Wenn man im bracht zu würcken garn	Das Garn, so jm ward bracht zu Weben
Thet das verfressen und verkauffen.	Das ward verbraffet vnd vertroncken.
Eins tags saß er in ein wirtshauß Und lebet allda in dem fauß. Da kam eine alte fraw hinein.	Eins mals begab sichs auff ein tag Saß bey den Bürgern in ein glag Da kam ein arme Fraw auch dar,
Du bub, dufchalck und du bößwicht... Du dieb, du lecker und du lügner,	Schalt jn ein Schalck vnd Bößewicht. Ein Lügner, Dieb vnd Tügenicht.
Der weber lacht und schwieg nur still.	Er schwieg vnd gab ein lachen dran.
Darmit man mich täglichen nennt.	Damit man pflegt ein Mann zu nennen,

Kleine fachliche Änderungen hat Sachs natürlich vorgenommen. So z. B. spielt die Geschichte bei Waldis „In Hessen“, bei Sachs genauer „in Marpurg“. Letzterer führt die „alte fraw“ direkt schimpfend ein und läßt sie 15 Verse lang toben, während Waldis nur in 3 Versen erwähnt, mit welchen Namen sie ihn belegt, und dgl. mehr. In der Moral gehen beide Dichter auseinander. Das sind Änderungen, wie sie sich Sachs seinen Vorlagen gegenüber immer erlaubt. Nachdem die älteste Bearbeitung des Stoffes, der 10 Jahre vor unserem Schwank geschriebene Meistergefang gleichen Titels 4 Jahre nach der ersten Ausgabe des »Esofus« verfaßt ist, so hat Sachs zweifellos diesen zur Vorlage gehabt.

Der blinden kampf mit der fäw. (K.-G. 17, 343.)

E. Goetze bemerkt zu diesem Schwank (H. S. XVII, S. 343): Es scheint eine alte Erzählung zu grunde zu liegen, denn in den Fastnachtspielen aus dem 15. Jahrhundert S. 719, 27 heißt es: Als die fau die die plinten haben erschlagen“. Damit hat es seine Richtigkeit. Ich habe zwar noch nicht die direkte Vorlage unseres Meisters, aber eine noch ältere Version aufgefunden. Die Erzählung findet sich nämlich schon in dem 1326 zu Bologna geschriebenen »Tractatus de diversis hystoriis Romanorum et quibusdam aliis« (veröffentlicht von S. Herzstein in H. Varnhagen's »Erlanger Beiträgen« 14. Heft). Die Erzählung bildet das Cap. 68 und ist betitelt „De cecis et uitulo“. Von Sachs weicht sie in zwei

wesentlichen Punkten ab: 1. ist darin ein Kalb statt eines Schweines, als Preis aufgestellt, und 2. keiner der Blinden trifft das Schlachtopfer, während es bei Sachs von einem Blinden nach 2 Stunden erlegt wird. Daß unser Dichter hierin mit seiner Vorlage übereinstimmt, beweist das obige Citat aus dem alten Faßnachtspiel. Dagegen scheint die ganze Einkleidung, insbesondere Zeit- und Ortsangabe, sowie der Umstand, daß der bekannte lustige Rat Maximilians I., Kunz von der Rosen, zum Veranstalter des Streichs gemacht wird u. a. die Zuthat des Sachs zu sein.

Für die Heimat des Schwanks halte ich Italien, wo ja auch die Geschichte, zuerst niedergeschrieben worden ist.

Der gestolene silberne löffel. (H. S. 17, S. 361.)

und

Der reutter mit dem vogelhund. (H. S. 17, S. 365.)

E. Goetze bemerkt zu dem ersten Schwank (o. O.): „den Schwank erzählt Jörg Wickram's Rollwagenbüchlein, S. 127 Nr. LXX in der Ausgabe von Heinr. Kurz“, und zu dem zweiten Schwank: „Jörg Wickram Rollwagenbüchlein S. 128 Nr. LXXI in der Ausgabe von H. Kurz erzählt dieselbe Geschichte“, Goetze betrachtet also Wickram nicht als die Quelle der beiden Schwänke, sonst würde er, wie sonst, kurzweg angegeben haben, Quelle: „Rollwagenbüchlein u. f. w.“ Wahrscheinlich bestimmte ihn zu dieser Ansicht der Umstand, daß Sachs die beiden Fabeln bereits im Jahre 1556 als Meistergefänge bearbeitet hatte, während sie das Rollwagenbüchlein erst in der Ausgabe von 1557 bringt. Ich glaube indes, daß Sachs doch das Rollwagenbüchlein als Vorlage gehabt hat. Meine Gründe sind nachstehende:

1. Im »Rollwagenbüchlein« folgen beide Erzählungen nach einander und es ist gewiß kein Zufall, daß Sachs die beiden Meistergefänge am gleichen Tage, am 4. Juni 1556 und später die beiden Spruchgedichte kurz nach einander (am 19. und 22. März 1563) verfaßt hat.

2. Sachs stimmt mit dem »Rollwagenbüchlein« in der Hauptsache sachlich und vielfach wörtlich überein, besonders bei dem zweiten Schwank.

3. Die Abweichungen des Nürnbergers vom »Rollwagenbüchlein« sind derart, daß sich wohl letzteres als Quelle des ersteren, aber nicht umgekehrt ersterer als Quelle des letzteren denken läßt.

Betrachte ich die Fabeln bezüglich des 2. und 3. Punktes näher, so muß ich bedauern, daß mir die Meistergefänge nicht vorliegen. Vielleicht ist die Übereinstimmung mit den Erzählungen im »Rollwagenbüchlein« bei ihnen noch größer, als in den Spruchgedichten. So lautet z. B. der von E. Goetze mitgeteilte Anfang des ersten Schwanks: „Ob einem guten male“ und im »Rollwagenbüchlein« beginnt die Erzählung „In einem guten mal“. Um gleich bei diesem ersten Schwank stehen zu bleiben, so ist die Verwandtschaft zwischen S. und dem »Rollwagenbüchlein« hier geringer als bei dem zweiten Schwank. Kein Wunder auch: das »Rollwagenbüchlein« erzählt die Geschichte in 18 Zeilen (der Ausg. von Kurz) und H. Sachsens Schwank enthält 120 Verse. Daraus ergibt sich schon, daß S. hier, wie ja meist bei seinen Schwänken aus dieser Periode, die Fabel wesentlich erweiterte und ausschmückte. Kleinere und größere Änderungen waren dabei selbstverständlich. Die Fabel verläuft aber dennoch hier so ziemlich wie dort. Die Änderungen betreffen nur ein paar Kleinigkeiten: Im »Rollwagenbüchlein« ist der Löffeldieb „einer“ von „etlich feltzam knaben“, bei Sachs, viel unwahrscheinlicher, „ein Dorfpfaff“. Der Beweggrund für die Entwendung des Löffels ist im R., „damit er (der Dieb) der zech halben nit zu theuer keme“, und bei Sachs, „den (Löffel) seiner kellnerin heim-zu-tragen u. f. w. Endlich ist der den Diebstahl offenbarende Tischgenosse im R. „einer vnder jnen“ (der „feltzam knaben“), dagegen bei Sachs „ein gut ehrlich kürzweillig mann“. Alles andere sind Zusätze des H. Sachs. Dieser verlegt die Handlung (ohne Ortsangabe im »Rollwagenbüchlein«) nach Augsburg, bestimmt die Zahl der Gäste auf 12, schildert das Mahl, läßt den Wirt mit einer Kerze nach den fehlenden Löffeln suchen, läßt den zweiten Gast eine längere Bemerkung über die Löffel machen, schildert das Hervorziehen des gestohlenen Löffels u. f. w. So kurz übrigens die Darstellung des »Rollwagenbüchleins« auch ist, so zeigt die breite Darstellung des Nürnberger Meisters doch mehrere sprachliche Berührungen damit, man vergleiche:

Sachs:

Als nun das nachtmal ende hett
Und man zu tisch auff—heben thett.
Theller, löffel
Fund der knecht

Der (Wirt) wart bald in die stuben gahn.

Rollwagenb.:

Als man nun schier geffen hat und
der Wirdtsknecht die löffel aufhub.

Vnd gadt damit in die stuben.

Sachs:

Auf den wirt mercket in den nehen
Der gute mann, der auch da oben
Ein silbren löffel hett ein—gschoben,
Und rücket fein heimlich subtil
Den feinen silbern löffelftil,
Daß er frey auß feim bufen recket,
Bloß und gentzlichen unbedeckt.

Rollwagenbüchlein:

So der nachgender, der auch ein
löffel in bufen gehalten hat, den Wirdt
erblickt, gedenckt er: Er wird die
löffel fordern; vnd zeucht den feinen
herfür, blöfflich das man den silberen
ftil kundt fehen.

Größer noch als bei dem ersten Schwank ist die Übereinstimmung mit dem »Rollwagenbüchlein« bei dem zweiten und zwar sowohl fachlich als sprachlich. In ersterer Hinsicht ergibt sich so gut wie gar keine Abweichung, selbst der Ort der Handlung, Weesen im Oberland, ist beiden gemein. Sachs erweitert nur die Darstellung durch breite Ausmalung der Situationen. In letzterer Hinsicht sprechen deutlich folgende Parallelen:

Sachs:

Ein reutter rit ein gantzen tag,
— — — — da es fer regens pflag,
Die straß war sehr kotig — — —

Ein schwarz zotender vogelhund . .

— — — — fein hund — — — —
Dem warff er von dem tisch hierfür
Ein eingedunckte schnitten brot . . .
Auch von dem fleisch die hawt und
beyn.

Da weißt der wirt zu schlaffen gahn
Den reuter in ein kammer, het
Darin zwey gut gerichter betth.

Und legt sich darein so besch

Derhalb auch billich ligen thett
Der hund in einem guten betth.

Rollwagenbüchlein:

— — ein Reuter — — — — der den
gantzen tag von wegen des Wetters
hat müssen durchs kaat reiten — —

ein groffen zotteten Vogelhund . .

. . . warff der Reuter . . . seinem
hund zu, etwan ein stück brots,
etwan ein bißchen abschetzigs fleischs,
etwan ein bein.

. . führt er („der Wirdt“) disen Reuter
in ein . . . schlaaff kammer, darinnen
zwey schöne betth stunden.

. . vnd leget jn an das betth also
besch

. . so were es ye billich, das er auch
wol lege.

Alles das zusammen bestimmt mich, das »Rollwagenbüchlein« für die Vorlage unseres Meisters zu halten. Die chronologische Schwierigkeit läßt sich leicht beseitigen. Es ist mir immer aufgefallen, daß vom »Rollwagenbüchlein« zwischen der ersten Ausgabe vom 25. März 1555 und der von 1557 keine Ausgabe erschienen sein sollte, während 1557 gleich 2 ans Licht kamen. Der Erfolg des Büchleins muß doch ein riesiger gewesen sein und den Dichter

ermuntert haben, noch weitere Erzählungen im gleichen Stile hinzuzufügen. Ich glaube deshalb, daß es eine, und gewiß von Wickram selbst besorgte Ausgabe von 1556 gegeben hat, welche S. benützte. Wenn dieselbe spurlos verschwunden ist, so hat dies nichts Auffallendes. Wie selten alle Schwankbücher aus jener Zeit sind, ist bekannt genug. Ich vermute sogar, daß manche ganz und gar zu grunde gegangen sind.

Kurz hat zu den beiden Erzählungen keine Nachweise gegeben, ich will wenigstens einen hier anführen. Die erste Erzählung findet sich in „El Sobremesa y Alivio de Caminantes des Juan de Timoneda (1569 zuerst gedruckt) Cuento 32 (Bibl. de Ant. Esp. Bd. III p. 172).

Der pfarrherr mit dem stationierer. (K.-G. 17, 355.)

Streiche von und an Stationierern verübt, sind Lieblingsgegenstände in der Schwankliteratur des 16. Jahrhunderts. Manches schöpfte man aus älteren Dichtern, insbesondere aus Boccaccio und anderen Italienern, anderes griff man frisch aus dem Leben; so verfuhr z. B. H. Bebel. Und so mag auch H. Sachs den ersten Teil unserer Erzählung nach einem wirklichen Vorkommnis gedichtet haben. Der zweite Teil, wie der „stationierer“ den Pfarrer über den Bach trägt und ihn in der Mitte des Wassers fallen läßt, erinnert an das gleiche Verfahren eines Bauern mit einem gewesenen Vogt. Ich glaube, daß erst Sachs diesen Teil der Geschichte, welchen er bei Pauli (sub No. 582) fand, mit dem anderen vereinigt hat. Wir würden dann auch hier eine Contamination vor uns haben, wie sie unser Meister liebte.

Drey feltzamer lächerlicher schwenck Stratonici, deß harpffenschlagers. (K.-G. 17, 375.)

Sachs bezeichnet Plutarchus als seine Quelle. Gleichwohl bemerkt E. Goetze in der Anmerkung zu dem Gedicht (H. S. XVII S. 375): „Woher H. Sachs sie (die 3 Schwänke) entlehnt hat, habe ich nicht gefunden“. Sie finden sich aber in „Plutarchi . . . vnd anderer Kurtzweise vnd höfliche Spruch Durch Heinrich von Eppendorff . . . verdollmetst“ (Straßb. 1534) unter »Stratonici weiße vnd sittliche Spruch« Seite 450, 448, 449. Die erste Anekdote hat hier die Überschrift: „Schertzrede vff ein statt da vil schlemmens vnd schemmens ist“; die zweite: „Manchem die veryagung wol thut“; die dritte: „Schertz vff ein vnflätig bad“.

Diesen 3 kurzen (nur 6–7 Zeilen großen) Anekdoten verdankt Sachs nur die Hauptideen; die breite sehr gelungene Ausführung ist ganz sein Eigentum und ein Beweis dafür, was er unter Umständen aus einem einfachen Witzwort zu machen verstand.

Drey artzney fur die lieb. (K.-G. 21, 139.)

Sachs bezeichnet in dieser „poetischen Fabel“ sowie in seinem bereits 1544 (2. Mai) geschriebenen Meistergefang gleichen Inhalts Lucianus als Quelle. Die Fabel ist in der That auch bei diesem zu finden. Sachs bearbeitete das 19. Göttergespräch: »Cupido, cur nec Minervam, nec Musas, nec Dianam telis suis petat?« Das Verhältnis des Dichters zu dieser Quelle ist ein ziemlich freies. Die von Sachs angegebenen Gründe sind andere als im Original. Bei Lucian verschont Amor Minerven aus Furcht vor ihr (*Ἀλλὰ τὴν μὲν Ἀθηνᾶν δέδιας, ὥς γῆς, καὶ τὴν Γοργόνα . .*), die Musen aus Ehrfurcht und zugleich bezaubert von ihren Gefängen (*Ἀιδοῦμαι αὐτάς . . . σεμναὶ γὰρ εἰσι . . . ἐγὼ παρίσταμαι πολλάκις αὐταῖς κηλούμενος ὑπὸ τοῦ μέλους.*) und Dianen weil sie vor ihm flieht und übrigens ganz der Jagdpassion hingegeben sei (*τὸ μὲν ὅλον οὐδὲ καταλαβεῖν αὐτὴν οἶόν τε φεύγουσαν ἀεὶ διὰ τῶν ὀρεῶν, εἴτα καὶ ἰδιόν τινα ἔρωτα ἤδη ἐρᾷ.*) Ganz anders Sachs: Bei ihm ist „der weißheit göttin“ für Amors Geschoß unerreichbar, weil „Sie . . . lebt nüchtern und mässig u. f. w.“, Diana, weil sie ganz in „müh und arbeit“ aufgehend, stets „hengt irem weidwerck nach“ „iren leib mit arbeit thiert“, was „leschet auß der lieb begird“, und die 9 Musen, weil sie hübsch „Auf dem birg Parnasso zu hauß“ „keine gieng umbschweiffend auß“ „Sunder blibn eingeschlossen . . Darzu nôt sie die lieb ir kunst“.

Ferner ist Sachs in den einleitenden Worten ausführlicher als seine Vorlage. Wenn in dieser Aphrodite zu ihrem Sohne sagt, daß er alle verwunde: *τὸν Δία, τὸν Ποσειδῶ, τὸν Ἀπόλλω . . . ἐμε τὴν μητέρα*, so erzählt Sachs von Jedem zur Veranschaulichung ein verliebtes Abenteuer, wobei er den Stoff aus Ovid's Metamorphosen entlehnte.

Wie Sachs zu diesem Göttergespräch kam, bleibt, da eine deutsche Übersetzung der *Διάλογοι Θεῶν* in so früher Zeit nicht bekannt ist, bleibt wie so vieles andere vorerst rätselhaft.

Der hecker mit dem bachendieb. (K.-G. 21, 148.)

Schon am 15. März 1553 hatte Sachs den gleichen Gegenstand als Meistergefang behandelt. Als Quelle der beiden Gedichte

betrachte ich H. Folzens Schwank »der Bachendieb«. Leider liegt mir dieser nicht vor. Ich schließe es lediglich aus den zwei Anfangsversen, die Keller (Faßnachtspiele 1214) mitteilt:

Ein Baur in einem Dorfe faß,
Der eins Reichen Gevatter was.

Hiemit vergleiche man den Anfang des Sachsischen Gedichtes

Einsmals ein armer hecker was,
Im Franckenland, derfelbig faß . . .

* * * *

Nun in dem dorff ein reicher hecker
Gerad gegen im uber faß,
Welcher auch fein gefatter was;

Der Schmid Phocas zu Rom. (K.-G. 21, 153.)

Auch einen Mgf. „der schmid vocas“ hat S. geschrieben und hier, wie dort „buch gesta Romanorum“ als Quelle bezeichnet. Goetze verweist auf die lat. gedr. G. R., Nr. 57. Ob Sachs diese (den f. g. Vulgärtext) überhaupt gekannt und benützt hat, ist eine Frage, die nur durch eine zusammenfassende Betrachtung aller von Sachs dem mittelalterlichen Märchenbuch entlehnten Dichtungen gelöst werden kann. Hier hat er ausschließlich die Cammerlander'sche Bearbeitung von 1538 (Fol. 15) vor sich gehabt. Er nennt, wie diese, den Schmied Phocas, (der Vulgärtext Focus) und zeigt viele wörtliche Übereinstimmungen z. B.:

Sachs:

Als die primzeit verschinen war . .
Wer itzund wil die warheit sagen,
Dem wil man feinen kopf zerfchlagen.
— — — Erkler mir bas . . .

G. R. Cammerlander:

Des morgens auf die Pryme zeit . . .
wer die warheit redt, dem will man
das haubt abschlahen
Erkläre mir das baß.

Aber Sachs hielt sich nicht in allem an seine Quelle. Er, der Vielbelesene, prüfte sie auf ihre historische Wahrheit und hatte manches zu ändern und hinzuzusetzen. Titus, der in dem G. R. genannte Kaiser, ist „der eilfft keyser“, (S. zählt mit mehreren Chroniken von J. Caesar ab) und S. wußte, daß er keine Söhne und nicht Phocas zum Nachfolger hatte. Deshalb spricht er von des Kaisers eigenem Geburtstag und nicht von dem seines Sohnes und läßt Phocas nicht (was alle Versionen der G. R. haben) seinen Nachfolger werden. Auch sonst änderte er mancherlei, doch sind es meist Kleinigkeiten.

Die keyferin mit dem löwen. (K.-G. 21, 197.)

Wir haben es hier mit einer berühmten, aus dem Orient stammenden, aber längst an den »Zauberer« Virgilius geknüpften Sage zu thun, mit welcher sich Sachs bereits am 20. Oktober 1547 in einem Meistergefang beschäftigt hatte, also lange bevor er (am 6. Sept. 1563) diesen Spruch verfaßte. Hier bezeichnet er Pauli als seine Quelle, dort »Gesta Romanorum«. Nun hat aber Goedeke richtig bemerkt, daß sich die Erzählung in keiner der 3 gedruckten Versionen der G. R. findet. Goetze verweist zwar auf G. R. ed Oesterley Nr. 186 (= Gesta Rom. deutsch von 1489 Nr. 18); allein hier ist von einem ganz anderen Zauberbilde Virgils die Rede.

Vergleicht man zunächst den Meistergefang mit Pauli (Nr. 206), so ergeben sich mehrere fachl. Verschiedenheiten; man sieht, daß der Meister jedenfalls nicht Pauli allein benützt haben kann. So schreibt Sachs Filius (Filius), Pauli aber Virgilius, Sachs spricht von einem Löwenbild, Pauli von einem Angesicht. Noch andere erheblichere Unterschiede werden weiter unten zur Sprache kommen, Genug, Sachs muß noch eine andere Vorlage gehabt haben; doch, daß er Pauli kannte, beweisen mehrere wörtlich benützte Stellen, wovon ich zwei anführe:

Sachs:	Pauli:
heftig durchs volk hin drange.	Der trang durch alle frawen hin.
Und im augenblick wart verloren.	Der nar ward verloren.

Welche andere Quelle hat S. benützt? Der Gegenstand war im Mittelalter und später ein sehr beliebter. Nicht weniger als vier ältere Gedichte sind bekannt, die sich damit beschäftigen. Das erste (aus der 1. Hälfte des 14. Jahrh.) ist abgedr. in Pfeiffer's »Germania« IV, 237; das zweite ist das der Colmarer Handschr. (Bartsch's Ausg. S. 338), ungefähr gleichzeitig mit dem vorigen. Das dritte, in Goedeke und Tittmann's »Liederbuch« (S. 354 ff.), ist eine jüngere Bearbeitung des zweiten. Das vierte ist auch in der Colmarer Handschrift (Bartsch's Ausg. S. 604). Den drei letzten ist die Form des Namens Filius gemein; inhaltlich kommen aber nur die drei ersten einander gleich. Das vierte Gedicht steht ihnen und Sachs ganz ferne und kann hier wegbleiben. Die anderen bieten die gemeinfamen Züge, daß dem Kaiser im fremden Lande, infolge der Untreue seiner Frau ein Horn am Kopfe wächst, daß er deshalb heimkehrt, die Kaiserin der Probe unterstellt und daß nach der Probe das Horn abfällt. Alles dies findet sich nicht bei Sachs; man kann daher kaum annehmen, daß ihm eines dieser Gedichte

bekannt war. Er stimmt allerdings in einem wichtigen Punkte mit ihnen überein, der bei Pauli fehlt, nämlich, daß das Bild nach der Trugprobe zer springt, aber dieser Zug findet sich gewiß noch anderwärts. Anderseits gehen H. S. und jene älteren Gedichte noch in weiteren Dingen aus einander, so daß man von ihnen als Quellen hier absehen können wird. Möglich, daß S. irgend ein anderes z. Z. unbekanntes Meisterlied benützte; vielleicht wird man auch seiner Angabe Glauben schenken dürfen, er habe den Stoff den »Gesta Romanorum« entnommen. Freilich ist an keine gedruckte Ausgabe, sondern nur an irgend eine handschriftliche zu denken. Bedenkt man, daß diese sehr oft fremdartige Bestandteile aufnahmen und die Namen häufig in entstellter Form wiedergaben — Oesterley's Einleitung zu seiner Ausg. der G. R. bietet Belege genug hiefür —, so wird man die Möglichkeit wenigstens zugeben.

Daß S. diese Geschichte vom „Kaifer“ Julius (Caesar), von Pompeia und Clodius erzählt, ist seine aus Plutarch geschöpfte Zuthat. Das gesteht er in dem späteren Spruch selbst ein. Es ist dieser Umstand von einer über den vorliegenden Schwank weit hinausgehenden Wichtigkeit in der Beurteilung seiner Quellen. Obwohl S. weder bei Plutarch, noch bei irgend einem anderen Autor des Altertums etwas Ähnliches über Pompeia gefunden, so identifizierte er doch diese Frau, von der er wußte, daß Caesar sie wegen Verdachts des Ehebruchs verstoßen hatte, mit der namenlosen Heldin der Virgiliusfage.¹⁾

Der Mgf. ist also wohl eine Kontamination aus Pauli 206 mit einem verlorenen älteren Mgf., event. einer Erzählung aus einer

¹⁾ Ähnliche Beispiele finden sich noch viele bei Sachs; ich begnüge mich, hier noch auf zwei hinzuweisen: In dem Mgf. »Der hochfertig keiser« erzählt er 1549 getreu nach den »Gesta Romanorum« (No. 59) die bekannte Erzählung vom „keiser Jovianus“. In der »Comedi Julianus der keyser im Bad«, 7 Jahre später geschrieben, setzt er mit einem Male, an Stelle des überlieferten Jovianus, seinen Vorgänger Julianus Apostata, offenbar weil die erzählte Handlung eher auf jenen Feind des Christentums, als auf den frommen Jovianus paßte. In dem ebenfalls nach dem »Gesta Romanorum« (No. 20) gearbeiteten Mgf. »Des Försters fun« setzte Sachs an Stelle des Kaisers Hannibal oder Hambribal (bezw. Konrad) den Frankenkönig Dagobertus. Später machte er aus der Fabel eine „Comedi“ und berief sich auf „die französische Cronica“ nicht etwa weil sich unsere Erzählung in einer solchen befindet, sondern nur weil er die Person Dagoberts daraus schöpfte. Genau so dürfte es sich mit der von S. zweimal behandelten Geschichte »Die königin mit dem merwunder« verhalten. Der Name Teudelinda ist ganz sicher zuerst von Sachs, der das bekannte Gedicht im Heldenbuch Kaspars von der Roen zur Quelle hatte, hinzugefügt worden, und die Berufung auf die „Lamparter Cronica“ ist nicht ernster zu nehmen, als wie oben diejenige auf „die französische Cronica“. Vergleiche meine Bemerkungen zu Drescher's »H. Sachs-Studien« I (Litteraturbl. 1892 Sp. 188 ff.).

deutschen *Gesta Romanorum* - Handschrift und Nachrichten aus Plutarch (J. Caesar). In dem Spruchgedicht griff Sachs auf seinen eigenen Mgf. zurück, den er zum großen Teil wörtlich wiedergab und nur mit einzelnen Zusätzen bereicherte. Daß er Pauli aufs neue benützte, habe ich nicht finden können. Das Quellenverhältnis ist genau das nämliche, wie im Meistergefang.

Fabel: Der aff mit der schildtkröten. (K.-G. 17, 515.)

„Im buch der alten weifen steht“ . . . Mit diesen Worten beginnt diese am 25. Sept. 1563 geschriebene Fabel. Die Quelle ist also »Das Buch der Beispiele der alten Weifen« (II. Kap. Holland's Ausg. S. 122 ff.). Sachs hat seine Vorlage bedeutend verkürzt und vereinfacht. Er hat nicht nur die eingeschachtelte Erzählung, sondern auch mehrere Nebenumstände weggelassen. So ist z. B. der Affe nicht (wie in der Vorlage) der von einem seiner Diener verjagte Affenkönig, es fehlt ferner „die gespil“ des Schildkrötenweibchens u. a. mehr.

Der bawer mit feim schultheifen. (K.-G. 21, 211.)

E. Goetze bemerkt zu diesem Gedicht (H. S. Bd. XXI, S. 211): „In diesem Schwank hat Sachs zwei Geschichten zusammengeschweißt. Für den ersten Teil benutzte er Pauli's »Schimpf und Ernst« Nr. 52 (vergl. Oesterley S. 478), für den letzten Nr. 349 (Oesterley S. 512)“. Hiezu ist zu bemerken, daß unser Schwank nicht aus zwei, sondern aus drei Erzählungen kontaminiert ist. Die erste hat Goetze richtig angegeben, doch kommt noch ein „aber“ dazu. Bei Pauli 52 wird erzählt, daß ein Narr einen zur Jagd dressierten Sperber aufsaß, weil sein Herr immer „den vogel lobt, wie gut er wer“, bei Sachs aber stiehlt und ißt ein Bauer eine Nachtigall, da er

aus einfalt gedacht:

Ist diser vogel denn so gut,

Das iederman in loben thut, . . .

Es ist nun möglich, daß Sachs aus Pauli schöpfte und aus dem Sperber eine Nachtigall deshalb machte, weil ihm die bekannte Fabel vom Habicht und der Nachtigall vorschwebte; es ist aber auch denkbar, daß er eine Version benützte, worin der Sperber (oder Falke) durch eine Nachtigall bereits ersetzt war, denn auch die Fabel von dem verspeisten Vogel war verbreitet genug. Ich erinnere mich dunkel, eine solche Version irgendwo einmal gelesen zu haben.

Die zweite, von Goetze nicht angegebene Fabel — Ohrfeige Jemandem versetzt und Buße gleich dafür bezahlt — findet sich in

der Straßburger Ausgabe von »Schimpf und Ernst« sub No. 500 (Pauli ed. Oesterley, Anhang 25, S. 408) und führt die Aufschrift: »Von einem schultheiß vnd einem bawren«. Sachs verdankt ihr, wie man sieht, den Titel, ferner den mittleren Teil seines Gedichtes und außerdem das Lokale. Pauli beginnt: „Im Reingau“ und Sachs: „Ein bawer in dem Rinkaw fas“.

Die von Goetze genannte zweite Quelle bildet den Schluß unseres Gedichtes. Sachs wich von dieser Vorlage nur in Kleinigkeiten ab, so z. B. ißt der Bauer bei ihm 6 Zwiebeln, bei Pauli 3—4. Übrigens hat S. von den beiden letzten Erzählungen oft wörtlich Gebrauch gemacht.

Was die letzte Erzählung (Pauli 349) betrifft, so wäre den Nachweisen Oesterley's noch hinzuzufügen: »Le Payfan qui avoit offensé son Seigneur«, Erzählung J. Lafontaine's.

Der jung kauffmann fraß ein todten Juden. (K.-G. 21, 225.)

Sachs gibt selbst „Sebastianus Brand“ als Quelle an. E. Goetze bezeichnet sie (H. S. Bd. 21 S. 225) näher. Ich möchte hier nur betonen, daß Brant selber die Fabel wörtlich den Facetien des Poggio entnahm (Ausg. Londini 1778 I S. 140), wo sie den Titel »Vivum Sepulcrum« führt.

Der Pfennig der best Freund. (K.-G. 21, 220.)

Früh schon spielte in der mittelalterlichen Dichtung die Personifikation des Geldes als her pfenninc, Dan Denier, Sir Peny u. s. w. eine bedeutende Rolle. Über die Verbreitung derartiger Dichtungen sei verwiesen auf Keller's Faßnachtspiele S. 1185, Nachträge dazu S. 308, Dunlop-Liebrecht S. 503^b, Jubinal »Contes, Dits et Fabliaus« II, S. 426.

Diese Art von Gedichten setzte sich bis ans Ende des 15. Jahrhunderts fort, sei es als selbständige Dichtungen, sei es als Einlage in größere Dichtungen. So enthält der in der Neubearbeitung von 1549 unserem Sachs wohlbekannte »Renner« des Hugo von Trimberg ein Kapitel „Von den Pfennigen“. So bietet Hans Vintler in seinen »Pluemen der Tugent« eine längere hierher gehörende Stelle (Vers 7214—7271), welche, wie J. Zingerle in seiner Ausgabe bemerkt (praef. p. XXX), mit einem Spruche der Wiltener Meisterfängerhandschrift in engster Beziehung steht. So schrieb H. Rosenblüt noch einen »Spruch von dem pfenning« (abgedruckt in Keller's Faßnachtsp. S. 1183—1185). Wenn letzterer auch kaum Sachsens Vorbild gewesen sein kann, so wird er ihn doch wohl gekannt haben; wenigstens ähneln sich einzelne Stellen, wie z. B.

Sachs:

Weil dem pfenning die jung und alten
Nachstellen, haben in all lieb
Truegner, rauber, mörder und dieb.

Rosenblüt:

Auff erden lebt kein orden,
Er hab pfennig altzeit lip,
Er sey ein morder oder ein dip.

Ein anderes ähnliches, ebenfalls in Nürnberg gedichtetes und gedrucktes Gedicht »Das lied von dem häller« von Jörg Graff (Siehe »Weimar. Jahrbuch« IV, 424)¹⁾ steht unserem Sachs ferner.

Neu ist bei Sachs die Idee, daß der Pfennig als „der best Freund“ erscheint. Ob aber dies die Erfindung unseres Dichters ist, kann ich mit meinen gegenwärtigen Hilfsmitteln nicht feststellen. Zu diesem Behufe wäre es wohl notwendig — was am besten in einer Spezialuntersuchung geschehen könnte — die poetische Rolle des Pfennigs durch alle Litteraturen zu verfolgen. Ich muß mich begnügen, konstatiert zu haben, daß Sachs in diesem Schwank, wie schon so oft sonst, einen ächt mittelalterlichen Stoff mit in die Renaissancezeit herübergenommen hat.

Übrigens sei bemerkt, daß Sachs schon 1539 ein verwandtes Thema in seinem Spruch »Die wunderbarlich gut vnd böß Eygen-schafft deß Gelts« behandelt hat.

Der groffe fisch Mulus. (K.-G. 21, 246.)

E. Goetze verweist bei diesem auch schon früher als Meister-gefang behandelten Schwank zum Vergleich auf Pauli's Anhang No. 6 (Ausg. v. H. Oesterley S. 392 und 551), wo allerdings eine ähnliche Geschichte, jedoch mit wesentlich abweichenden Einzelheiten erzählt wird. Sachs hat aber, wenn auch mit etwas unklaren Worten, seine Quelle selbst bezeichnet, er sagt:

Wie das Plutarchus uns beschreibet,
Aus dem schwanck uns zuwissen bleibet,
Daß dis sprichwort vor manchem jar
Warhafftig ist — — — — —
Welliches sagt etc.

Bei flüchtigem Lesen muß man da freilich Plutarchus mit dem Sprichwort in Beziehung setzen, während Sachs den Vers „Wie das Pl. etc.“ auf die vorhergehende Fabel bezogen haben will. Wie dem auch sei, die Quelle findet sich in Plutarchi etc. »Kurtz-weise vnd höfliche Sprüche«, übersetzt von Eppendorff S. 570.

¹⁾ E. Weller erwähnt in seinen Annalen (I S. 311): „Des großen Nothhelfers vnd weltheiligen S. Gelts oder S. Pfennings Lobgefang von des lieben Gelds Tugent, Krafft, Stärck, Kunst, Glück u. f. w. 1542. 8^o s. O. (Straßburg). Goedeke (»Grundriß« II² S. 12) zählt das Gedicht unter die Werke Seb. Franck's und führt eine Ausgabe von 1537 an.

Die Anekdote hat hier die Überschrift „Schalcksnarren essen nit das bößte bei den großen herren“ und stimmt, ein paar Kleinigkeiten abgerechnet (auch in den Namen Philoxenus, Dionysius, Galatea, Mulus), vollkommen mit Sachs überein, der alles nur breiter ausführte. Die Änderungen und Zusätze des Nürnbergers sind geringfügig. Manches entnahm er aus anderen Stellen des Plutarch-Eppendorff. So beginnt z. B.

Sachs:	Plutarch-Eppendorff:
Philoxenus, der alt poet Künstreich, doch gar kein reich- thum het War bey köng Dionysio.	Philoxenus aß ettwan mit dem künig Dionysio.

Sachs hatte aber in Plutarch-Eppendorff S. 578 gelesen, daß „Philoxenus der poet“ „güt åcker vñ hauß“ in Sicilia befeßen und aufgegeben hatte und davon gegangen, also besitzlos geworden war.

Daneben scheint S. auch dieselbe Geschichte aus H. Bebel's »Geschwenk« (1558) gekannt zu haben, wo sie als „Schwank eines Gauklers“ erzählt wird. Wenigstens stimmt er an einer Stelle mehr mit ihm als mit Plutarch-Eppendorff überein; man vergleiche:

Sachs:	Bebel:	Plutarch:
Sein fischlein nam — — Und hielt es nahend für sein mund Ein weil, nach dem hielt ers gar rund Hinnumb zu seinem lincken or.	fieng er an der Fischlein viel anzugreifen / jetzt zu he- ben / den zñ Mund / jetzt auch zu den Ohren.	Philoxenus nam das fischlin vnnd hylts für die oren.

Der jung gfell fellet durch den korb. (K.-G. 21, 259.)

Sachs beginnt diesen (am 23. November 1563 beendeten) Schwank folgendermaßen:

Eins tags ich in eim wirtshauß fand
Ein gmalten brieff an einer wand etc.

Und es scheint mir auch recht wohl glaublich, daß unser Dichter durch irgend eine bildliche Darstellung zu einem Stoffe gekommen, der früh im Mittelalter bei allen Völkern an berühmte Namen, bald an Hippocrates, bald an Vergilius¹⁾ geknüpft, im 15. Jahrhundert aber von einem Schreiber (Heinric Künrade der schreiber im korb) erzählt, auch unzählige Male Gegenstand der darstellenden Künste und ungeheuer populär geworden war. Vergl.

¹⁾ Sachs hat selbst unterm 3. Januar 1560, also beinahe 4 Jahre vor unserem Schwanke, einen Meistergefang »Der Filius im korb« geschrieben; kein Zweifel also, daß er mit dem Stoff vertraut war.

über die Verbreitung u. f. w. von der Hagen's »Gesammtabenteuer« III praef. CXXXIX ff., Dunlop-Liebrecht S. 483, K. L. Roth »Über den Zauberer Virgilius« (»Germania« IV, 273 ff.), Maßmann »Kaifchronik« III, 451 ff.

Die stoltz jungfraw fellet durch das fib. (K.-G. 21, 262.)

Dieser Schwank ist ein Seitenstück zu dem vorigen. Während aber der Dichter letzteren, nach eigener Angabe, einem Bilde verdankte, gibt er ersteren für ein Wanderschaftserlebnis aus. Jedoch werden wir uns hier, wie schon bei anderen Sachs'schen Wanderschaftserlebnissen etwas skeptisch verhalten dürfen. Ich glaube, daß dieser Schwank keine Erfindung ist. Der Gedanke, dem durch den Korb gefallenen Jüngling eine Jungfrau an die Seite zu stellen, lag nahe genug. Sachs gab sich nicht einmal die Mühe, irgend einen Grund auszudenken, wie und wozu die „jungfraw“ ins Sieb oder aufs Sieb kam. Es genügte ihm, ein Mädchen in ähnlicher Situation zu zeigen und da er dies wohl nicht, wie bei dem Gefellen als die öffentlich beschämte Buhlerei deuten mochte, so sah er darin den zum Fall gebrachten weiblichen Hochmut.

Der schuster mit den lederzancken. (K.-G. 21, 272.)

Zu diesem Schwank bemerkt E. Goetze (H. S. XXI, S. 272): „Burkhard Waldis IV, 42 hat denselben Schwank bearbeitet“. Ich gehe weiter und behaupte, daß Waldis die Quelle unseres Sachs ist, und zwar sowohl für diesen Schwank als auch für seinen 11 Jahre älteren Meistergefang gleichen Titels und Inhalts (geschrieben am 24. November 1552). Die erste Ausgabe des »Esopus« erschien vier volle Jahre vor dem Meistergefang des H. Sachs. Letzterer schließt sich — wenigstens in dem mir allein vorliegenden Schwank sachlich vollständig an »Esopus« IV. 42 an; im Ausdruck kommt er ihm oft sehr nahe, so z. B. in den folgenden Stellen:

Sachs:	Waldis:
Zu Lübeck ein schuhmacher fas.	Ein reicher Schuster faß zu Lübeck
Der ein sehr gute werckstat hat.	Denn er eine gute werckstatt hett.
— — zwo maß hamburgisch bier	— — — das best Hamburger Bier.
Als eines nachts bey im vor tag Sein junges weib zu bethe lag	Die Fraw beim Mann am Bette lag Auff einem morgen frû vor tag.

Sachs:

Daß du
Das flinckend leder mit deinem mund
Also mit dein — — zänen
Oftt mußt zancken . . und denen.

Damit machstu dein maul . . .
. . . flincket — — — — —
Und reißt auch auß damit dein zän
Drum bitt ich etc.

So wil ichs deinethalben lassen.

— — Weil ich mit den zänen
Das leder thet strecken und denen
Nach der lenge und nach der breit,
Da ergabs wol zur selben Zeit,
Daß ich vil schuch machet darauß.

Drumb müß wir trincken sawren covent

Und wil — — —
— — — — —
Dir das helfen denen nachmals,
Solt mir kein zan bleiben im hals.

Waldis:

— — — ich bitt, wolt mit den Zeenen
Nit so das flinckend Leder denen,
Denn euch das Maul oft flinckt davon.
Möcht komen, das jr so ein zon
Etwan außriffen . . .

— — wils gern vmb deint willn meiden

Da ich das Leder pflag zu recken
Vnd mit den Zeenen lenger strecken,
Da ward es lang vnd thet weit reichen.

Muß oft den sawren couent trincken.

Will fleißig helfen, laß Gott walten,
Solt ich kein Zan im Hals behalten.

Es muß also jeder Zweifel darüber schwinden, daß Sachs wirklich Waldis zum Vorbilde hatte. Der Nürnberger ist nur — eine Eigenschaft seiner späteren Schwänke überhaupt — viel breiter als Waldis. Er hat es sich z. B. nicht nehmen lassen, das Verhältnis des Schusters zu seiner ersten Frau, welches Waldis mit zwei Worten abgethan, ausführlich in etwa einem Dutzend von Versen zu schildern.

Der einfeltig mönch. (K.-G. 21, 328.)

Dieser Schwank, dessen Fabel Sachs bereits am 27. September 1549 als Meistergefang behandelt hatte, geht auf No. 61 in »Schimpf und Ernst« (Oesterley's Ausgabe S. 51/52) zurück. Hier hat die Erzählung die ungeschickte Überschrift: „Den roub trug ein münch in seinem Buch heim“. Sachs hält sich getreu an sein Vorbild, oft auch wörtlich; nur ist er viel ausführlicher. Die Geschichte illustriert den Satz: Was der Weisheit mißlingt, glückt oft der Einfalt.

Oesterley gibt keine Nachweise zu der Erzählung des Pauli; ich bemerke deshalb hier, daß sie sich auch in Zingref-Weidner's Apophthegmata (Ausg. Amst. 1655 V, S. 126) findet. Weidner nennt „Caesarius Heisterbach in »illustribus miraculis« l. 6 c. 2“ als seine Quelle. In der mir vorliegenden Ausgabe der »Illustrium Miraculorum et Hist. Memorabilium Lib. XII« (Col. Agripp. 1591) steht sie

im I. Band S. 433—36. Die Erzählung ist offenbar ein altes Predigtmärlein.

Der schultheis mit dem karpffen. (K.-G. 21, 254.)

Den Stoff dieses am 9. Dezember 1563 geschriebenen Schwankes hat der Dichter bereits am 25. November 1552, also einen Tag nach dem Meistergefang »Der schuster mit den lederzancken«, als Meistergefang bearbeitet. Schon dieser Umstand spricht gewissermaßen dafür, daß er die gleiche Quelle (B. Waldis' »Efopus«) auch hier benützt hat. In der That findet sich unsere Fabel auch bei diesem (»Efopus« IV, 14). Ich weiß nicht, wie groß die Übereinstimmung zwischen Waldis und dem Meistergefang ist. Viel besagt schon, daß bei Sachs, wie bei Waldis als Ort Lichtenau genannt ist. Aber auch zwischen unserem Schwank und Waldis besteht die größte Ähnlichkeit. Sachs weicht nur in ein paar Kleinigkeiten sachlich davon ab. So wird z. B. Heidelberg nicht bei ihm erwähnt, der Namen des Pfarrers unterdrückt und der Schultheis will dem Bischoff aus Schamgefühl nicht beichten, denn er ist mit diesem gut bekannt und wird von ihm „für ein bider-mann“ gehalten, während er bei Waldis der beschwerlichen Reise und des durch dieselbe verursachten Aufsehens wegen sich dagegen sträubt. Bei Sachs fährt der Geistliche den beichtenden Schultheißen sehr rauh an und überhäuft ihn für seine Sünde mit bitteren Vorwürfen, bei W. begnügt sich der Beichtvater mit der ruhig vorgetragenen Bemerkung, daß die Sünde zu groß sei, als daß er ihn davon absolvieren könne, er müsse deshalb „Gen Heidlberg . . zum Bischoff ziehen“. Manches wird in anderer Weise vorgebracht. So erwähnt bei Waldis der Pfarrer, daß er „letsten zu Rome war“, bei Sachs ist es der Schultheis, der sagt: „Weil ir doch selber seid . . Gewest in . . . Rom“ u. dgl. mehr.

Die sprachlichen Berührungen zwischen Sachs und Waldis sind hier allerdings geringer als wie z. B. bei dem »Schuster mit den Lederzancken«, aber einige finden sich doch, z. B.:

Sachs:

— — — ein schultheis —
— het uber die maß
Selber gar ein schöne ehfrawen,
Noch wolt er in den schalcksberg hawen
Mit feines nechsten nachbawren weib.

Morgen hab ich der priester fast
Etlich in meim pfarrhof zu gast.

Ein karpffen, der sibnpfündig was

Waldis:

Der Schultheiß von der Lichtenaw
Het selb daheym ein schöne Fraw,
Dennocht feins Nachbarn weib begert.

— — morgen — — — —
Muß ich den Priestern thun ein essen.

— — ein Karpffen von sibn Pfunden.

Sachs:

— — Geh, bring in — — —
Meiner kôchin in pfarrhof heim!
Sprich, daß sie den fisch — — —
In der fischgrub auff morgen bhalt!

Vnd trug den fisch heim in fein hauß,
Vnd lebt selb darmit — — — —
Mit weib und kind meiden und
knechten.

So nemt auch für die that mein willen.

Waldis:

— — — tragt jn hin
Vnd brengt jn meiner Kellerin,
Das jn so lang in Brunnen setz
Vnd morgen drauff jr Messer wetz.

Bracht den Vifch heim zu seim gefindt,
Lebt davon mit Weib vnd Kindt.

Drumb nempt den willen vor die that.

Ich glaube daher, daß Sachs keine andere Vorlage als Waldis gehabt hat. Die Übereinstimmung mit diesem würde gewiß noch größer sein, wenn S. nicht ausführlicher als sein Vorbild gewesen wäre. So zwangen ihn schon seine Zuthaten — sein Gedicht enthält 154 Verse gegen 100 des Waldis — zu fachlichen und sprachlichen Änderungen.

Des schmides son mit seim traum. (K.-G. 21, 268.)

Unter diesem Titel hat Sachs bereits am 24. November 1552, also an dem nämlichen Tage, an dem er den Meistergesang »Der Schuster mit den lederzancken« vollendete, einen Meistergesang geschrieben, mit dem der Schwank gleichen Titels vom 10. Dezember 1563 inhaltlich wohl ganz und sprachlich gewiß vielfach übereinstimmt. Wenigstens ist der von E. Goetze mitgeteilte Anfang der gleiche. Der Inhalt läuft kurz darauf hinaus, daß der Sohn eines Schmiedes, der ein Pferd zum Verkauf auf den Markt gebracht, Nachts träumt, er habe es verkauft, und nun diesen Traum für Wirklichkeit haltend, ohne Pferd nach Hause eilt und — ausgelacht wird. Auch hier hat Sachs den »Esopus« des B. Waldis und zwar die erste Hälfte der 32. Fabel im IV. Buche zur Vorlage gehabt. Da sein Schwank 112 Verse, die von ihm benützte Hälfte des Waldis'schen aber nur 41 zählt, so liegt es auf der Hand, daß er viel Eigenes hinzugefügt hat. Aber diese Zuthaten ändern gar nichts an der Fabel selber. Sachs beschreibt ausführlicher, schlägt die Reden seiner Personen breit, oder erdichtet Reden dazu. Läßt z. B. Waldis den Schmied zu seinem Sohne bezüglich des Pferdes sagen: „nims mit, siehe, kansts verkauffen“, so dehnt das unser Dichter zu 17 Versen aus, worin er das Pferd beschreibt, den Preis bezeichnet und dem Sohne Verhaltensmaßregeln gibt. Erwähnt Waldis in zwei Versen, daß das Pferd in Basel „von etlichen beschritten Bedrabt, befehn vnd auch beritten“ worden, so schildert uns Sachs ausführlich in

30 Versen den ganzen Pferdehandel mit dem üblichen Lügen und Schwören. Wenn ferner Waldis erst nach der Heimkehr des Burschen sagt, daß dieser alles geträumt habe, so glaubte Sachs, der Deutlichkeit halber, uns diesen Traum schon vorher erzählen zu müssen.

Im übrigen herrscht zwischen Sachs und Waldis Übereinstimmung und nachstehende Parallelen beseitigen den letzten Zweifel darüber, daß S. von W. abhängig ist:

Sachs:	Waldis:
Freyburg, die stadt, im Brißgaw leit, Da saß ein schmid vor langer Zeit, Der ein gewachsen fone hett.	Zv Freiburg, welchs im Brißgow leit, Da saß ein Schmidt auff eine zeit, Der hat ein Son, war eben groß.
Der wolt gen basel in die statt.	Bat — — das ern wolt lon, Ein mal hinauff gen Basel gohn.
Und klopfft mit der hand auff fein daschen.	Klopfft auf fein Tasch — — —
Erst fieng er an eilend zu lauffen Gen Basel hin mit großer eil Von Freyburg nauff sechs groffer meil.	Bald mußt er wider vngefeumt, Nach Basel lauffen in der eil, Das fein vorwar sechs groffer Meil.

Der Narrenbrüter. (K.-G. 21, 323.)

In seinen letzten Lebensjahren sehen wir Sachs wieder mehrfach zu einer Gattung von Dichtungen zurückkehren, die ihm gerade in der frühesten Zeit seines poetischen Schaffens viel beschäftigt hatte, zu der durch Seb. Brant's epochemachendes Werk ins Leben gerufenen Narrendichtung. Auf das »Narrenschiff« und ähnliche Dichtungen weist unser vorliegendes Gedicht und weisen nicht minder die sieben folgenden „Schwänke“ deutlich hin.

Den „Narrenbrüter“ hat bereits Zarncke in der Vorrede seiner Ausgabe des »Narrenschiffs« (p. CXXX) als unter dem Einflusse des S. Brant stehend bezeichnet. Mehr noch als dieser, dürfte Murner durch seine »Narrenbeschwerung«, oder Wickram durch seine Bearbeitung dieses Werkes auf H. Sachs gewirkt haben. Eines der ersten Kapitel der »Narrenbeschwerung« ist betitelt „Geuch vß brieten“.

Der vollen faw gefehrliche schiffart. (K.-G. 21, 311.)

Das Narrenschiff legte die Idee eines Schiffes mit einer bestimmten Art von Narren nahe genug. Das 48. Kapitel der Brant'schen Dichtung führt den Titel „Gefellenschiff“, das 108.

„Schlûraffenschiff“; hiemit war das Vorbild für die Behandlung eines derartigen Gedichtes gegeben. Im 48. Kapitel des »Narrenschiffes« lautet in einer Ausgabe ein Vers:

Wir wölln gen Franckfurdt in die Meß
in einer anderen Ausgabe lieft man:

Die muß ich jetzt gen Franckfurt füren
und bei H. Sachs findet sich hier:

Darmit fahr wir hinab allein
Zu der statt Franckfurt, auff dem Meyn.

Auch an das 16. Kapitel des Narrenschiffes „von fullen vnd praffen“ erinnert der eine oder andere Vers des H. Sachs. Kein Zweifel also, daß sich Sachs an das »Narrenschiff« in diesem Schwank anlehnte.

Schiffahrt der wüften vollen few. (K.-G. 21, 313.)

Dieses Gedicht ist vom 31. Verse an eigentlich nichts als eine ins Unflätige hinübergespielte Variation des vorigen. Die Menschen sind hier allegorisch durch zwei Schweine repräsentiert und das Schiff ist dem entsprechend emblematisch ausgestattet. Die breite Beschreibung des Schiffes und der Schiffahrt und die Einkleidung als Vision, weisen, wie so oft sonst auf eine bildliche Darstellung als Quelle des Dichters hin.

In den ersten 30 Versen dagegen schließt sich Sachs an Brant an.

Das gros fäwey anff dem küß. (K.-G. 21, 316.)

Dieser widerlich kotige „Schwank“ ist nur die breite Ausführung des 43./44. Verses im vorigen.

Der egelmeyer. (K.-G. 21, 318.)

Die Zugehörigkeit dieses Gedichtes zu dem Kreise des Narrenschiffs verraten die Verse:

Mein narrenkapp verrhet mich doch . . .
Mein schellen zerkiffet der eichhorn u. f. w.

Tittmann (»Dichtungen des H. Sachs« II S. 248) meint: „Das Gedicht scheint Erklärung eines Holzschnittes“. Damit dürfte es seine Richtigkeit haben. H. Sachs hat gewiß eine bildliche Darstellung als Vorlage für den „egelmeyer“ gehabt, ebenso wahrscheinlich auch für das folgende Gedicht

Der vol gefressig zapff (K.-G. 21, 319),

welches in jeder Beziehung ein Seitenstück zu dem vorigen ist.

Der gefang der vollen brüder. (K.-G. 21, 321.)

Dieser Schwank wurde bereits von Zarncke im Gefolge des »Narrenschiffes« (S. 458) angeführt. Schon die Verse „Und all das gaudeamus fingen“ (V. 3) „Frölich das gaudeamus fingen“ (V. 15) bezeugen den Einfluß der Brant'schen Dichtung. Man erinnere sich nur, daß alle Abbildungen des Narrenschiffes eine Fahne mit den Worten „Gaudeamus omnes“ zeigen.

Der kram der narrenkappen. (K.-G. 21, 304.)

Auch in diesem Schwank lehnt sich H. Sachs an das »Narrenschiff« an, mit dem er in einzelnen Versen übereinstimmt. So findet sich z. B. der Anfangsvers des 13. Kapitels des »Narrenschiffes« „Frau Venus mit dem ströen etc.“ wörtlich in der Mitte des Sachs'schen Gedichtes, wie denn dieses Kapitel Sachs überhaupt mehrere Ideen eingab. Möglich, daß Sachs auch irgend einen Holzschnitt über das Thema vor sich hatte. An bildlichen Darstellungen über ähnliche Gegenstände war gewiß ebenso wenig Mangel, wie an Dichtungen darüber. Was letztere betrifft, so führt Zarncke zwei über das Thema Narrenkappe (praef. p. CXXXIII ff.) an, die inhaltlich allerdings grundverschieden von Sachs sind.

Der prechtig verdorben haußhalter. (K.-G. 21, 265.)

In diesem Schwank kam der Dichter auf die früher bearbeitete Fabel »Das Heilthumb« zurück, die er aber in wesentlich abweichender Weise bearbeitete. Er schildert uns den guten Hauswirt gar nicht, sondern nur den schlechten und läßt diesen sich nicht mehr rechtzeitig bessern, sondern erst dann im Hause Umschau halten, als er schon verloren ist. Von einem „heilthumb“ ist daher hier nicht die Rede. Sachs weicht von seiner früheren Dichtung noch insofern ab, als „der haußhalter nicht nur ein Verschwender, sondern auch ein Spieler ist“.

Des schäfers warzeichen. (K.-G. 21, 325.)

Dieser vom 10. Februar 1573 datierte Schwank ist der letzte unseres Dichters. Tittmann, der ihn in den »Dichtungen des Hans Sachs« Bd. II, S. 259 abdruckte, bemerkt dazu: „Wohl aus mündlicher Überlieferung geschöpft“. Das ist jedenfalls unrichtig. Die Anekdote findet sich bereits in den »Facetie« des Piovano Arlotto, welche Sachs, wie ich ja oben gezeigt habe (S. 79 ff.), durch irgend eine Mittelquelle kannte und mehrfach benützte. In dem italienischen Schwankbuch lautet die Erzählung (Sign. L 4^a) folgendermaßen:

Come il uento porto uia li ricordi delle commiffioni date al Piouano Arlotto.

Sapeuafi chel Piouano Arlotto andaua in la Galea Capitana per andare al uiaggio di Fiandra: furongli date piu commiffioni & ricordi con danari & fanza. Quando furono meza giornata preffo al porto comincio el Piouano a raffettare le fue bifaccie & truoua tutti li ricordi & pongli in uno monte in fu la banda della Galea & tutti li danari pone ad uno in fu li ricordi di chi li gliele haueua dati. In quel traffe alchuno uento & porto uia tutte le police in fu che non erano li danari. Ripose ogni cosa el Piouano & arriuato i porto fece el bifogno etc.

Soweit ist die Erzählung von Sachs benützt. Im italienischen Schwankbuch wird noch mitgeteilt, daß die Auftraggeber zum Piovano Arlotto bei seiner Rückkehr kamen und daß dieser den einen ihre bestellten Sachen gab und den anderen mitteilte, der Wind habe ihre Zettel verweht. Als letztere bemerkten, er habe doch die Aufträge der anderen besorgt, so versetzte der Schalk, ihre Zettel habe der Wind nicht wegfehen können, da sei Geld hineingewickelt gewesen.

Bei H. Sachs bietet die Fabel, abgesehen von diesem fehlenden Schluß, mehrere Abweichungen: der Schalk ist bei ihm ein Krämer zu Mainz, Hans Appol genannt, der nach Frankfurt zur Messe reist. Nicht von Mehreren, sondern nur von Einem, und zwar von einem Schäfer, erhält er das Geld zur Beforgung eines Auftrags (hier der Einkauf einer Sackpfeife). Sonst verläuft die Erzählung wie beim Italiener. Kürzungen und Änderungen, wie die Darstellung unseres Meisters gegenüber der welschen Erzählung zeigt, finden sich, der Verlauf unserer Untersuchung dürfte das zur Genüge bewiesen haben, oft, sehr oft bei ihm in der Benützung seiner Quellen, und es wäre daher möglich, daß er, trotz aller Abweichungen, eine dem Piovano Arlotto sehr nahe stehende Mittelquelle benützt hat. Indes ist es auch möglich, daß ihm die Fabel von ferner her vermittelt worden ist. Von der Hagen, der die Anekdote in seinen »Briefen in die Heimat« (Bd. II, S. 226/27) kurz mitteilt, erwähnt dabei, daß sie „sich auch bei uns wiederholt“ habe. Ich weiß nicht, ob er ältere Bearbeitungen oder nur das Gedicht des Hans Sachs darunter verstand, aber ich glaube mich zu erinnern, eine ältere deutsche Version irgendwo gelesen zu haben, die H. Sachs näher stand als der italienische Schwank.

Schließlich sollen hier, herausgeriffen aus der chronologischen Folge, noch einige Spruchgedichte unseres Meisters auf ihre Quellen untersucht werden, die zwar nicht als Schwänke bezeichnet sind, sich indes kaum in der Behandlung von ihnen unterscheiden, und die ich hier zusammenfasse, weil sie zum Erzählungsschatze der »Gesta Romanorum« gehören. Ich beginne mit der Historia

Der Ritter mit dem Getrewen Hund. (Fol. I, 129^a.)

„Vns sagt Gesta Romanorum“, also bezeichnet S. selbst seine Quelle. Eigentlich gehört dieselbe der »Historia Septem Sapientum« an (Erzählung des 1. Meisters); aber dieser Erzählungscyclus findet sich ja bekanntlich in fast allen Handschriften und Drucken der deutschen, sowie in den meisten Handschriften der lateinischen »Gesta Romanorum«. Wir haben oben (S. 175) gesehen, daß S. in einem Falle die Cammerlander'schen deutschen G. R. (»Die alten Römer«, Straßburg 1538) benützte. Folgte er hier der gleichen Quelle? Alles scheint dafür zu sprechen. Nicht nur verläuft die Geschichte völlig wie bei Cammerlander, sondern es finden sich auch zahlreiche Stellen, die fast wörtlich bei beiden Autoren übereinstimmen; ich will hier einige anführen:

Sachs (Folio-Ausg. I p. 129):

Sambt jhrem gantzen Hofgesind . . . —
Da lag in diesem sah verborgen
Ein grosse Schlang in einem loch . . . —
Gund er sich auff der stangen schwingen . . —
Sein glemern in drey stück zubrach . . . —
Vnd zog zu dem heyligen grab.

Die alten Römer (Fol 50^b):

. . . vnd auch sein hoffgesind . . . Nun
lage inn der Burg eyne grosse schlang ver-
borgen in eym loch . . . thet er sich vast
auff der stangen schwingen . . . Vnd als
bald zerbrach er sein gesper in drei stuck
vnd ging züm heiligen grab . . .

Aber 2 Dinge erregen Bedenken: 1. Die Erzählung des S. trägt das Datum 1531 und »Die alten Römer« erschienen erst 1538; 2. bezeichnet er „Gesta Rom.“ als seine Quelle und im ganzen Cammerlander'schen Buche kommt dieser Namen nicht vor. Wenn nun auch die Zahl 1531 — wie behauptet wird — ein Irrtum ist, so verbleibt immer noch die zweite Schwierigkeit. Es steht nichts im Wege, Cammerlander's eigene, wörtlich benützte Quelle, welche wir in einer von mir schon früher (»Germ. 36, 36 u. 37, 213«) beschriebenen deutschen Ausg. der G. R. von 1512 (bzw. noch älter) zu suchen haben, als die Vorlage des H. Sachs anzusehen; darin fand er auch den Namen »Gesta Roman.«.

Außer dieser Version, woher sie ihm auch vermittelt worden, benützte S. noch eine andere Quelle, nämlich die von A. Keller herausgegebenen gereimten »Sieben weisen Meister« von 1476 (»Altd. Ged.« Tübingen 1846) das geht aus nachstehenden Parallelen hervor:

Sachs (Folio I, S. 129):

Zu warten sein vor allem schaden... —
Da loff der hund sie („die Schlang“) wie-
der an . . . —
Solt dem Ritter darinn gelingen,
So thet der Hund vor jm auffspringen . . . —
Daruon sein schellen wurden klingen . . . —
Kundten sich anderst nicht verwissen
Dann der Hund hatt das Kind erbissen . . . —
Wann vnser eynigs kind ist tod,
Ewer Hund es erbissen hot

S. w. M. von 1476 (S. 52 ff.):

Vnd seine wartend zu aller stund . . . —
Das hündelein an den flangen lieff . . . —
Solte dem ritter denn gelingen,
So ging der hunt vor im springen. —
Er flug sein schellen . . . —
Der hunt [der] hat das kind zerrißzen
Vnd vnßer trost hat er erbissen . . . —
Vnßer eininger fun der ist tot
Ewr lieber hunt hatt in erbissen.

Ich habe schon an anderer Stelle (»Germania« 36, 37 und 37, 214 ff.) wahrscheinlich gemacht, daß S. diese gereimten S. w. M. kannte; wir haben hier einen neuen Beleg dafür.

**Von dem Ritter aus Frankreich, den ein Kauffmann
felig nennet.** (ibid. f. 130.)

Als die Quelle dieses Gedichtes haben wir die Erzählung bei Pauli 223 zu betrachten. S. stimmt mit ihr sachlich fast ganz und auch vielfach wörtlich überein. Pauli's Quelle selber ist »Gesta Rom.« 56. Die Cammerlander'sche Übersetzung dieser Erzählung enthält einige kleinere Stellen, die S. benützt haben könnte, wenn nicht wieder das Datum (1536/. 1538) im Wege stünde.

Drey guter nützlicher Lehr einer Nachtigall. (Fol. I, 321^b.)

Die Hauptquelle dieser dem Orient entstammenden und in die G. R. übergegangenen Fabel war für Sachs Steinhöwel's »Aesop« (Oest. S. 313 ff.) »Von dem vogler vnd dem vögelin«. Steinhöwel schöpfte seinerseits aus der »Disciplina Clericalis« des Petrus Alphonsus. Im ganzen Verlauf der Fabel, in den Reden der Personen und selbst in den Ausschmückungen ist S. getreuer Nachfolger dieser Vorlage; auch sprachliche Übereinstimmungen finden sich sehr viele. Die Darstellung der Fabel in den »Gesta Romanorum« (lat. 167, germ. 83, Cammerl. fol. 44^b u. f. w.) entfernt sich sehr von Sachs und seiner Quelle. Und doch scheint jener irgend eine Version der G. R., vielleicht die Cammerlander'sche, auch hier benützt zu haben, weil das unbestimmte „vögelin“ seiner Vorlage zu einer Nachtigall, wie in den G. R., geworden ist. Über die ungeheure Verbreitung der Fabel cf. Oesterley G. R. p. 739 und zu »Wendunmut« IV, 34.

Mensch, was du thußt, bedenck das End. (Fol. I, 286^b.)

Sachs gibt in dem am 19. Juni 1547 geschriebenen Spruch folgendermaßen seine Quelle an: „Vns sagt Gesta Romanorum“. Die Erzählung findet sich in den lat. G. R. sub No. 103, in den deutschen sub No. 70 und bei Cammerl. auf fol. 41^b. Allein mit welchen von diesen man S. auch vergleicht, so ergeben sich sehr wesentliche Abweichungen. Bei jenen kommt ein Kaufmann an die Thore des kaiserlichen Palaſtes zu Rom und läßt den Kaiser durch den „thorwarter“ (janitor) 3 Weisheiten zum Kauf anbieten. Der Monarch befiehlt, den Fremden zu bringen und nimmt ihm die Lehren unter der Bedingung ab, sein Geld wieder zurückzuerhalten, falls sie ihm nicht gefallen sollten. Sie finden aber seinen Beifall, er läßt die erste Lehre überall im Palaſte anschreiben, beherzigt die 2 anderen und

entgeht so 3mal dem Tode. Ganz anders Sachs: Bei ihm kommt „ein Philosophus“ nach Rom, „der richt am Marckt auff seinen Krom, Hett ein Tisch gesetzt . . . Darbey stund er samb hett er feyl“. Der Kaiser schickt hin und läßt fragen, „Was er feyl hett“. Die Antwort lautet: „Die Weißheit“. Jetzt wird der Weise zum Monarchen gerufen und erhält hohen Preis, aber nur für eine — auf einen Zettel geschriebene — Weisheitslehre, der ersten der G. R., die dem Käufer zwar nicht sonderlich gefällt, die er aber dennoch überall im Palaste anbringen läßt. Er entgeht infolgedessen einmal dem Tode. Mit dieser Darstellung stimmt in der Hauptsache der »Dialogus Creaturarum« Kap. 93 überein; man vergleiche: „Legitur de quodam philosopho, quod in foro in loco eminentiori residens dixit, se velle vendere sapientiam, et cum aliqui ab eo emerent, scripsit in cedula dicens: in omnibus, quae acturus es, semper cogita, quid tibi inde possit accidere. Quod cum multi deriderent et cedulam vellent projicere, ait: portate secure ad dominum vestrum . . . Quod cum princeps accepisset, litteris aureis in ostio sui palatii scribi fecit etc.“ Man kennt von dem »Dialogus Creat.« eine holländische, eine französische und eine englische Übersetzung aus dem 15. Jahrhundert; sollte es nicht auch eine deutsche aus gleicher Zeit gegeben haben, die H. S. bekannt war?

Neben dieser Vorlage benützte S. allerdings auch die G. R., wahrscheinlich Cammerlander's Buch. Daraus nahm er den Namen Domitianus, den Preis für die weise Sentenz, den Vorgang beim Attentat des Barbiers u. s. w. Aus Sueton, der ihm in der Übersetzung von Polychorius (Straßburg, 1536) bekannt war, schöpfte er seine richtigen historischen Angaben über Domitian, welchen die G. R. als „prudens valde et per omnia justus“ darstellen.

Nürnberg, am 15. März 1894.

A. L. Stiefel.



Stiefel, Arthur Ludwig,

Über die Quellen der Fabeln, Märchen und Schwänke des Hans Sachs

Nürnberg 1894

P.o.germ. 1190 gn

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11672469-2